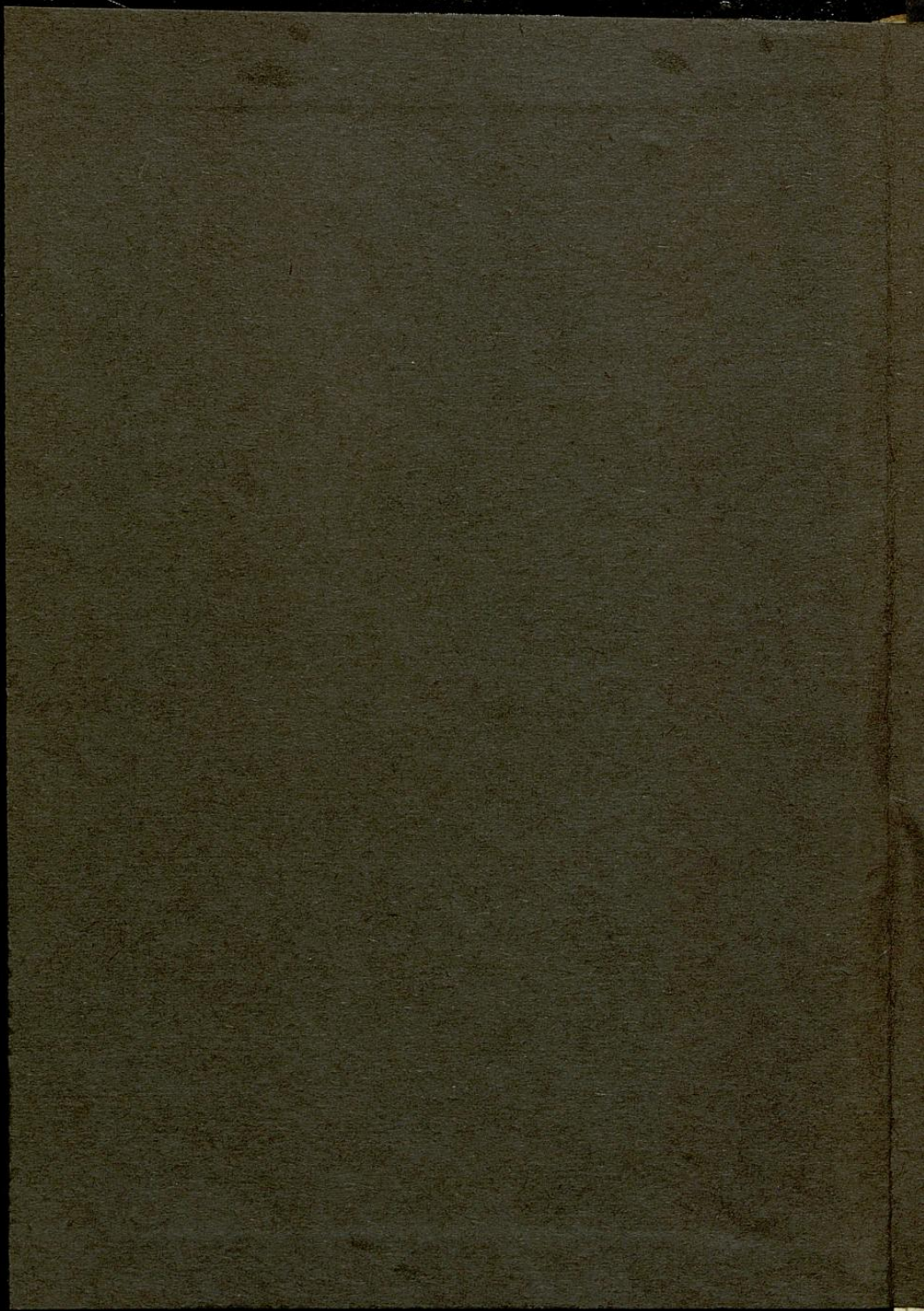


Wiener Stadt-Bibliothek.

159625 Ja

II. Bd.



Ja 159.625

III. Bd

K A R L K R A U S

W E L T G E R I C H T

NACHTRAG

/Aufsätze, die während des
Drucks aufgenommen wurden/

Mit eigenhändigen Änderungen

H. I. N. 176.054



1870
10

KARL MARX

HELVETICA

1870

infolge der während des
Krieges eingetretenen

Veränderung der Verhältnisse

1870

INHALTSVERZEICHNIS

I. Ergänzung zum I. Band ursprünglicher Fassung

- | | | |
|--|--------|-----|
| 1. Die Schönheit im Dienste des Kaufmanns | S. 1 - | 8 |
| 2. Gruß an Bahr und Hofmannsthal.. | 9 - | 20 |
| 3. Das Gegenstück | 21 - | 24 |
| 4. Der tragische Karneval | 25 - | 29 |
| 5. Die Laufkatze | 30 - | 45 |
| 6. Der englische Benedikt und der österreichische Northcliffe .. | 46 | |
| 7. Auf der Suche nach dem Menschen im Heros | 47 - | 51 |
| 8. Es ist alles da | 52 - | 55 |
| 9. Ich warne das neue Österreich .. | 56 - | 60 |
| 10. Schonet die Kinder | 61 - | 65 |
| 11. Das österreichische Antlitz ... | 66 - | 68 |
| 12. Ein andres Antlitz | 69 - | 75 |
| 13. Der Krieg im Schulbuch | 77 - | 86 |
| 14. Von der Sinai-Front | 87 | |
| 15. Made in Germany | 88 - | 93 |
| 16. Der soziale Standpunkt vor Tieren | 94 - | 96 |
| 17. Hans Müller in Schönbrunn | 97 - | 102 |
| 18. Schweizer Idylle | 103 - | 109 |
| 19. Franz Grüner | 110 | |



II. Ergänzungen zum 2. Band der ur-
sprünglichen Fassung

1. Franz Janowitz	S. 111 - 113
2. Die einzelne Frauengestalt	114 - 121
3. Klärungen	123 - 127
4. Das Unterbewußtsein im Kriege ..	128
5. Die Fundverheimlichung	129 - 135
6. Feiertage	136 - 137
7. Warum Pf-erde wiehern	138 - 140
8. Ein deutsches Buch	141 - 150
9. Zum ewigen Gedächtnis	151
10. Dialog der Geschlechter	152 - 159
11. Am Sarg Alexander Girardis	160 - 162
12. Der darbende Bürger	163 - 167
13. Ein Staatsstreich	168 - 172
14. Das verjüngte Österreich	173 - 176
15. Die Gerüchte	177 - 182
16. Auf hoher See	183 - 186
17. Ein Mord im Weltkrieg	187 - 198
18. Österreichs Fürsprech bei Wilson ..	199 - 200
19. Ad acta	201 - 223

Die Schönheit im Dienste des Kaufmanns

2. November 1915

Lieber Loos!

Sie haben die Absicht, durch einen Vortrag dem nur in Wiener Hirnen existenzfähigen Gedanken der Kreierung einer »Wiener Mode« Schwierigkeiten zu bereiten, diesem dernier cri einer nach Wien zuständigen Dummheit, die sich vom »Joch der Pariser Mode« befreien will, dem bekannten Joch, welches die Eigentümlichkeit hat, daß man so lange unter ihm geseutzt hat und jetzt bloß nach ihm seutzen darf. Sie wissen, diese Heuchelei ist der Treffpunkt eines schlecht sitzenden Patriotismus hochgestellter Modedamen und des aufrechten Erwerbssinns etlicher Schneiderfirmen, und niemand weiß besser als Sie, daß der Vorsatz, eine Mode zu schaffen, bei weitem kühner ist als ehemals der Entschluß zur Erschaffung der Welt, und daß darum auch das Resultat den Schöpfer kaum zu dem Selbstlob berechtigen dürfte, daß es gut war. Freilich dürfte die Wiener Mode sich eben noch mit dem verpfuschten Zustand der heutigen Welt vergleichen lassen, nur mit dem Unterschied, daß jene, die Mode, wenn sie in Ehren bestehen will, die Unehrlichkeit begehen muß, Pariser Modelle unter Wiener Marke einzuschmuggeln, während diese, die Welt, ihr elendes Original unter dem alten Namen auf den Markt bringt und noch vom heutigen Menschen zu behaupten wagt, er sei nach dem Ebenbild Gottes geschaffen. Die Welt, mit der wir jetzt vorlieb nehmen müssen, ist nämlich, wie Sie wohl schon einsehen dürften, nichts anderes als die Ihnen bekannte deutsche Pofelware, die ehemals unter ausländischen Bezeichnungen den Weltmarkt zu erobern suchte, bis sie gezwungen wurde, sich als made in Germany zu deklarieren; die Mode aber dreht den Spieß um, behauptet mit freier Stirn, sie sei deutsch, da sie noch immer französisch ist, und wenn man ihr hinter den Schwindel kommt, so wird sie ehrlich und macht den aussichtslosen Versuch, als Wiener



Produkt die Welt zu erobern. Nun dürfte es aber noch immer eher glücken, einen deutschen Gott der Welt als den garantiert echten einzureden, als eine Wiener Mode zu beschließen, was eben annähernd so unmöglich ist wie ein Kornfeld in der flachen Hand wachsen zu lassen, während der Versuch, Armeen aus der Erde zu stampfen, bekanntlich über alles Erwarten gelingt. Zu dem Kapitel des Irrsinns, wo die Entwicklung so organischer Dinge wie es die Mode ist, als nationale Forderung betrieben, ja unter ein Kriegsleistungsgesetz gestellt wird, muß ich Ihnen wohl nichts weiter sagen. Sie werden auch wissen, daß dieses Symptom einer dementia heroica nicht zu trennen ist von dem Gesamtbild jener Wiener Gemütskrankheit, die vom fieberhaft ersehnten Fremdenverkehr ~~blot~~ den Verkehr haben ~~und~~ die Fremden durch Beschimpfung entfernen möchte. Ihr Vortrag nun will einem der tollsten Wiener Faschingsscherze zuvorkommen, die sich je bei Krieg, Hunger und Pestilenz hervorgewagt haben. Ein Komitee — dieses noch immer nicht abgeschaffte Fremdwort dürfte hier von »komisch« kommen und deshalb beliebt sein — hat die Idee gehabt, sich zur Förderung des heimischen Schneidergewerbes ein Stück anfertigen zu lassen, in welchem die engrockige Wiener Mode über die weitrockige Pariser Mode »siegte«, die in Gestalt eines besser gekleideten Aschenbrödels einen Achtungserfolg ~~erzielen~~ ~~dürfte~~. Zum Dichter des Stückes, das ebenso apart ausfallen dürfte wie die Wiener Mode, wurde ein versierter Wiener Gerichtssaalreporter ausersehen, dessen Beziehungen zur Muse nicht weniger legitim sind als seine Beziehungen zur Mode und der schon darum kompetent ist, speziell bei der Hebung des heimischen Gewerbes mitzusprechen, weil er selbst, wiewohl er eigentlich nur Feigl heißt, sich unter dem präsentableren Namen Melbourn ~~auf dem Markt~~ eingeführt hat. Wohl mag er nun erkennen, daß die Zeiten für die Inkognitos vorbei sind und daß die Wiener Mode in diesem Punkte immer bescheidener war als die Wiener Dichtkunst, indem sie ja

ganz

erzähl u. v.

in d. Hand

umgekehrt den Melbourn hinter dem Feigl verbergen wollte und jetzt gar daran geht, den Melbourn zu überwinden und nichts anderes sein und scheinen zu wollen als ein Feigl, der bisher im Verborgenen geblüht hat, aber nun die Welt auf sich aufmerksam machen möchte. Wie dem immer nun sei und wenn man auch glauben sollte, daß jene Welt Österreich mit Australien, Feigl mit Melbourn nicht mehr verwechseln wird, Tatsache ist und bleibt, daß ein Mann berufen wurde, den Sieg der Wiener Mode dramatisch zu feiern, der den Toilettenluxus aus den Entwürfen des Extrablatt-Zeichners kennt und das mondäne Leben aus jenen bezirksgerichtlichen Verhandlungen, in denen sogenannte »Lebedamen« überwiesen werden, einen Lebenswandel geführt und hierauf zum Zweck der Veranstaltung unerlaubter Zusammenkünfte durch eine sogenannte »Private« in einer Lasterhöhle ein- und ausgegangen zu sein oder sich im Sumpf der Großstadt die Türklinke gereicht zu haben. Es bleibt nicht mir, der bloß das Material für den künftigen Kulturhistoriker herbeischafft, sondern diesem selbst vorbehalten, die rätselhafte Möglichkeit zu ergründen, daß im Wien des Kriegsjahres 1915 zu Affenkomödien Zeit und Lust genug vorhanden war, wenn die Parkettsitze nur 30 Kronen kosteten, und daß »84 Damen der Hocharistokratie und der Wiener Gesellschaft« mit den im Stück des Herrn Feigl auftretenden Schauspielerinnen »sich geeinigt haben, einzig und allein Wiener Erfindungen und Wiener Schöpfungen zu tragen, so daß man an diesem Tage im Deutschen Volkstheater einen Überblick über die Wiener Mode erhalten wird«. Aber nicht einmal die groteske Tatsache, daß die Damen der Hocharistokratie sich von der Krankenpflege nicht anders zu erholen wissen als bei der Gelegenheit, Mannequins des Ungeschmacks, ja sandwich-women für den Geist des Feigl-Melbourn zu sein, will ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Was mich bestimmt, Ihrer Rede mein Wort zu überlassen, ist die Einsicht in eine Erscheinung, welche die jetzt ausgebrochene

Feigl mit

Diskussion über die Frage, ob man im Krieg Mode machen darf, mir offenbart hat. Diese Frage wird ernstlich gestellt, ohne daß die Interessenten sich in der Antwort einigten, daß man weder einen Krieg noch eine Mode machen darf. Die Anregerin ist die Infantin Maria de las Nieves de Braganza de Borbon. Diese höchst wohlthätige Dame, die sich von der Forderung, Gold für Eisen zu geben, nicht bis zu dem Opfer hinreißen läßt, auch durch das Gold, welches Schweigen heißt, mit gutem Beispiel voranzugehen, hat verlangt, daß die Modedamen jetzt die Wolle, die sie für Toiletten brauchen, lieber den Soldaten geben und dem Luxus das Scherflein vorziehen sollen. Die Frage, ob die ästhetische Fortsetzung des Frauenlebens, also das Überflüssige, nicht in einem tieferen Sinne für die Menschheit notwendiger ist als die einmal gegebene Notwendigkeit, führt auf ein philosophisches Gebiet, auf das die Infantin von Braganza und den von ihr vertretenen Patriotismus mitzuführen ziemlich undankbar sein dürfte. Man würde auf wenig Verständnis und viel Entrüstung stoßen, wenn man behaupten wollte, daß eine schöne Frau, die sich auch in der größten Zeit noch schön zu kleiden wagt und darum dem Fluch der Infantin verfällt, für die »Allgemeinheit«, um die sich die glückliche Naivetät der Schönheit gar nicht kümmert, mehr leistet als durch das Opfer, ihre Toilette zu Scharpie zu zerpupfen. Selbst der rein logische Einwand, daß die opferwilligste Infantin noch immer zu wenig leistet, wenn sie bloß ein Spitalskleid trägt und nicht ihr ganzes Hab und Gut dem patriotischen Zweck überläßt, bleibe der Anregerin erspart. Dagegen hat ihr die öffentliche Dummheit die Replik nicht ersparen können, daß es unpatriotisch wäre, gerade jetzt auf den Luxus zu verzichten, da ja die Schneiderfirmen auch leben wollen. Darauf hat die Infantin die einzig zutreffende Antwort gegeben, man möge für dasselbe Geld bei der Schneiderfirma Soldatenhosen bestellen, und ähnlich sollten die Konditorsachen anstatt wie bisher »in den

Magen einer schönen Dame in den eines armen Soldaten wandern«. Die Infantin hatte ganz recht, zu sagen, daß man auf diese Art beiden Interessen gerecht werden könne, und daß die Damen dadurch Gelegenheit bekommen, sich sowohl für das Vaterland wie für die Industrie aufzuopfern. Im allgemeinen läßt sich nicht bestreiten, daß die Infantin, wo sie recht hat, recht hat und daß man tatsächlich für das Geld, das man zur Erhaltung der Schneiderfirmen und der Konditorfirmen zahlt, solche Waren kaufen könnte, die einem Zweck zugutekommen, für den, wie die Infantin wieder mit Recht sagt, »die Regierung denn doch nicht alles vorsorgen kann«. Trotz dieser in die Augen springenden Richtigkeit bleibt die Gräfin Berchtold bei ihrer Ansicht, daß es ein Verbrechen wäre, auf den Luxus zu verzichten, weil die Schneiderfirmen doch auch leben wollen. »Ich und gleich mir viele andere Damen«, sagt die Gräfin Berchtold, »wir fühlen uns verpflichtet, unsere Schneiderinnen und sonstigen Lieferanten nicht in einer Zeit im Stiche zu lassen, wo sie doch ganz besonders der Aufträge bedürfen, damit sie ihre Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen können. Denn es wäre doch eine große Verantwortung, wenn man sich der Einsicht verschließen wollte, daß man nicht nur seinem eigenen Geschmack und seiner eigenen Einsicht nach leben darf, sondern auch auf die Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen hat.« Den weiten Rock verschmähe sie in der großen Zeit, weil sie ihn für »inopportun« halte; sie würde »absolut keine Pariser Modelle tragen«, aber sie lasse sich nicht abhalten, Toiletten nach Herzenslust zu bestellen, nicht weil sie gut aussehen will, sondern damit es den Wiener Schneiderinnen nicht schlecht gehe. Die Gräfin Berchtold und im ganzen 84 Damen der Hocharistokratie sind also keineswegs geneigt, aus Patriotismus auf Toiletten zu verzichten, aber sie ~~probieren~~ sie aus Sozialpolitik. Sie fragen sich nicht: wie steht mir das? Sondern: wie gehts meiner Schneiderin? Patriotinnen sind sie /ohnedies,

→ bryan
1/2

wenn sie die heimischen und nicht die ausländischen
notleidenden Firmen unterstützen — »denn es ist das
erste Gebot jedes Patrioten«, sagt sich die Gräfin
Berchtold bei der Anprobe, »nur das zu fördern,
was dem Vaterlande frommt.« ~~Lieber Loos, bitte,~~
~~übersehen Sie,~~ wenn Sie sich mit der geistigen
Unzulänglichkeit, die eine Mode beschließt, in eine
Polemik einlassen, das eine nicht: daß dieser Mangel
nur ein Teil von jener großen Leere ist, aus der die ganze neu-
deutsche, deutschchristliche Lebensauffassung entspringt.
Wir essen, damit unsere Gastwirte zu essen haben. Wir
trinken, damit die Weinhändler einen Rausch bekommen.
Wir kleiden uns, damit die Schneider es warm haben.
Wir ziehen vor unseren Hutfabrikanten den Hut. Wir lassen
unsere Lieferanten bei uns die Waren bestellen. Wir fahren,
weil der Kutscher heut noch keine Fuhr gehabt hat. Wir
dienen den Instrumenten. Wir sind die Subalternen
unserer Beamten. Wir rauchen, damit wir dem Raucher
Feuer geben können. Wir sind in einem Maß die
Opfer unserer Nächstenliebe, ~~welches~~ weit über die
Forderungen der Infantin hinausgeht. Wir konsumieren,
damit der Produzent konsumieren könne. Wir essen
nicht, um zu leben, sondern wir leben, um zu essen;
wir leben nicht, um zu essen, sondern wir leben, damit
die andern essen; wir sterben, um zu essen; wir essen
nicht, damit die zu essen haben, die sterben müssen,
damit wir zu essen haben; wir kleiden uns, damit die
sich kleiden, die uns kleiden; wir verzichten auf
Wolle, um für Wolle zu leben und damit jene Wolle
haben, die für Wolle sterben müssen. Nun gut, es mag
Mannspflicht sein, den Schneider zu kleiden und den
Wirt zu nähren. Aber könnte es ein unsozialeres Ding
geben als die Schönheit, die vor dem Spiegel steht?
Nichts vor sich hat als wieder sich, und ~~deß~~ die
»Allgemeinheit« nichts anderes bedeutet als die vorgestellte
Reihe jener, die sie bewundern werden? Nein, sie tut es aus
Nächstenliebe; sie schmückt sich aus Sozialpolitik; sie muß
den Lieferanten beschäftigen, dessen Arbeiter sonst brotlos

werden. Wohl, man verkenne aus strategischen Gründen den Sinn des Lebens; mansagegetrost, eine Frau dürfe nicht schön sein, so lange es Schützengräben gibt. Aber zu verlangen, daß sie vor dem Spiegel eine Patriotin sei, ist Hochverrat an der Schönheit und macht den Patriotismus häßlich. Ist es nicht wahrhaft trostlos, daß selbst hier meine Erkenntnis, daß das Lebensmittel den Lebenszweck unterjocht habe, ein Beispiel findet? Schnell noch etwas Schminke aufgelegt, damit die Rosa Schaffer gut aussieht! ~~Lieber Loos~~, haben Sie mich, als ich vor Ihnen diese Ideen entwickelte, bei der hochherzigen Regung ertappt, daß ich mir noch einen Kaffee bestellte, damit der Kaffeesieder eine Freud' habe? ~~Sehen Sie~~, in keiner der vielen jetzt entzweiten Kulturwelten erhebt der Mensch so die Prämissen des Lebens zum Inhalt, ~~lebt~~ er so ~~für~~ dem, der ihn bedient, macht er sich so zum Sklaven seines Sklaven, stürzt er sich so kopfüber in die Leibeigenschaft, und hat sich dennoch die intellektuelle Freiheit bewahrt, die Kultur des Moskowitertums gering zu achten. Aber gibt es eine schmälicherere Leibeigenschaft als die, in der wir leben, wenn sie selbst den Frauenleib, anstatt ihn unter das Joch der Pariser Mode zu beugen, unter den Bedarf der Wiener Modistin stellt? Ich wäre ja Gottseidank nicht imstande, es nationalökonomisch nachzuweisen; aber mein Glaube ist es, daß die Schneiderinnen nicht in Not wären, wenn die Damen nicht für sie zu sorgen hätten. Hier steht »die Kunst im Dienste des Kaufmanns«, das heißt, sie ist das verächtliche Ornament seines Geschäfts. Hier steht die Schönheit im Dienste des Schneiders. Nein, hier steht das Leben selbst im Dienste des Lebensmittels, und wir Esser sind seine Nahrung. Wir decken nicht unseren Bedarf beim Händler, sondern seinen an uns. Aus solcher Geistesformation entsteht ein Weltkrieg, aus solch tiefer Unsittlichkeit eines Lebens, das in heilloser Mischung von Gefühl und Gebrauch vergeht, ohne Mut zum eigenen Bedürfnis: nur daraus und nicht aus den Problemen Elsaß oder Galizien — glauben Sie das

hinst

— Ah

endlich, und wenige sind berufener, es zu glauben, als Sie! An dieser Debatte, die Sie zu Ihrem Vortrag veranlaßt, empfehle ich die Konkurrenz dreifachen Irrsinns Ihrer Beachtung. Wir sollen eine Mode erfinden: das ist nur die nationale Forderung eines Ungeschmacks, der den Größenwahn bekommen hat. Wir sollen nichts anziehen, damit die Soldaten, die für Baumwolle geopfert werden, es warm haben: das ist das Postulat einer von der großen Zeit bedingten schweren Nervenüberreizung. Wir sollen schöne Kleider kaufen, damit sich die Schneider gut anziehen können: das ist ein unheilbarer Fall, das ist der Zustand unseres Denkens! Daß sich die Aussprache solch bunten Wahnwitzes unter der Patronanz adeliger Damen vollzieht, mag Ihnen beweisen, daß die heutige und hiesige Gesellschaft auch an ihrer unnahbarsten Front keine Sicherung gegen den Feind bietet, der Instinkt und Kultur mit der Vernichtung bedroht. Ich kann den Bestrebungen der Sklaverei keinen Geschmack abgewinnen. Ich werde so frei sein, 84 opferwilligen, patriotischen oder gewerbefreundlichen Damen, deren Geburt sie nicht davor bewahrt hat, der Produktion des Herrn Feigl beizuwohnen, eine Einzige vorzuziehen, die Stoffen nach einem Pariser Modell gelüftet, es stolz verweigert, eine Toiletteprobe auf ihre Selbstlosigkeit zu bestehen, und weder von der Frage, ob der Staat hinreichend für seine Soldaten vorsorgen kann, noch von dem Wohlbefinden ihrer Lieferanten die Entscheidung abhängig macht, schön zu sein!

Ihr

Karl Kraus

K.

T. A. Ding 1/2 1/2 1/2 1/2

End
/ hi
/ hi

H. 1/2

— 41 —

April 1844

Gruß an Bahr und Hofmannsthal

passi

Gruß an Hofmannsthal

Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.

Mir fällt ein, daß wir uns eigentlich niemals näher waren, als da Sie Ihr Jahr bei den Dragonern machten. Erinnern Sie sich noch? Sie holten mich gern abends ab und wir gingen zusammen und ich weiß noch, wie seltsam es mir oft war, wenn wir im Gespräch immer höher in die Höhe stiegen, über alle Höhen uns verstiegen, und dann mein Blick, zurückkehrend, wieder auf Ihre Uniform fiel; sie paßte nicht recht zu den gar nicht uniformen Gedanken. Im Oktober werden's zwanzig Jahre! Seitdem ist man »berühmt« geworden, es hat uns an nichts gefehlt, aber wer wagt zu sagen, daß diese zwanzig Jahre gut für uns waren? Wie sind sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick! Es war eine Zeit der Trennung, der Entfernung, der Vereinsamung; jeder ging vom anderen weg, jeder stand für sich, nur für sich allein, da froren wir. Jetzt hat es uns wieder zusammengeblasen, alle stehen für einander, da haben wir warm. Jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!

Und nun ist auf einmal auch alles weg, was uns zur Seite trieb. Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging, und Minnesang und Meistersang, unsere Mystik und unser deutsches Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Bach, Beethoven und Wagner. Dann aber hatten wir uns vergangen, auf manchen Pfad ins Verwickelte. Jetzt hat uns das große Schicksal wieder auf den rechten Weg gebracht. Das wollen wir uns aber verdienen.

Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein. Und wollen dafür sorgen, daß wir hinfert immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, Herr Walter von der Vogelweide und Hans Sachs, Eckhart und Tauler, Mystik und Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären dann erfüllt. Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!

Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein! Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian. Das ist nun auch gerade zwanzig Jahre her, daß Andrian den »Garten der Erkenntnis« schrieb, diese stärkste Verheißung. Er wird sie schon noch halten, mir ist nicht bang: ein Buch mit zwanzig, eins mit vierzig, eins mit sechzig Jahren, weiter nichts, in jedem aber volle zwanzig Jahre drin, dann wird er der Dichter der drei Bücher sein, das ist auch ganz genug. Und wenn ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert, vergeßt mich nicht, ich denk an euch!

Es geht euch ja so gut, und es muß einem ja da doch auch schrecklich viel einfallen, nicht?

Auf Wiedersehen!

Bayreuth, 16. August 1914.

Hermann Bahr. *gum*

Heute kann's ja doch endlich zugestellt und ohne Verletzung des Briefgeheimnisses verbreitet werden. Heute muß ja der Humor dieser brieflichen Feuertaufe von durchschlagendem Effekt sein. Denn damals, als das Grauen noch eine Sensation war und man noch aufhorchte, wenn Mörser losgingen, ist die Wirkung verpufft. Und doch war dieses Schreiben des damals national, jetzt katholisch spekulierenden Literaturfilous, das ihn zugleich von der Seite jener Dummheit zeigte, die das aussichtsvollste Geschäft verderben kann, — und doch war es damals, ernsthaft, in den Zeitungen veröffentlicht, bei uns und in Berlin, und wurde von dem Meister noch in ein Buch, das er »Kriegssegens« nannte, aufgenommen. Das Glück, dabei zu sein, wurde von diesem Hermann Bahr allerdings zu einer Zeit empfunden, wo die Kriegsleistungspflicht noch nicht auf die 50- bis 55jährigen ausgedehnt war. Aber schließlich, wer hätte denn je gefürchtet, daß man auf Herrn Bahrs Dienste reflektieren würde, solange die Charge eines Kriegshanswurstes eine freiwillige und noch nicht systemisiert ist? Er ist darum noch kein Soldat, weil er den Kriegsausbruch einen »heiligen Augenblick« nennt, wie er darum noch kein Heiliger ist, weil er einen katholischen Roman geschrieben und ihn »Himmelfahrt« genannt hat. Es handelt sich indes nicht um sein Wohl und Wehe, von dem man überzeugt sein kann, daß er es in den Dienst jeder guten Sache stellen würde, die gerade aktuell ist, da er ja überall unabhkömmlich ist und

nie daran dächte, sich anders als auf die bisherige Art reklamieren zu lassen. Es handelt sich vielmehr um die Einziehung des Herrn v. Hofmannsthal in die kriegerische Sphäre, die hier auf eine in der Geschichte der Mobilisierungen noch nicht erhörte Weise besorgt wird. Was die Verhältnisse der Wirklichkeit anlangt, in der Herr v. Hofmannsthal lebt und in der er, wenn schon nicht mit seinem Ruhme, so doch mit seiner Gesundheit den Weltkrieg überleben wird, so läßt sich nur sagen, daß es keine privatere Angelegenheit auf dieser blutigen Erde geben könnte als die Frage, ob einer mit größerer oder geringerer Begeisterung dabei ist, wo er dabei sein muß; daß es die letzte Privatangelegenheit ist, die der heutige Mensch hat; und daß es höchstens Sache des Staates, nie aber des Mitmenschen sein darf, der Kreatur den ungestörten Genuß des Erdenglücks zu mißgönnen. Aber die völlige Schamlosigkeit, mit der in diesem Fall auf publizistischem Wege die Gewißheit verbreitet wurde, daß der Herr von Hofmannsthal »in Waffen« sei und irgendwo — wer weiß wo — an einem Wachfeuer sitze, an das der »Wind« den Gruß des Altmeisters, des daheim sitzenden, leider nicht mehr mitkönnenden, wehen möge — bitte, wehen möge! — nur dieser übertriebene Optimismus fordert zu der tatsächlichen Feststellung heraus, daß selbst im Krieg, der bekanntlich Krieg ist, auf die postalischen Verbindungen mehr Verlaß ist als auf den Wind. Denn die Post kann, wenn es ihr auch noch so schwer gemacht wird, immerhin findig sein, während der Wind ein von Natur schwanker Geselle ist, ehrgeizlos und ein Blatt öfter auf einen Misthaufen wehend, als Mist zu einem Wachfeuer, an dem ein vaterländischer Dichter, wenn er gerade nichts zu singen und zu sagen hat, der Lieben in der Heimat gedenkt, welche jetzt Briefe an ihn schreiben mögen, die ihn nicht erreichen. Aber auf die Post kann man, wenn sich nicht die Zensur ins Mittel legt, Häuser bauen, die sie dann eins nach dem andern abläuft, bis sie den Adressaten gefunden hat, und der Briefträger hätte dem Herrn Bahr, der sich einmal beklagt hat, daß ihm die Briefe der Cosima Wagner nicht zugestellt werden, während die von Gabor Steiner ankamen, triumphierend beweisen können, daß er den Leutnant Hofmannsthal gefunden habe, gleich beim Ausbruch des Weltkriegs und die ganze große Zeit hindurch, an einem Wachfeuer, das im Kriegsfürsorgeamt brennt und wo die Meinung des Herrn Bahr,

daß man dort warm habe und alle für einander stehen, durchaus zutrifft. Wer weiß wo: ehemdem der schwermütige Refrain eines Soldatenliedes, ist in diesem Fall nicht einmal ein Postvermerk, da es sich keineswegs um die Feldpost handelt, deren Arbeit selbst bei zustellbaren Briefen immerhin durch die Truppenbewegungen erschwert wird. Denn es ist einfach nicht wahr, daß es je eine Zeit gab und wäre sie noch so groß gewesen, da niemand sagen konnte, wo Herr v. Hofmannsthal, und hätte er selbst in Waffen gestarrt, sich aufhalte. Er hat vor zwanzig Jahren als Dragoner Herrn Bahr begleitet; er wäre, da er in solcher Eigenschaft den Weltkrieg keineswegs begleitet hat, von Herrn Bahr zu finden gewesen. Diesem ist nur eingefallen, »daß sie sich eigentlich niemals näher waren«, als damals. Aber es hätte ihm eigentlich einfallen können, daß sie sich jetzt noch näher sind. Zum Beispiel dem Setzer, der diesen meinen Gruß gesetzt hat, ist es gleich beim Anblick des Bahr'schen Grüßes, wiewohl der ihm schon gedruckt vorlag, eingefallen, und er hat die Stelle, wo es von jenen zwanzig Jahren heißt, daß »sie« so blaß geworden seien, irrtümlich für einen Druckfehler gehalten und richtig so gesetzt: »Wie sind Sie jetzt plötzlich so blaß geworden in diesem heiligen Augenblick!« Und er hat ein Übriges getan: er hat die Stelle, wo Herr Bahr von dem Glück, dabei zu sein, spricht, von dem ungeheuren Glück des Augenblicks: »Mög es uns Gott erhalten!«, er hat auch diese für einen Druckfehler angesehen und als ein gründlicher Kenner der wahren Seelenbeschaffenheit der beiden Herren die Worte hingesetzt: »Möge uns Gott erhalten!« Warum auch nicht? Es hat ja den beiden Herren durch all die zwanzig Jahre »an nichts gefehlt«, sie hatten sich so viel verdient, nun wollen sie sich auch noch das Glück des Augenblicks verdienen und einen Schluß auf Heroismus machen, wenn die Geschäftsspesen nicht allzu groß sind. Gott möge sie erhalten. Gott weiß, wie es der Setzer weiß, wie es der Briefträger und alle Welt weiß: wo Herr v. Hofmannsthal jenes Glück, von dem Herr Bahr behauptet, daß es kein größeres gibt, tatsächlich erlebt hat. Nur Herr v. Hofmannsthal selbst hat gezögert, es zu sagen; und da er die Bescheidenheit hatte, den offenen Brief des Mentors nicht auf der Stelle offen zu beantworten und nicht in jenen Zeitungen, die ihn gedruckt hatten, zu erklären, er sei zwar noch nicht in Warschau,

werde aber in Wien bleiben, weil er nicht mehr in Rodaun sein könne — so ist es erlaubt, an seiner Statt nachträglich die Berichtigung vorzunehmen. Dem rapiden Sturmlauf der Entwicklung vom Nibelungenlied über Herrn Walther von der Vogelweide, Mystik und Barock, Klopstock, Kant, Schiller, Beethoven bis zu der Erwartung: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, will ich mich dabei nicht hinderlich in den Weg stellen, da ja der Weg zweifellos der »rechte« ist. Indes, der Aufgeber des verloren gegangenen, aber viel gelesenen Briefes, der Autor dieses von der eigenen Windigkeit verwehten Bekenntnisses, dürfte längst wissen, daß am 16. August 1914 oder in den folgenden Tagen die Österreicher im Allgemeinen noch nicht in Warschau waren, daß speziell aber der Leutnant Hofmannsthal überhaupt nie so weit vorgedrungen ist, wenn ihm nicht etwa nach der Einnahme dieser Festung Gelegenheit geboten war, mit Liebesgabenpaketen oder in sonst einer honorigen Mission des Kriegsfürsorgeamtes dortselbst zu erscheinen. Was nun vollends die andere Erwartung des Herrn Bahr anlangt, Hofmannsthal werde, sobald er mit der österreichischen Armee seinen Einzug in Warschau halte, die Gelegenheit benützen, den dortigen österreichischen Generalkonsul aufzusuchen, so gehört sie so sehr in den Bereich jener Vorstellungen, die der kleine Moriz vom Kriege hat und die keineswegs zu verwechseln sind mit den Vorstellungen des großen Moriz, die wir tagtäglich im Leitartikel mitmachen, daß man sich wundern muß, wie die Setzer, die es das erstemal zum Druck brachten, die Setzer des Herrn Bahr, doch zweifellos von Gelächter geschüttelt, keinen Mißgriff gemacht haben. Ich habe, wie schon erwähnt, die meinen vor Ausschreitungen bewahren müssen. Denn mit den Setzern ist nicht zu spaßen, wenn sie einmal etwas Spaßiges in die Arbeit kriegen; da ist ihnen kein Augenblick heilig. Daß aber die Leser, ergriffen von dem Vorbild der Treue im Hinterland, wo auch der alternde Dichter seiner Lieben im Felde gedenkt, nicht gelacht haben, ist begreiflich. Was könnte man ihnen, die zu jedem vaterländischen Opfer des Intellekts bereit sind, in einem heiligen Augenblick nicht alles zumuten! Herr Bahr aber, der ja auch damals schon mehr als 50 Jahre alt war, also in einem Alter stand, das ihn zum Waffendienst wie zum Ammenmärchen in gleicher Weise untauglich macht, war

ernstlich der Meinung, daß der müde Sieger Hofmannsthal gleich beim Einmarsch und ehe er sich noch im Hotel die Hände vom Blut gereinigt hat, aufs Konsulat gehen werde, das an einem Tage, wo österreichische Truppen einziehen, natürlich noch nach zwei Uhr offen hat, und dort fragen werde, ob der Poldi, nämlich der Generalkonsul, da sei oder zufällig außer Haus. Denn es versteht sich von selbst, daß ein österreichischer Generalkonsul in einer russischen Festung bei Ausbruch eines Krieges nicht davonläuft, sich aber andererseits auch nicht fangen läßt, sondern auf seinem Posten ausharrt, bis die braven Österreicher kommen, die Eigenen, zu deren Empfang er natürlich anwesend ist, nicht etwa nur aus Gründen der Repräsentation, sondern auch, um den einziehenden Truppen das im Krieg notwendige Paß-Visum zu erteilen. Fragt sich höchstens, ob noch der Poldi — Herr Bahr scheint darüber nicht informiert — das Amt hat, das er vielleicht schon an den Rudi abgetreten hat, während er selbst in Moskau amtiert, wo er vorläufig noch auf die österreichische Armee warten muß. Vielleicht ist aber der Poldi noch in Warschau. Wenn ja, wird er zweifellos zur Feier des Tages, »und während draußen die Trommeln schlagen«, nicht nur in vergnügtem Beisammensein mit seinem Gast aus Wien, mit dem Hugerl, des gemeinsamen Gönners in der Heimat gedenken, sondern auch, durchs Konsulat stapfend, Baudelaire deklamieren, wie einst im Mai. Beiden aber, dem Generalkonsul und dem Eroberer Warschaus wird »schrecklich viel einfallen«, mehr noch als dem Bahr, dem es die Zeitungen in Wien und Berlin gedruckt haben. Nein, die Druckereien sind nicht geborsten vor Heiterkeit, denn sie waren sich der Wichtigkeit ihrer Mission bewußt, die sonst unbestellbare Botschaft an Leutnant Hofmannsthal weiterzugeben, der am Wachtfeuer wohl selten einen Brief, aber immer pünktlich seine Zeitung bekommt. Sie sind ja dazu da, den Wind zu machen statt des Windes, wiewohl selbst sie nicht verhindern können, daß, wenn künftig einmal ein rechtschaffener Wind Mist heranwehen sollte, ich glauben werde, es sei ein schöner Gruß vom Hermann Bahr. . . . Nun müßte man allerdings meinen, daß ein Mensch, dem das aus der Feder geflossen ist, auf Lebenszeit verhindert wäre, eine »Himmelfahrt« mit Erfolg auf den Markt zu bringen, weil es ja doch unmöglich sei, daß sich die Leser je noch von einem solchen Salzburger etwas

erzählen lassen werden. Denn wenn es bekannt ist, daß es keine hyper-trophischeren Formen in der Welt der Erscheinungen geben kann als einen Christen, der ein Schmock, und einen Juden, der dumm ist, so könnte eine Verbindung dieser verschiedenen Eigenschaften und Zustände nicht eben das Ragout sein, das die Feinschmecker in der Belletristik vertragen. Aber was vertragen sie nicht! Wenn sich ein Herrgottsschwindler in einem Feldpostbrief, den er in Wien durch einen Dienstmann abgeben könnte, nur auf Eckhart und Tauler beruft, so glauben sie ihm sogar die Mystik; und wenn ein ausgewitzter Literaturschieber von einem heiligen Augenblick sprach und sich als sterbender Attinghausen noch einmal aufrichtete, um den Krieg zu segnen und die beiden Jünger, die an ihm auf so exponiertem Posten teilnehmen, mit der Bitte zu entlassen, ihn, während sie Baudelaire singend in den Tod ziehen, nicht zu vergessen, da stand wohl in manchem Auge eine Träne. Hätten wir ungerufen die Einbildungskraft des größten Moriz, so »möchten wir uns das Gesicht des Herrn Hofmannsthal vorstellen«, wenn er dem alten Mystiker zum erstenmal wieder auf einem Jour bei Schlesingers begegnet und wenn der die Frage stellt, wie sich das damals in Warschau gemacht habe. Aber die beiden Herren, der Grüßer und der Gegrüßte, müssen sich irgendwie auf den Schlachtenruhm geeinigt haben, denn das Buch, in dem der Brief steht, ist im Handel geblieben und gewiß sind sie einverständlich zu dem Entschluß gekommen, es in dieser großen Zeit nicht einstampfen zu lassen. Mindestens ist nicht bekannt geworden, daß Herr v. Hofmannsthal aus Wien einen Feldpostbrief nach Salzburg, das doch immerhin zum weiteren Kriegsgebiet gehört, geschrieben hat, des Inhalts: »Lieber Bahr, machen Sie sich meiner wegen keine Sorgen. Weit entfernt, in Warschau zu sein, bin ich in Wien, ich bin gesund und arbeite an einem »Prinzen Eugen«. Ob ich das Glück fühle, dabei zu sein? Ob ich es fühle! »Ich weiß, Sie sind froh«, schreiben Sie. Wie Sie das erraten haben, Sie Kenner. Ob ich froh bin! Mir fällt schrecklich viel ein, zum Beispiel, daß wir uns eigentlich niemals näher waren als jetzt. Ich meine das nicht im lokalen Sinne, denn Sie sind in Salzburg; sondern im Punkt der Gesinnung. Sie können sich noch erinnern, wie ich Dragoner war. Sehen Sie, es ist das einzige, was ich ganz vergessen hatte. Ja, Sie haben recht. Wie sagt doch Baudelaire: Was wir vor zwanzig Jahr'n für zwei

Hallodri war'n! Sonst hat sich wenig verändert. Was den Poldi anlangt, an dessen Stimme Sie sich seit damals dunkel erinnern, so kann ich Ihnen mitteilen, daß auch bei ihm sich wenig verändert hat, es wäre denn, daß die Umstände schon zu der Zeit, wo ich nicht vor Warschau stand, ihn verhindert haben, dort Generalkonsul zu sein. Ich hätte ihn also nicht getroffen; gut, daß ich nicht dort war. Das Buch, das er mit vierzig Jahren hätte schreiben sollen, ist noch nicht erschienen, und zu dem mit sechzig, sagt er, hat er noch Zeit. Tatsächlich aber hat er neulich, während draußen die Burgmusik spielte, Baudelaire deklamiert, um Ihre Illusionen, Sie lieber Phantast, nicht ganz zu enttäuschen. Er hat durchgehalten. Die Zeit ist ernst, die Stimmung zuversichtlich. In diesem Sinne grüße ich Sie.« So ungefähr hätte Herr v. Hofmannsthal sich aussprechen sollen, ohne gezwungen zu sein, auch nur anzudeuten, daß er im Krieg eine Tätigkeit ausübe, mit der verglichen die im Kriegsarchiv auf der Mariahilferstraße gefahrvoll ist, von den Helden der Kriegsberichterstattung nicht zu reden, die doch oft den Rauch der Kaffeehäuser im engeren Kriegsgebiete zuschlucken kriegen, und ganz zu schweigen von manch einer draufgängerischen Kollegin, die eben dort, wo Männer auf Eroberungen ausgehen, am liebsten auch die Hände nicht in den Schoß gelegt hätte. Die Dienstleistung aber, die Herr v. Hofmannsthal erwählt hat, bietet dafür den Vorteil, daß sie den Funktionär in einem angenehmen Inkognito erhält, dem zwar kein Lorbeer blüht, das aber den Glauben, er stehe vor Warschau, weder hervorruft noch ausdrücklich in Abrede stellt. Hätte Herr v. Hofmannsthal der Gnade des Schicksals oder wie die Protektion heißen mag, die ihn unsichtbar gemacht hat, sich durch den Vorsatz würdig gezeigt, auf Kriegsdauer auch unhörbar zu sein, so hätte ich gern davon Abstand genommen, die Verlegenheit, in die ihn der taktlose Gruß des Herrn Bahr gebracht hat, zu vergrößern. Niemand hätte ihm vorgeworfen, daß er, der doch einst als Dragoner sein Jahr an der Seite des Bahr absolviert hat, das Glück, dabei zu sein, in einer ziemlich versteckten Filiale des Kriegs verspiele. Er hätte nichts zu tun gebraucht, als den gewagten Ausspruch, mit dem er seine »Österreichische Bibliothek« eingeleitet hat: »Es ist etwas Stummes um Österreich«, für seine Person wahr zu machen. Er hätte nichts zu tun gehabt, als zu schweigen, in einer Zeit, in der manche »nichtgediente« Kollegen, die zum Wort eine,

wenn auch nicht so erlesene, so doch tiefere Beziehung haben als er, es der Tat, zu der sie nicht geboren wurden, opfern mußten! In dem Augenblick, als er Musenalmanache auf das Jahr 1916 herausgab, schwarz-gelbe Büchel aussteckte und die unleugbare Popularität des Prinz Eugen-Marsches für literarische Zwecke zu fruktifizieren begann, war jede Diskretion über die weite Entfernung, in der sich seine einwandfreie Gesinnung von dem ihr angemessenen Schauplatz aufhält, überflüssig. In dem Augenblick, als er hervortrat, war es klar, daß er nicht in Warschau sei. Er mußte es nicht mehr dementieren. Er konnte die Theaternotizen, in denen von seinem Abmarsch an die Front berichtet wurde, unwidersprochen lassen. Er konnte die Ehre, die ihm durch das Manifest des Bahr angetan wurde, auf sich sitzen lassen! Jeder wußte es und konnte ihm ins Gesicht sagen, daß er in Wien sei, und an diesem Zustand ist nichts unstatthaft als der volle Mund einer Kriegsfürsorge, die anderen den Krieg besorgen möchte und sich selbst mit der Literatur zufrieden gibt. Denn da möchte ich doch bitten: wenn einer bei Kriegsausbruch im Vorzimmer einer Wohltätigkeitsanstalt gesehen wurde, von des Gedankens Blässe angekränkelt, wenn einer in einem heiligen Augenblick so verfallen ansah, wie zwanzig Jahre in der Erinnerung, so hat er auf Kriegsdauer jede Annäherung an den Prinzen Eugen zu unterlassen; wiewohl dieser auch wenig Freude an dem Weltkrieg gehabt hätte, aber selbst heute und trotz dem Bündnis mit der Türkei das mit der Brücken nicht so gemeint hätte, daß man konnt hinübrücken ins Kriegsfürsorgeamt! Es ist unwürdig, sich von einem Professionsgrüßer ein »Glückauf, lieber Leutnant« zurufen zu lassen, wenn man bei sich selbst weiß und sich jeden Tag davon überzeugen kann, daß man das Glück hat, hinauf in ein Bureau gekommen zu sein. Man hat den Zuruf »Ich weiß, Sie sind froh« in solcher Lage mit einem lauten und vernehmlichen Ja zu quittieren, ganz als stünde man vor einem andern Altar als dem des Vaterlandes. Niemand hat von Leuten wie Bahr und Hofmannsthal Bravourstückeln in den Dolomiten erwartet; von Hofmannsthal nicht, weil er dazu zu gut erzogen ist, und vom Bahr nicht, wiewohl der Alterston des Abschiednehmers, der zwar nicht mehr mittun kann, aber von der rüstigen Jugend nicht vergessen werden will, keineswegs darüber hinwegtäuschen darf, daß die Biederkeit auch waffenfähig ist und

daß schon ältere Äpler in diesem Krieg losgegangen sind. Item; man war nie so herzlos, die Namen der beiden Herren in einer Verlustliste zu vermissen — obgleich sie schon manch wertvollere, wortärmere Menschen angeführt hat und wenige, von deren Fortleben sich eine ungünstigere kulturelle Wendung befürchten ließ. Aber der Übermut, der, nicht zufrieden, daß das Glück des Augenblicks lebenslänglich erstreckt wird, noch täglich in der traurigen Gewinnliste des Hinterlands figurieren will, ist wahrlich die lästige Kehrseite des Mutes, der einem erlassen wird. Herr Hofmannsthal hatte erst zu dementieren und dann ein Patriot zu sein! Oder zu schweigen und dann auch, solange der Krieg dauert, keine Musik dazu zu machen! Wenn er nicht bis Warschau gekommen ist, so hatte er auch nicht nach Berlin zu gehen und dort nebst einigen anerkennenden Worten für »Hindenburgs Siegeszug nach Warschau« eine Rede über den Krieg gegen Italien als »unseren Krieg« zu halten und durch solche Wendungen den schon ganz konfusen Bahr in Versuchung zu bringen, bei ihm anzufragen, ob er nun bald in Venedig sein werde, nämlich am Lido, wo Bahr selbst schon in den buntesten Uniformen Aufsehen erregt hat. Aber niemand hat dem Herrn v. Hofmannsthal, den der Treubruch Italiens einen Dreck angeht — privat mag er ihn schmerzen, weil er ihn verhindert, Goethes dritte italienische Reise zu machen —, niemand hat ihm außer dem Kriegsfürsorgeamt noch das Amt gegeben, die Nation zu vertreten. Er mag ja, was nicht schwer ist, eine ehrlichere Haut sein als der d'Annunzio, aber es ist kompletter Größenwahn, der ihn in die künstlerische wie politische Rivalität treibt, denn abgesehen davon, daß er mit dem bißchen ästhetischen Kram in Österreich weit weniger Staat machen kann, als jener mit seiner melodischen Fülle in Italien, wird doch d'Annunzio aus diesem Krieg mit etwas geschwächter Sehkraft hervorgehen, während Herr Hofmannsthal schon heute mit zwei blauen Augen davongekommen ist. Wenn einer statt vor Warschau zu stehen, im Kriegsfürsorgeamt sitzt, statt in Venedig einen Bombenerfolg zu haben, auf dem Podium der Berliner Singakademie steht und statt in Belgrad einzurücken, im Verlag der 'Muskete' einen Prinzen Eugen mit Bildeln herausgibt — dann hat selbst einer, der sonst der letzte wäre, aus jenen Unterlassungen jemand einen Strick zu drehen, das Recht, sie festzustellen. Der alte Weg, den schon das Nibelungenlied

ging, ist jener gerade nicht, den der Herr Hofmannsthal gegangen ist, aber sicher hat der alte Mentor recht, wenn er bezweifelt, ob diese zwanzig Jahre, die so blaß wurden, als sollten sie gehalten werden, gut für uns waren. Was sein Telemach — »griechisch: Telemachos, der aus der Ferne Kämpfende« — getan hat, entspricht höchstens der Sorge, »immer etwas zu haben, wobei man sein kann«, oder wo man dabei sein kann. Gewiß, man soll ihm nicht vorwerfen, daß er die große Zeit nur mit dem Erlebnis der Bündnistreue hingebracht hat und damit, andere patriotisch zu ermuntern: er war wie bei manchem harten Strauß auch wieder bei jenem beteiligt, dem er die Libretti liefert, und er hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu Ehren Shakespeares ein intellektuelles Feuerwerk abzubrennen, bei dem die Einfälle knallten, ehe sie leuchteten und durch den Widerspruch, mit dem sie aufeinander losplatzten, einiges Aufsehen entstand. Er sprach davon, daß die »heutige Zeit keinen tieferen Drang kenne, als über sich selber hinauszukommen« — Glückauf! — und wenn Shakespeare bisher der Geist war, der alles sagt, »was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt«, so werde »einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten«. Shakespeare hätte das Gemütsleben einer Zeit, an der nichts ungeheuer ist als der Kontrast von ängstlich versteckten Gedanken und angemessenen Taten, wohl zur Gestalt gebracht; aber was uns vorderhand genügen würde, ist nicht so sehr die Erwartung eines stummen Shakespeare, als die Vermeidung eines lauten Hofmannsthal. Denn eben dieser ist eines der hervorragendsten Beispiele aus der Armee von Literaten, die zur Verherrlichung von Ereignissen ausgesendet wurden, welche sie um keinen Preis erleben möchten, und denen im Krieg »schrecklich viel eingefallen« ist. Sein ganzer Ruhm, der immer auf so schwachen Beinen stand, daß er nun vollends militärtauglich wurde, ist ihm dabei eingefallen. Der Krieg hat durch die Anziehung, die er auf die schwerpunktlosen Gehirne, auf das Scheinmenschentum, auf die dekorationsfähige Leere ausgeübt hat, Unwerte vernichtet und sich wenigstens darin von seiner positiven Seite gezeigt. Herr Hofmannsthal, der vom Vaterland erwartet, daß es ihn nicht rufe, wenn er von Schlachtenruhm träumt, aber wenn er erwacht, ihm Grillparzers Ehren erweise, er,

der nie mehr war als ein tauglicher Übersetzer fremder Werte oder ihr kunstgebildeter Vertreter, nie mehr als der gefällige Platzhalter eines vor ihm gegebenen Niveaus, auf dem sich die Natur unwohl gefühlt hat, dieser Hugo Hofmannsthal ist wie kaum einer aus der Schar geistiger Flüchtlinge um sein bißchen Besitzstand gebracht. Österreich irrt wie immer, wenn es in einem, der heute eben noch die Geschicklichkeit hat, sich mit den Landesfarben zu schminken, seinen geistigen Vertreter sieht. Es müßte ihm die Lizenz entziehen, das Wort in vaterländischer Sache mit mehr Anspruch auf Glaubhaftigkeit zu führen als ein beliebiger Journalist, und ihn endgiltig in die Redaktion verweisen, aus der Sphäre der Wohltat, wo an Literaten Kriegsfürsorge geübt wird, in einen jener dunkeln Privatbetriebe, wo Worte unerlebten Gesinnungen dienen müssen. Schon damit Herr Bahr, dessen Wehrfähigkeit trotz der Musterung, der er sich am Lido freiwillig unterzog, nicht mehr in Anspruch genommen wird und dessen nationale Bestrebungen weniger die politische Arena als die eines Zirkus verlangen — schon damit er wisse, wo er ihn und seinesgleichen zu finden hat, ihn nicht vergebens am Wachtfeuer suche und dort auch nicht vermisse!

June 1916

Das Gegenstück

pt
I

Aus München wird uns geschrieben: Unter dem Schlagworte »Die Feldgrauen für die Feldgrauen« veranstalten Offiziere und Mannschaften der hiesigen Ersatzformationen ein ganz eigenes Theater, wobei sie das von einem Feldgrauen verfaßte Stück »Der Hias« zur Aufführung bringen. Im Rahmen einer dreiaktigen Komödie werden uns einzelne Bilder aus dem Leben in Feindesland vor Augen geführt, und wir lernen so ziemlich alles kennen, was der Krieg an Abenteuerlichem, Verwegenem und Überraschendem, nicht minder aber auch an herzlich Erfrischendem und Ergreifendem mit sich bringt. Patrouillengänge, Gefangennahme, Kriegsgericht gegen »deutsche Barbarei«, französischer Chauvinismus und frohgemutes Lagerleben wie die Feier des Königsgeburtstages wechseln in bunter Reihe ab, wobei ganz besonders das kameradschaftliche Zusammenleben der Offiziere und sonstigen Vorgesetzten mit der Mannschaft und deren treues Zusammenhalten geschildert wird. Die Anhänglichkeit der Mannschaft an die Offiziere zeigt sich im schönsten Licht, — und solch ein Muster echt bayerischer Art ist der Offiziersbursche Hias,

der durch seine rasche Entschlossenheit, seine Tapferkeit und seine Klugheit seinen verwundeten Leutnant vor schmachvollem Ende in den Händen der Franzosen rettet und die Schuldigen der gerechten Vergeltung zuführt. Aber um die Fabel des Stückes handelt es sich gar nicht; was uns bei diesem Theater so mächtig packt, ist der frische Zug, der es durchweht, ist die Ursprünglichkeit und Echtheit, die ihm anhaften. Es ist Theater und doch keines, vielmehr in höherem Sinne wahrhaftiges Leben, das durch die unbeholfene Darstellung nur noch gewinnt. Was diese Feldgrauen uns jetzt auf der Bühne des Münchner Volkstheaters »vorspielen«, das ist nur die Wiedergabe des Erlebten, wenn auch in anderer Form, das ist aus ihren Empfindungen herausgeboren und wohl nur ein Spiegelbild ihres ureigensten Wesens, wie es sich draußen im Felde gebildet hat. Am deutlichsten zeigt sich dies im zweiten Akte, da der »Geburtstag des Königs« (Königs) gefeiert wird und die Soldaten nun durch ihre bescheidenen, von den Kameraden bejubelten Darbietungen das Fest verschönern und für deren Erheiterung sorgen. Und während Schnadahüpfeln gesungen werden und ein unverfälscht bayrischer Schuhplattler getanzt wird — dabei zwei Soldaten als fescche Dearndln —, arbeitet am Offizierstische das Feldtelefon, werden Meldungen entgegengenommen und abgegeben, arbeitet die Kriegsmaschine ihren eisernen, unerbittlichen Gang! Dieser Akt ist vom Publikum beklatscht worden, wie dies noch keine Kunstleistung erfahren hat. In den Zwischenpausen spielte das Militärorchester patriotische Lieder und Märsche. Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß sämtliche Mitwirkenden, denen sich auch einige Damen der Gesellschaft angeschlossen haben, keinerlei Spielhonorar beziehen, die gesamten Einnahmen aus diesen Vorstellungen fließen dem Roten Kreuz für militärische Wohlfahrtseinrichtungen zu. Und da es also auch nach dieser Richtung hin kein Theater im üblichen Sinne sein will, nennt der Theaterzettel keinen einzigen Namen der Mitwirkenden, ja, nicht einmal der Verfasser des Stückes tritt aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus. Im dritten Akte sollte auch ein Film vorgeführt werden, aber leider hat die Polizei ihn wegen Feuersgefahr gestrichen, so daß wir darum kamen, die Auffahrt der Artillerie, Handgranatenkampf, Handgemenge und Nahkampf zu sehen. Zum Schlusse endlich gab es noch ein in großen Dimensionen gehaltenes lebendes Bild »Krieg und Frieden«, das ebenfalls sehr viel Beifall fand. Wie uns mitgeteilt wird, beabsichtigt das Theater der Feldgrauen, das in München nur acht Vorstellungen veranstaltet, das ganze Land zu bereisen; es wird sicherlich überall herzliche Aufnahme finden, um so mehr, als in diesem Stück so manches kluge, liebe und zuversichtliche Wort fällt, das lebhaftes Echo in den Herzen der Zuhörer weckt. Und dazwischen viel Scherz und gesunder, kräftiger, echt bajuvarischer Humor, der wirklich zündend wirkte. Daß schließlich auch unserer Verbündeten, ganz besonders aber der ruhmreichen österreichisch-ungarischen Armee,

gedacht wird, versteht sich von selbst. Kein Zweifel, der »boarische Hias«, der unverfälschte Typus des »bayrischen Löwen«, wird auf seiner Rundfahrt durch die deutschen Gauen seinen Weg machen, und er wird sicherlich überall herzhaftem Verständnis begegnen, — jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das so sehr die Seele erwärmen kann.

Nur daß wir hier, gemäß der Volksart, mehr aufs Individuelle gegangen sind, die dort mehr aufs Allgemeine. Aber auch dies ist so schön, so in höherem Sinne wahrhaftiges Leben, so traulich ist es, dazusitzen, während die Kriegsmaschine auf der Bühne ihren eisernen unerbittlichen Gang arbeitet, und Soldaten zu sehen, die Soldaten spielen und, solche wieder, die fesche Dearndln sind, und Damen der Gesellschaft, die mittun, und nur der Handgranatenkampf entfällt wegen Feuersgefahr, aber der Tod stellt lebende Bilder, die andern sind im Nahkampf umgekommen, wir sind um den Nahkampf gekommen, aber gesunder Humor bringt Ersatz, und so ans Herz geht es, daß man hoffen kann durchzuhalten, bis man mit jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das die Seele erwärmt, einst im ewigen Frieden zu sich kommt. Kein Handgemenge — Schuhplattler gibt's heut! Kein Nahkampf — Schnadahüpfeln! Kein Ärgernis in der Welt. Ich habe die Regie. »Was für eine Gesellschaft ist es? ... Wie kommt es, daß sie umherstreifen? ...« »Die besten Schauspieler in der Welt, seies für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für unteilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht. Seneka kann für sie nicht zu traurig, noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebne und für den Stegreif haben sie ihres Gleichen nicht.« »... der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen ... O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehn und von andern preisen

hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht geraten; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach Und die bei euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht: denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberne Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgend ein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist.« » . . . Die Schauspieler können nichts geheim halten, sie werden alles ausplaudern.« » . . . Habt ihr den Inhalt gehört? Wird es kein Ärgernis geben? — Nein, nein; sie spaßen nur, vergiften im Spaß, kein Ärgernis in der Welt. — Wie nennt ihr das Stück? — Die Mausefalle. Und wie das? Metaphorisch. . . .« »Der König steht auf. — Wie? Durch falschen Feuerlärm geschreckt . . . ?« »Ei, der Gesunde hüpfet und lacht, dem Wunden ist's vergällt; der eine schläft, der andere wacht, das ist der Lauf der Welt. Sollte nicht dies, und ein Wald von Federbüschen (wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht) nebst ein paar gepufften Rosen auf meinen erhöhten Schuhen, mir zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verhelfen? . . .« »Ha ha! Kommt, Musik! kommt, die Flöten! Denn wenn der Kini von dem Stück nichts hält, ei nun! vielleicht — daß es ihm nicht gefällt.« O lieber Horatio, ich wette Tausende auf das Wort des Geistes!

München 1916

25

Der tragische Karneval

Die Münchner Polizei hat bereits in zwei Fällen Veranlassung genommen, gegen auffallend gekleidete Damen einzuschreiten. Am Montag ereignete sich der dritte derartige Fall Sie trug einen blauen Kittel, einen kurzen weißen Rock, weiße Schuhe, blaue Strümpfe und am Kopf eine blauseidene Zipfelmütze Ein Polizist war über den Aufzug empört und führte die Dame zur Polizeidirektion. Der Polizeipräsident erinnerte das Fräulein daran, »daß wir nicht im Karneval leben«. Unter Tränen bat die Zurechtgewiesene um Entschuldigung.

Dem Siegeslauf der Schalek, die jetzt die Front am Isonzo abgeht und augenblicklich die Honveds auf Doberdo inspiziert, auch nur auf einem Abschnitt zu folgen, ist einstweilen, da die Wachsamkeit an hundert andern Einbruchsstellen der Kulturschande beschäftigt ist, unmöglich. Unmöglich auf andere Art, als das, was geschieht, unmöglich ist und die Schalek selbst ein Ding der Unmöglichkeit. Leicht macht sie es mir ja nicht. Versuch' ich wohl sie diesmal festzuhalten und fasse ich sie satirisch, so meint man, ich hätte zur gegebenen Kontrastwirkung noch eins hinzugetan. Zitiere ich sie aber, so glaubt man, ich hätte den Text gefälscht. Sage ich, wie ich oben getan, die Schalek sei die Front abgegangen, so hält man es für meinen Witz; denn die Komik ihres Dabeiseins so auszudrücken, als täte sie es nicht bloß einem Soldaten gleich, sondern gar einem General, könnte doch nur Übertreibung sein. Zitiere ich sie aber, behaupte ich, sie habe neulich mit den Worten begonnen: »Schritt für Schritt bin ich die Front am Isonzo längs des Görzer Abschnittes abgegangen«, so wird man verwirrt, und der Humor der Erscheinung leidet durch den Zweifel, ob nicht eben das nur Erfindung sei. Es bleibt nichts übrig, als eine Kampfpause der Schalek abzuwarten, und indem ich sie selbst sprechen lasse, durch Ausführlichkeit die Echtheit zu beglaubigen. Vorläufig ist kein Ende abzusehen. Allen

Einflüsterungen der Kommandierenden zum Trotz, die, statt zu kommandieren, ihr den Rat gaben: »Fahren Sie weg!«, ist sie geblieben, und wiewohl man ihr sagte: »Sie brauchen ja nicht im Schrapnellhagel zu schreiben!«, wollte sie nicht als Auskneiferin dastehen und treibt sich ausgerechnet überall dort herum, wo es am gefährlichsten ist. So steht die Schalek mitten im Kugelregen, ißt Spargel am Tisch des Divisionärs, schlüpft in Unterstände, scheut die Beobachter auf der Podgora nicht, besucht sie, und findet, wenn sie des Abends kampfmüde heimkehrt, ihr Zimmer, das keineswegs bombensicher ist, mit Rosen gefüllt. Der Niederschlag dieser vielfältigen Erlebnisse ist eine unerbittliche Serie von Feuilletons, die von der durchhaltenden Geschmacklosigkeit eines gegen Hohngelächter gepanzerten Herausgebers fortgesetzt wird, die sich aber durch den Vermerk »Nachdruck verboten« vergebens gegen das Schicksal zu schützen versuchen wird, als Zeitdokument schwersten Kalibers jenen kommenden Geschlechtern übermitteln zu werden, die vielleicht wieder zwischen Mann und Weib unterscheiden möchten — bewahrt zu werden als die nicht mehr steigerungsfähige Karikatur der Mißgestalt, in der ein völlig scham-, hemmungs- und verantwortungsloser Zeitgeist seine blutigen Possen getrieben hat. Denn sage ich, die Schalek habe nicht als Auskneiferin dastehen wollen, so wird man's so lange für meinen Witz halten, bis ich dartue, daß es ihr Ernst ist. Ihre Worte in ihrem Druck fangen nicht: man lacht und vergißt. Meine in meinem sind nur meine Wirkung. Ihre Worte in meinem Druck werden es bezeugen! Wer vermöchte gleich mir die Welt zu erschüttern durch nichts als daß er alles, was sie schon weiß, wiederholt? Sieht man jetzt Weiber militärisch verkleidet und empfängt man, weil man sie trotzdem grüßt, statt eines Kopfnickens, das die Disziplin des Geschlechts noch immer vorschreiben sollte, ein stramm Salutieren, so mag man staunen, wie der abgestandene Operettenwitz, der veraltet war, ehe das soziale Leben den ersten Mißbrauch der Weiblichkeit ankündigte, der schale Ulk der komischen Alten als Feldweibel oder bemoostes Haupt, jetzt auf realen Leichenfeldern Zugkraft erhält. In dem schrecklichen Einzelfall der Reporterin jedoch, die dank dem faulen Zauber der Hysterie (der die Menschheit anästhesiert und einzig zu jener aktiven und passiven Standhaftigkeit vor der Maschine befähigt, welche Heldentum heißt und größer ist als Hektors

Mut, ders mit keinem Mörser aufgenommen hätte), in der Schreiberin also, die vermöge der antreibenden Gewalt seelischer Unterernährtheit alle Sensationen dieser welthysterischen Zerrüttung erleben kann und der glaubwürdige Gewährsmann dieses Kriegs wird: in dem stärksten Monstrum dieser Ausnahmszeit ist der ganze tragische Karneval enthalten. Die Sage von uns wird erzählen, daß Frauen, die als Frauen, also auffallend gekleidet gingen, verhaftet wurden. Den Amazonen aber ward in der Kindheit die rechte Brust abgebrannt, um sie zum Bogenspannen, noch nicht zum Schreiben tauglich zu machen, und die Fabelphantasie keines Zeitalters hätte ausgereicht, die Schalek auf dem Kriegspfad zu erfinden.

Sie findet ihr Gegenstück etwa in den entmannten Männern der Wissenschaft, die dort, wo sie nur schießen hören, gleich mit einem Ehrendoktorat zur Stelle sind, und noch eine Begründung hiefür bereit haben. Nicht errötend folgen sie den geistigen Spuren der Schalek, die ja die kulturelle Gleichstellung Skodas mit Kant als erste befürwortet hat. Generale aber, die ihre Pflicht nicht zuletzt in deren Absonderung von anderen Idealen erkennen, für das Wesen und die mit keiner metaphysischen Sphäre vereinbare Fachlichkeit ihres Berufs ein korrektes und somit besseres Verständnis haben als Philosophieprofessoren, die die Ehre ihres Studiums an die Erfolge des Kriegs vergeben, empfangen im düstern Umkreis ihres Wirkens nur dann einen heiteren Eindruck, wenn Rektor und Prodekan aus der Operette ins Quartier kommen und das Doktorat hervorziehen. Es wäre ihnen ja lästig, wenn sie nicht lachen müßten und ihnen nicht zur Revanche die Frage auf der Zunge läge, ob die Herren Philosophen vielleicht Lust hätten, länger zu bleiben und Feldwebel honoris causa zu werden. Kein Auftrag, als der der immer beunruhigten Streberseele und etwa noch die kindische Sucht, aus allem ein Ornament zu machen und eine Auszeichnung wenigstens am ändern zu sehen, wiewohl sie zum Verdienst so paßt wie das Auge zur Faust — kein Auftrag, kein Zwang, kein Wunsch hats ihnen geschafft. Niemand hätte es vermißt, wenn's nicht geschehen wäre. Die Generale wissen nicht, was sie damit anfangen sollen, aber die Philosophen, die mit jedem Tage seit dem Tod Schopenhauers und vor allem seit Kriegsbeginn größere Optimisten werden, sind unerschöpflich in der Hingabe ihrer Ehre, so daß es fast den Anschein

Generale

hat, als wollten sie den Siegen zuvorkommen und als wären diese an den einstimmigen Beschluß der Fakultät geknüpft. Auslaßschprofessoren mögen unterwegs in Streit geraten, wer mehr Ehrendoktorate verliehen hat. Die Empfänger aber sind sich nicht im reinen darüber, ob das Doktorat der Philosophie für sie eine honoris causa ist. So viel nur wissen sie und haben auch sie aus der Philosophie gelernt, daß solche Gabe für die jetzt tief unter dem Niveau der Schopenhauerschen Mißachtung stehenden Verleiher in Wahrheit eine causa turpis ist! Wäre zum Glück nicht überall dort, wo der Rang ist, auch die Fähigkeit — was ja sogar von den Universitäten angenommen wird —, und gäbe es im Reich der Erscheinungen, in das jetzt die Philosophie mit Ehrendoktoraten eintritt, Unterschiede wie etwa zwischen einem Napoleon und einem, dem der Krieg nur vom Kino bekannt wäre und der vor jedem Bild, das fallende Menschen vorführt, nichts zu sagen wüßte als etwa: »Bumsti!« oder »Aha!« — die Vertreter der optimistischen Weltanschauung würden manche Enttäuschung erleben. Ich spreche nicht aus Neid; ich weiß, daß es mir auf Lebenszeit versagt ist, das Ehrendoktorat der Philosophie zu erringen, selbst wenn ich nachweisen könnte, daß ich Leibniz für einen Fabrikanten von »Keks« halte. Denn dieses Verdienst würde reichlich aufgewogen durch meine Erkenntnis, daß Professoren der Philosophie, die dem Weltuntergang mit Ehrendoktoraten schmeicheln, von allen Karnevalstypen, auf die der Mond dieser Mordnacht grinst, die weitaus lächerlichsten und verächtlichsten sind.

Und eins in dieser Erkenntnis sind mit mir jene Exponenten des Unglücks, deren menschlichem Sinn die Pflicht noch immer besser zusagt als die Abwechslung durch einen Firlefanz, der sie erschwert. Eins in der Ansicht, daß Philosophen und Weiber, die die Ehren ihrer Berufe dort ablagern, wo sie nicht hingehören und wo man sie nicht braucht, daß Dekane, die der Glorie noch den Doktorhut aufstülpen wollen, und Jourkoryphäen, die an Artilleriestellungen ihre Neugierde befriedigen möchten, nicht jene Botschaft aus dem Hinterlande bringen, die sie zum Dank für die Mühe, es zu schützen, von dort zu empfangen gehofft haben. Noch warten wir aber auf eine von ihnen, die uns die tröstende Gewißheit brächte, daß sie solche Zumutungen künftighin mindestens so mühelos abweisen werden wie den Angriff des Gegners. Von einem Hinauswurf der Professoren haben wir noch nichts vernommen.

Aber die günstige Nachricht sei weitergegeben, daß die Schalek nicht überall durchbrechen konnte, von der Südwestfront zurückgeworfen wurde und daß wenigstens dieser Teil des Kriegsschauplatzes zu einer unwirtlichen Gegend für den innern Feind geworden ist, von dem uns die Abwehr des äußern keineswegs befreit hat, den aber von einem bestimmten Punkte zu verjagen in beispielgebender Weise geglückt scheint. Die Schalek mußte zurückgehen, kein Unterstand wurde ihr gewährt und nichts zu essen gegeben. Wir entbieten den tapferen Offizieren für dieses Vollbringen unsern Gruß wie es in jener Zeitung heißt, von der jetzt wenigstens das Totschweigen einer Front, deren Männer nicht instande waren, der Schalek ins Auge zu sehen, gern zu erwarten ist. Allen, trotz allem äußeren Gelingen Verzagten sei diese Kunde von einer vorbildlichen patriotischen Tat gebracht, durch die es mit einem kühnen Handstreich geglückt ist, einmal die inneren Grenzen zu schützen. Wie schön wäre es, wenn sich in einer Zeit, die für Mitteilungen gegenteiligen Inhalts, für Interviews u. dgl., Rücksichten nicht kennt, kein formales Hindernis gegen die Beglaubigung solcher Nachricht stellte. Die Verhüllung hat sonst den Sinn, dem Gegner nicht mehr zu verraten als was er ohnedies schon weiß. Dem Todfeind sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden können, an welchem Punkt er keine Aussicht hat vorwärts zu kommen, aber die Sicherheit, mit der langen Nase, mit der er gekommen ist, abzuziehen. Es sollte der Gegenwart gemeldet werden, die solches noch nicht gehört und im Glauben an eine Macht, die bis zu den höchsten Spitzen der Natur und der Gesellschaft reichen müsse, allen Mut verloren hat. Es werde der Zukunft verkündet, die uns um des Beispiels willen, das mutige Männer auf dem vorgeschobenen Posten einer verlorenen Zeit gegeben haben, nicht ganz verwerfen wird, um des Vorzugs willen, in dem tragischen Karneval, den wir uns leisten konnten, doch einmal für einen Augenblick die Besinnung gefunden zu haben!

Notizen

Ein Brief mit Trauerrand, namenlos wie sein Schmerz. Hier als Epitaph gesetzt, bedeute er, daß ich den Dank der Mutter zurückgebe und in dem einen Unbekannten aller so dem Leben entrissenen Jugend Ehre erbiets.

16. Mai 16

Am Abschlusse seiner Universitätsstudien rückte unser Sohn Josef zum Feldkanonenregiment Nr. 30 ein.

Er war der Tüchtigsten und Bravsten einer, hieß es.

Am 29. Februar ereilte ihn sein Schicksal. Als Fähnrich am Beobachterstand traf ihn die feindliche Kugel.

Die große silberne Tapferkeitsmedaille sandte man seinen Eltern zu, deren einziges Kind und einziges Glück er war.

Er selbst ruht in Rarancze neben dem Glockenturm der hölzernen Kirche, und sein Grab grünt und blüht.

Karl Kraus!

Nimm seinen letzten Gruß entgegen!

Du hast ihn nicht gekannt und doch standest Du ihm am Nächsten in der Welt!

Er gehörte zu Deiner Gemeinde und war Dein treuester Anhänger und Streiter. Wie liebte er dich! Dein Bild schmückt sein Zimmer. Deine Bücher zieren es. Mit Menschen, die ihm nicht würdig schienen, vermied er es von Dir zu sprechen; ich seine Mutter wußte, was Du ihm warst!

Es ist mir wie ein heiliges Vermächtnis, ich mußte Dir es sagen, denn er war Deiner nicht unwürdig!

Ich blicke auf das letzte Bändchen der Fackel, das ich in Händen halte — ich könnte vergehen vor Schmerz und Jammer, daß sein Auge nie mehr darauf ruhen wird, und daß dieser edle Jüngling sterben mußte für diese Menschheit!

Sein letzter Gruß, sein letzter Dank sei Dir Karl Kraus geweiht von

seiner Mutter.

Juli 1916

Die Laufkatze

Ein Lieblingsgedanke des Erfinders des Grubenhundes ist endlich realisiert worden: der Neuen Freien Presse auch eine Laufkatze anzuhängen. Die »Katzensteuer«, zu der eine Persönlichkeit die Anregung gegeben hatte, war die gefundene Gelegenheit:

(Die Katzensteuer.) Zu der in unserem Blatte von Herrn Viktor Lustig gegebenen Anregung der »Katzensteuer« schreibt man uns: »Es wäre noch hinzuzufügen, daß sich die Katzenplage in den äußeren Bezirken besonders fühlbar macht. Es müßte ihr auch vom humanitären Standpunkt gesteuert werden, weil speziell in Döbling jetzt viele Ruhebedürftige sich befinden. In der Nähe meiner Wohnung befindet sich der geräumige Hof einer Fabrik, wo Tag und Nacht eine große Anzahl Laufkatzen mit ihren Jungen einen unerträglichen Lärm verursachen, ohne daß, trotz lebhaften Protestes der Anrainer, diesem Übelstande bisher gesteuert werden konnte. Behördliche Intervention wäre dringend geboten und sie wird nach Publikation in Ihrem hochgeschätzten Blatte auch gewiß erfolgen. Dr. Gabriel Bardach.«

Vor allem: der »Zivilingenieur Berdach«, seit Friedenszeiten unvergessen, legt Wert auf die Feststellung, daß er mit dem oben Genannten nicht identisch, nur gesinnungsverwandt ist. Er freut sich aber, daß in einer Epoche, in der so viele Anregungen gegeben werden, sein Beispiel fortwirkt. Und mit ihm erfreut, daß alles noch beim Alten sei, las ich, fern von Wien, die zustimmende Betrachtung, welche die Arbeiterzeitung dem Vorfall gewidmet hat:

*Die Schwester des Grubenhundes: die Laufkatze. Der bellende Grubenhund, mit dem die 'Neue Freie Presse' seinerzeit so viel Aufsehen und (unbeabsichtigte) Heiterkeit erregte, hat ein Schwesterchen bekommen: die Laufkatze. Die 'Neue Freie Presse' hat kürzlich eine »Anregung« veröffentlicht, daß eine Katzensteuer eingeführt werden solle, also kann wie der Erfinder dieser Idee jeder mit vollem Namen in das Blatt kommen, der zu dieser Anregung eine Zuschrift an die Redaktion schickt. Das ist eine alte Einführung bei der 'N. Fr. Pr.', die in der »Gesellschaft« so beliebt macht. Von dieser Sitte läßt sie nicht, obwohl ihr dabei schon so mancherlei Blamage unterlaufen ist. Auch diesmal hat

Vor dem Höllentor

[Eröffnung des Gesellschaftsheimes der Österreichischen politischen Gesellschaft] . . . Hofrat Dr. Friedrich Freiherr v. Wieser eine längere Rede . . . Er sagte unter anderm: » . . . Der Krieg hat uns den Glauben an uns wiedergebracht, und dieser Glaube wird uns bleiben . . . Phalanx . . . Österreich den Österreichern! » . . . und im Innern sollen nur die zum Worte kommen dürfen, die sich zum Staate bekennen. Wer nicht durch Liebe und Ehrfurcht zu ihm hingezogen ist, der soll durch die Furcht niedergehalten werden, in die ihn die Macht des öffentlichen Gewissens bannt . . . Landesberger . . . Bezirksrat Stiglitz . . . kaiserlicher Rat Berl . . . Kommerzialrat Koffmahn . . . Neurath . . . Herzfelder . . .

Der Freisinn sagte es, der Zensorfeind. Aber ich bin fest entschlossen, nach Beendigung dieses Krieges Deutsch als Umgangssprache zu verlernen und mich vor den Beherrschern der deutschen Sprache in diese selbst zurückzuziehen, um, alle Vorstellungen aufgebend, sie zu bewahren und das Gebiet zu räumen, welches ich behalte. In gebrochenem Deutsch wird sich meine Konversation bewegen, und zu dem Worte, das sich in ihrem Munde wohl fühlt, will ich nicht kommen und lasse es nicht zu mir kommen, so daß keiner von jenen mehr verstehen wird, wie ichs meine, selbst wenn ich nicht schreibe, nur spreche. Phalanx, werde ich sagen, nix deuts, ich nicht lieben Stiglitz, ich nicht Ehrfurcht Landesberger, ich fürchten Neurath, ja ich fürchten, dieser Glaube uns bleiben — ich niedergehalten — Preise hoch — ich fürchten, böse Zeit kommen — große böse Zeit — ich fortfahren zu Nigger — dort nicht sehn kaiserlicher Rat, nicht sehn Berl, Herzfelder, nicht sehn Bezirksrat, Kommerzialrat, Kaufmann, Koffmahn, Koofmich — nicht mich kooften — ich nicht mehr bemerken Anwesende — nicht mehr hören — nicht mehr sprechen — ich fürchten — fürchten — fürchten —

sie sich beeilt, eine Zuschrift abzdrukken, in der diese Anregung auch »vom humanitären Standpunkt« begrüßt wird, weil sich »speziell in Döbling jetzt viele Ruhebedürftige befinden«. (Natürlich: speziell in Döbling, denn in weniger noblen Bezirken braucht man keine Ruhe!) Dann heißt es in der abgedruckten Zuschrift weiter — — —

Wirklich Laufkatzen! Die man also besteuern soll; hoffentlich mit ihren Jungen. Nur leider, daß Laufkatzen keine Jungen haben, wenn sie sich auch oft in Fabriken aufhalten. Laufkatzen sind nämlich gar keine wirklichen Katzen, sondern kleine Wagen (genau so wie die Grubenhunde), bewegliche Wagen, die bei Kranen angebracht sind, auf denen die Leitrollen für die Lastkette sind. Da hat sich also ein Einsender einen Scherz erlaubt. Aber das unwissende Blatt hätte sich diesen Aufsitzer leicht erspart, wenn es nicht jede Zuschrift aus der »Gesellschaft« abdruckte. Für die Zukunft würde es sich empfehlen, wenn es sich zur Richtschnur dienen ließe, daß jedes Vieh, das ein Einsender schickt, verdächtig ist, ob es nun ein Grubenhund, eine Laufkatze, eine Geldkatze oder eine neunschwänzige Katze oder eine blinde Kuh ist.

So verfehlt die Auffassung sein mochte, daß jeder Bardach zur »Gesellschaft« gehöre — eine Kränkung für den Dr. ing. Erich Ritter von Winkler, dessen Adelsprädikat allerdings die ehrenvolle Aufnahme des Grubenhundes ermöglicht hat —, und so sicher es ist, daß im vorliegenden Fall nur der schlichte jüdische Name in Verbindung mit dem Appell an das hochgeschätzte Blatt und dessen Einfluß auf die Behörden Wunder gewirkt hat, so ließ sich doch dem Kommentar der Arbeiter-Zeitung die erfreuliche Vermutung abgewinnen, daß sich die Nachricht wie eine Laufkatze verbreitet habe, und diese Annahme wurde zur Gewißheit, als mir am nächsten Tage die erdbebenartige Detonation eines Zornes zu Gehör kam, der die Heiterkeit steigerte, durch die er entfesselt war. Über dieses Nachspiel hat die Arbeiter-Zeitung ein Protokoll aufgenommen, das den unter dem Titel »Bübereien im Kriege« erschienenen Ausbruch enthält und das hier mit den Zwischenbemerkungen der „Arbeiter-Zeitung“, aber mit den mir passenden Unterstreichungen wiedergegeben wird:

neu

*Die Laufkatze und der übergeschnappte Herausgeber. Die Laufkatze mit ihren Jungen, die die Döblinger Ruhebedürftigen stört, hat in der Redaktion der ‚N. Fr. Pr.‘ ein gar schreckliches Unheil angerichtet: Der Herr Herausgeber ist ob des letzten Reinfalls nämlich komplett meschugge geworden. Die fröhliche Heiterkeit, die sein neuester Aufsitzer in Wien verbreitet hat, veranlaßt ihn zu einem furchtbaren Zornesausbruch. Da man sieht, wie er vor Wut zerspringt, wird man nur immer fröhlicher; also müssen das die Leser wörtlich lesen:

Millionen unserer Mitbürger sind an der Front und Millionen im Hinterland sorgen mit ihnen und fühlen die Schwere einer, die Völker von Europa bedrückenden Krise. In einer solchen Zeit, die namentlich der Presse die härtesten Pflichten auferlegt und den Dienst für das Publikum und die Erhaltung der Angehörigen des Blattes so schwierig macht (man achte auf Benedikts Zartsinn! Red. d. Arb.-Ztg.) haben die Bübereien in der Publizistik nicht aufgehört und werden von Leuten unterstützt, die durch Teilnahme oder Ermunterung beweisen (da meint er uns! Red.), daß sie gar keinen Zusammenhang mit den Stimmungen des Volkes haben und daß ihnen jeder Ernst fehlt. Welche Freude, wenn es gelingt, einen durch Nacharbeit im Kriege abgehetzten Redakteur (Abendblatt! Red.) durch einen Brief mit Fälschung einer im Wohnungsverzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung zu täuschen (Aber Dr. Gabriel Bardach steht im Wohnungsverzeichnis nicht! Red.) und ihn, dessen Gedanken und Empfindungen vom Kriege in Anspruch genommen sind, zu einem Übersehen zu bringen. Wie gefährlich solche Versuche der Irreführung gerade im Kriege, da es so schwer ist, zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, werden können, wie infam dieses verbrecherische Treiben ist, darüber werden die Staatsbehörden sich zweifellos eine Ansicht bilden und die entsprechenden Folgen ziehen müssen.

In dem Falle, von dem wir heute sprechen, sind allerdings die Betrüger um den Erfolg des Betrugés gekommen. Wir haben eine Notiz veröffentlicht, worin die Besteuerung der Katzen beantragt wurde. Wir erhielten eine zweite Zuschrift, in der von Laufkatzen gesprochen worden ist. Da es uns bekannt war, daß darunter auch eine technische Einrichtung zu verstehen ist, so haben wir im Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders nachgesehen, ob diese Bezeichnung auch in dem Sinne von läufig angewendet werden könne. Daniel Sanders sagt darüber: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird, ist die Büberei im Kriege ohne weiteren

I

II

Schaden verprasselt. Aber welche Niedrigkeit gehört zu dem Versuch, an solchen bewegten Tagen einen mit Arbeit und Mühe überlasteten Redakteur in einen Irrtum bringen zu wollen. Wir können mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit gegen das Publikum versichern, daß der Redakteur unseres Blattes, den diese Buben antasten wollten, an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit den Müßiggängern, die diese Gemeinheiten aushecken, weit überlegen ist, und daß jene, die in einer so schweren Krise die Fratzerie solcher Fälschungen begehen wollten, von jedem Publizisten, der auf seinen Stand hält und Standesgefühl hat, aus tiefstem Herzen verachtet werden. Die Buben sind nicht wert, daß wir sie mit dem Fuße wegstoßen, aber wir glauben, daß wir einen Vorfall, der in keinem anderen Lande der Welt in so bösen Tagen auch nur denkbar wäre, ohne Rücksicht darauf, daß die Einsender sich lächerlich gemacht haben, öffentlich besprechen müssen, weil in Kriegszeiten, in denen das Publikum zuweilen von starken Erschütterungen bewegt ist, solche Infamien ernste, weite Kreise berührende Nachteile haben könnten.

An dieser monumentalen Frechheit wird jeder Spott zu Schanden; es ist ja so, als ob sich der Herr Herausgeber selbst parodieren wollte. Aber die Schamlosigkeit, den »durch Nacharbeit gehetzten Redakteur« vorzuschieben, kann dem Schwindler nicht nachgesehen werden. Daß man einen Redakteur hineinfallen lassen kann, wäre nichts Besonderes; ihm eine Falle zu legen wäre kein Verdienst. Aber es sind nicht die Redakteure, die da aufsitzen, es ist das System Benedikt, das bloßgestellt wird. Das System nämlich, jeder Zuschrift von jedem Bardach unweigerlich Aufnahme zu gewähren; der »Bardach« ist es, dem die »gütige Veröffentlichung« sicher ist. Der Ulk dieser Zuschriften ist nur ein Hilfsmittel, um dem Publikum dieses System klarzumachen: daß sogar aufgelegter Unsinn durch die Flagge »Bardach« gedeckt wird. Die Redakteure der ‚N. Fr. Pr.‘ — die es doch nicht verschuldet haben, daß ein Mensch wie Moriz Benedikt in ihrem Namen reden darf; sie werden das Los bitter genug tragen — die würden die »Zuschriften« wohl gern in den Papierkorb werfen, wenn eben der Herr Herausgeber, diese Verkörperung der Beziehungen zu den »Bardachs« aller Grade, ihnen die sorgfältigste Pflege des Mischpochismus nicht zur unwiderruflichen Pflicht gemacht hätte. Und daß sich jemand die Mühe genommen hat, den Nachweis zu führen, daß an dem schmierigen Wesen der ‚N. Fr. Pr.‘ auch der Krieg nichts geändert hat, ist ihm nur zu danken, obwohl der Beweis überflüssig war: hat doch das Schandblatt den ganzen Krieg überhaupt nur als Reklame für sich benützt. Nicht die intellektuelle Unzulänglichkeit der ‚N. Fr. Pr.‘, ihre moralische

Minderwertigkeit wird durch die lustigen »Zuschriften« aufgedeckt, und die Leute lachen nicht darüber, daß man dort einen Aufsitzer von einer ernsten Sache nicht zu unterscheiden weiß, sondern freuen sich, daß die schäbige Eitelkeit des Herrn Herausgebers in die klug gelegte Falle geraten ist. Das freut alle, die die ‚N. Fr. Pr.‘ verachten, und verachtet wird sie von jedem, der sie nur einmal in der Hand gehabt hat. Die Tage der Grubenhunde sind die erquicklichsten im Leben der Abonnenten der ‚N. Fr. Pr.‘.

Das ist nichts. Das sind, um in der Tonart dieser gräßlichsten Stimme, die je das Ohr der Welt gepeinigt hat, zu sprechen, »Sticheleien«. Das tut nicht weh. Man muß diesen Schreihals würgen, bis ihm die Lust vergeht, sich den Freipaß für seine Unsauberkeiten durch Berufung auf die Millionen unserer Mitbürger, die an der Front sind, zu verschaffen. Man muß diesem rabiaten Wucherer, der, anstatt Jehovah auf den Knien zu danken, daß sein Geschäft unter den Augen von Steueradministration, Landesgericht und Kriegsgewalt florieren kann, die Staatsbehörden gegen kulturelle Bestrebungen aufzurufen wagt, so auf das Maul schlagen, daß die »Sorge«, die er seit zwei Jahren täglich am Poincaré »nagen« sieht, ihn wie ein Schüttelfrost befällt. Er meint, weil sich nach achtzehnjährigem Schweigen und dem riskantesten In sich-Geschäft der Wut, das die Finanzgeschichte kennt, eben »die Stiche in der Leber melden«, die er dem Großfürsten Nikolajewitsch zugeschrieben hat, er meint, wiewohl ich doch die Laufkatze nicht erfunden, höchstens angeregt habe — er meint mich und spricht von Buben. Ich sage Benedikt und meine ihn! Man muß diesen Banditen, dessen Gewalttätigkeit gegen die letzten Überreste eines öffentlichen Schamgefühls von der Unterworfenheit hochgestellter Preßknechte erhitzt wird, derart überschreien, daß er die Glorie, die ihm zum Alibi seines Handels gut genug scheint, erschreckt aus der Pranke fallen läßt und nie wieder auf die Idee verfällt, die große Zeit, an der seine Opfer leiden, als seine eigene Schonzeit aufzufassen

und sich aus dem blutigen Strafgericht der Welt eine Amnestie herauszufetzen. Man muß, wenn ein solches Individuum, dessen Raubgier die journalistische Schande noch um eine persönliche Note bereichert und das in die Pest der Zeit noch seinen Atem zu senden wagt, wenn es endlich einmal mit seiner gekränkten Ehre aus dem Käfig auf die Straße läuft, die Gelegenheit benützen und ihm so scharf in die Pupille sehen, daß ihm die Stimme für ein paar Leitartikel, der Gusto auf ein paar Börsenmanöver zwischen Morgen- und Abendblatt vergeht und daß es »im Gemäuer« seines Ansehens vernehmlicher »zu rieseln beginnt« als in dem der Entente, so vernehmlich, daß etlichen Botschaftern, Feldzeugmeistern und Fürsten doch einmal bange wird, auf die Mitarbeit an solchem Handwerk stolz zu sein. Man muß den verderblichsten Betrüger der mitteleuropäischen Dummheit, der sich sein patriotisches Opfer bestätigen läßt, wenn er ein paar Spalten seines Bordells einmal gratis zur Verfügung gestellt hat, und der ins Herrenhaus gelangen möchte, weil er bis heute straflos an der Leichtgläubigkeit Millionen verdient hat, man muß ihn fragen, ob er ernstlich glaubt, daß es »in einer solchen Zeit« nicht dringlicher als in irgendeiner früheren Zeit geboten ist, sein Handwerk, das den Offenbarungsglauben für Unwissen und Unmoral anspricht, zu entlarven, eben jenes Handwerk zu stigmatisieren, das den äußersten Kontrast zum Schein der Zeit bedeutet und sie selbst auf das blutigste stigmatisiert hat. Man muß ihn fragen, ob er unter der Erhaltung der Angehörigen »des Blattes« (hundert Hiebe für den Größenwahn dieser schlichten Bezeichnung, die die Welt als Zubehör des Blattes auffaßt!), ob er unter der Erhaltung dieser »Angehörigen«, die er für die Angehörigen der Frontkämpfer hält, ob er darunter etwas anderes versteht als die einer irreführten Autorität erpreßte Möglichkeit, seine Plauderer, Laufburschen und Laufkatzenfänger für unentbehrlich zu erklären. Ob er — von der schon lustigen

Blödheit abgesehen, die jeden um 11 Uhr vormittag (nach der Sommerzeit!) blamierten Schmock zum geplagten »Nachtredakteur« stempelt — ob er denn toll geworden sei, daß er von einem »durch Nacharbeit im Kriege abgehetzten Redakteur« zu sprechen wagt, als wäre so einer direkt aus dem Trommelfeuer gekommen, um die Anregungen zum »Mistbauer und die Fliege« zu bewältigen und nun die Rubrik »Katzensteuer« zu redigieren. Man muß ihn fragen, ob er durch die Lektüre seiner Leitartikel so um alles Maß gebracht sei, daß er wirklich glaube, es könne einen Menschen in Zentraleuropa geben, der sich die Kriegssorge in der Figur eines Lokalredakteurs der Neuen Freien Presse verkörpert denkt, und ob er endlich gesonnen sei, wenigstens diese fortwährende Verwechslung seines Geschreis mit dem Weltgetöse einzustellen, die uns noch weit lästiger auf die Ohren fällt als Krieg und Kriegsgeschrei. Ob er glaubt, daß die Gedanken und Empfindungen seiner Kommis, die »dem Blatt« zu erhalten ihm Sorge macht, mehr vom Krieg, der ihnen — siehe Sanders — »stapelgrün aufliegt«, in Anspruch genommen sind als von der beständigen Furcht vor einer Stimme, die aus Schmalz in »Gegralz« übergehend, auf Samtspfoten heranschleicht, um plötzlich in ein Berserkergebrüll zu entarten, und die unerträglicher ist als selbst der Lärm von tausend Laufkatzen mit ihren Jungen speziell in Döbling. Man muß ihn fragen, was er eigentlich unter »Fälschung« verstehe: die schlichte Erfindung eines echten, in jeder Lebenslage glaubhaften jüdischen Namens, auf den — schon aus Pietät für den ähnlichen Berdach in der Glockengasse — die Neue Freie Presse unfehlbar anbeißt, oder die dummfreche Behauptung, es sei die »Fälschung einer im Wohnungsverzeichnis befindlichen Angabe von Namen und Wohnung« begangen worden, wenn dort eine solche sich tatsächlich nicht befindet. Ob er glaubt, daß die Enthüllung, die Neue Freie Presse habe einem Bardach

zuliebe eine Laufkatze Junge werfen lassen, »im Kriege« gefährlicher als im Frieden sei und ungünstig auf die russische Offensive wirken könnte. Ob er, weil es nun einmal so schwer ist, im Kriege zwischen Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden, glaubt, daß das Gerücht, eine Laufkatze habe in die Neue Freie Presse Junge geworfen, schädlicher sei und geeigneter, dem Völkerhaß Nahrung zu geben, als die seinerzeit gern gedruckte und heute noch nicht widerrufenen Wahrheit, die Franzosen hätten Bomben auf Nürnberg geworfen. Ob die Verwendung von Laufkatzen im Kriege von der Haager Konvention verpönt sei, während der Gebrauch von Grubenhunden im Frieden unangefochten geblieben ist und bis heute schweigend hingenommen wurde. Ob dem gewissenhaften Redakteur damals »bekannt war«, daß ein Grubenhund »auch eine technische Einrichtung« bedeuten könne, und ob er damals im Sanders nachgeschlagen und festgestellt habe, daß diese Bezeichnung auch im Sinne von »in der Grube lebend« angewendet werden kann. Was den Erfolg des heutigen »Betruges« anlangt, der ja hinlänglich mißraten scheint, so wäre die Unschuld, deren Irreführung versucht wurde, auf die Frage festzunageln, warum sie, um der gefährlichen Nebenbedeutung willen, die ihr bekannt war, die Laufkatze, die in der Redaktion eingelaufen war, nicht vor-sichtshalber doch lieber verscheucht, sondern um eines Bardach willen, dessen Bedeutung ihr einwandfrei schien und der an ein hochgeschätztes Blatt appellierte, welchem die Behörden gegen Laufkatzen so schnell parieren werden wie gegen deren Erfinder, sich so viel Kopfzerbrechen gemacht und so viel von der großen Zeit verloren hat. Insbesondere müßte gefragt werden, ob die Angabe, es sei »bekannt« gewesen und trotzdem sei aus Gewissenhaftigkeit noch im Sanders nachgesehen worden, ohne eine Spur von Schamröte aufrecht gehalten wird und ob nicht,

wenn es dabei bleibt, die Lüge die Blamage vervollständigt, weil ja außer dem »Übersehen« auch noch zum Überfluß Nachsehen mitgewirkt hätte. Ob der Aufsitzer, dessen Absicht die denkbar einfachste war, nicht erst durch die Aufklärung zu vollem Effekt gelangt, so als wollte der Irreführte dem Verführer zeigen, daß es noch viel komischer sei, als er selbst geglaubt hat. Ob die Vermutung, eine Laufkatze könne vielleicht »auch« eine läufige Katze sein, nicht eher durch die Verbindung mit den Jungen, die schon einen unerträglichen Lärm verursachen, ehe sie geboren sind, berichtet, als durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird. Und ob die Vermutung, daß eine Laufkatze »auch in dem Sinne von läufig angewendet werden kann«, wirklich durch die Auskunft des Sanders bestätigt wird: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Ob nicht vielmehr eine solche Vermutung erst durch die nicht erteilbare Auskunft bestätigt würde: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, daher auch Laufkatzen genannt« oder: »Laufkatze a) technische Einrichtung b) läufige Katze«. Ob nicht der Schluß: »da in dem Wörterbuch von Sanders auf diesen Sprachgebrauch ausdrücklich hingewiesen wird« die allerfrechste Fälschung und Blödmacherei des Lesers bedeutet, da im Sanders allerdings auf »diesen« Sprachgebrauch hingewiesen wird, »dieser« Sprachgebrauch aber nichts für jenen Sprachgebrauch beweist, der unter einer Laufkatze eine läufige Katze verstehen ließe; da niemand bezweifelt hat, daß es »läufige Katzen« im Sprachgebrauch gibt, diese Gewißheit vielmehr erst die Irreführung wirksam macht; und da der »Sprachgebrauch« einer Laufkatze im Sinne von läufiger Katze weder im Sanders noch sonst im Leben vorkommt. Es ist doch der stärkste Beweis für die Möglichkeit, dem Leser mehr als dem Redakteur zuzumuten, wenn man ihm den Gedankengang serviert: da im Sanders ein

anderer Sprachgebrauch ausdrücklich bestätigt wird, so erkannten wir, daß der Sprachgebrauch bestätigt ist. »Idiot« kann allerdings sowohl Dummkopf als auch Privatmann bedeuten. Wenn nun aber ein solcher behauptet, er habe sich beruhigt so nennen lassen können, weil er im Fremdwörterbuch bestätigt gefunden habe, daß »Idealist« von manchen Menschen, zum Beispiel von Börseanern, angewendet wird, so bedeutet Idiot auch Schwindler. Bis zu welchem Grade er das ist, wäre erst durch die Frage festzustellen, ob er wirklich im Sanders, in dem er natürlich nicht vor dem Erscheinen der Laufkatze, sondern erst nach entstandenem Schaden das Nachsehen hatte — ob er dort wirklich die Erklärung gefunden hat: »Läufig, von manchen Tieren, zum Beispiel von Katzen, laufig.« Es mag ja sein, daß der Sanders — die Wissenschaft kommt der Presse gern entgegen — schnell eine Auflage veranstaltet hat, in der eine Deutung von »läufig« steht, die durch die Zitierung des Beispiels der Katze und durch die aparte, höchstens im Wiener Dialekt mögliche Form »laufig« dem Wortbild der »Laufkatze« nahekommt, ohne diese selbst anzuführen. Ich weiß es nicht und ich will nicht in Abrede stellen, daß der Schwindler eine solche neuere, verstärkte Auflage des Sanders — der ihm ja stark aufliegt — besitzt, die es ihm durch die Darbietung einer »laufigen Katze« ermöglicht, dem Leser einzureden, es sei dort »ausdrücklich« eine Laufkatze offeriert. In meiner Auflage des Sanders, die es mit Recht verschmäht, irgendwelche Tiergattung als Beispiel anzuführen, um nicht den läufigen Katzen vor den läufigen Hunden den Vorzug zu geben, und der es auch nicht einfällt, durch die Anführung des seltenen »laufig« dem »Lauf-« näherzukommen, ist die Sache so dargestellt: »Läufig, -isch, a.: v. manchen Tieren (u. verächtl. v. Menschen): v. d. Brunst ergriffen (s. laufen 2).« Wie dem immer aber sein mag, so neu kann gar keine

Auflage des Sanders sein, daß man aus ihr herauslesen könnte, eine Laufkatze sei eine laufige Katze, und so alt ist keine, daß sie nicht diese Version als einen Druckfehler, nämlich als lausig erkennen ließe. Aber der von keiner Scham mehr gebändigte Schwindler, der seine Leser mit demselben Tonfall der Plausibilität hineinlegt, mit dem man ihn selbst bezwungen hat, wäre nun noch zu fragen, ob nicht die Beteuerung, dem beruhigenden Aufschluß des Sanders sei es zu verdanken, daß »die Büberei im Kriege ohne weiteren Schaden verprasselt« sei, ob solche Rede nicht vielmehr der Kausalnexus eines Paranoikers im fortgeschrittenen Stadium ist oder, wie eben dieser einmal von Sir Grey gesagt hat, Europa der Spielball eines »Wirren«. Ob die Anklage, die Irreführung sei »an solchen bewegten Tagen« an einem Redakteur begangen worden, der an solchen bewegten Tagen mit der Einrichtung der Lustig- und Bardachbriefe über die Katzenplage betraut war, und die Befriedigung, daß zum Glück kein weiterer Schaden im Krieg gestiftet worden sei, weil im Sanders das Wort »läufig« vorkommt — ob solches Auf und Ab nicht eben das klinische Bild ergibt, das man in bewegten Zeiten schon oft an aufgeregten Leuten, speziell in Döbling, beobachtet hat, an solchen, die schon vor der Irreführung sich an deren Ziel befunden haben. Ob der Kranke aber nicht doch einen hellen Moment hat, wo er erkennt, daß die Versicherung, sein Diensthote für Lokales sei irgendeinem »Müßiggänger«, nicht etwa nur den Anregern kulturell höchst wertvoller Versuche, »an Charakter, Wissen und Sorgfalt der Arbeit überlegen«, keineswegs ernsteste Gewissenhaftigkeit, sondern blanke Vermessenheit war. Ob er dann noch die Entschuldigung der schweren Krise Europas für die Unfälle einer Redaktion geltend machen könnte, die niemand in ihrem Recht auf Unwissenheit antasten wird, aber jeder in ihrem frechen Anspruch auf Allwissenheit zu erschüttern

die Pflicht hat. Denn es braucht nicht zum hundertsten Mal gesagt zu werden, daß kein Mensch außer einem Alleswisser wissen muß, was eine Laufkatze ist, und daß es ein höchst verdienstvolles »Vollbringen« im Kriege ist, zu dem wir »unsern Gruß entbieten«, einem Land- und Seeräuber, der Kitcheners Tod ein ruhmloses Ende nennt, aber jedem Bardach zu einem ruhmvollen Leben verhilft und um solches Respekts willen den Schiffbruch seiner Wissenschaft erleben muß, Anstand und Bescheidenheit zu lehren. Daß es nicht gelingt, hängt mit der Unvollkommenheit aller technischen Einrichtungen zusammen. Denn immernoch wird es einem Schwindler leichter glücken, der Dummheit seiner Leser Entrüstung über einen Satiriker, als dem Satiriker, ihr Mißtrauen gegen einen Schwindler beizubringen. Dieser fängt sie mit dem Krieg, redet ihr ein, eine Laufkatze verbreite sich wie ein Gerücht, und hat die Stirn, wie einst, da ein Pfuscher durch die leere Erfindung einer an sich möglichen Explosion ihm leichtes Spiel ließ, in dem Geschrei über »verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse« den Grubenhund und Berdachs Erdbebenbeobachtungen als »falsche Nachrichten« zu verschütten, ohne doch mit einem Sterbenswörtchen auf solchen Ursprung alles Wehs hinzudeuten, geschweige denn auf den Lebensschmerz, der sich ihm in meinem ganzen Dasein verkörpert. Könnte daraus ein Leitartikel werden, so würde der sagen: »man kann sich vorstellen«, wie dieses Kapital an Rachsucht brach liegen muß und wie es wurmen mag, daß die einzige Waffe des Totschweigens den Feind nicht zu leben gehindert hat, und wie man, wenn man sich nicht durch gelegentliche allgemeine Ausbrüche Luft machte, in Gefahr käme, sich selbst zu Tod zu schweigen. Ich lehne es durchaus nicht ab, dem schwer Ringenden im tragischen Konflikt zwischen seinem Gelübde und seiner Galle zu helfen und mich zwar nicht getroffen, aber gemeint zu fühlen, wenn er

irgendein Schimpfwort ausgestoßen hat. Nie vermöchte seine Rede mich so sehr anzugreifen, wie ihn sein Schweigen, und er weiß, daß sein noch so lautes Gebärdenspiel mich nie abhalten wird, zu ihm zu sprechen, und daß ich, wenn ich einmal Lust verspüre, etliche »Laienfragen« an ihn zu stellen, dies ohne Rücksicht darauf tun werde, ob er die bezüglichen Laienantworten erteilt. Er weiß, daß ich ihn bekämpfe, weil ich ihn für die Pest halte, nicht weil er mich gekränkt hat. Er weiß, daß er mich nie gekränkt hat, daß ich als Knabe die Chance, meine Seele anstecken zu lassen, zurückgewiesen habe, und daß alle andersgerichtete Version Verleumdung ist, bezogen aus dem jüdischen Sagenkreis, in dem ein Angriff nur als Revanche für einen entzogenen Vorteil gedacht werden kann. Er weiß, daß die aus den tiefsten Quellen der Kommerzseele geschöpfte Frage: »Was haben Sie gegen den Benedikt?« von keiner Aufklärung beruhigt werden kann. Er weiß um eine Selbstlosigkeit, die ihn und alle verachtet, die um seine Gunst Meinung und Ehre verkaufen. Er weiß, daß ich der ganzen judenchristlichen Welt dieses Hinterlandes, die auf das Wort eines besessenen Börseaners lauscht, dem Kitcheners Ende nicht ruhmvoll genug ist, reinsten Herzens Kitcheners Latrinen wünsche. Vergißt er's und übernimmt er sich, so werde er mit aller erdenklichen Entschiedenheit befragt, ob er nicht dennoch sich so viel Besinnung bewahrt habe, daß er zugeben muß, die Zurückweisung des Kulturgestanks beweise immerhin einen bessern Zusammenhang mit den »Stimmungen« als sein Betrieb, und daß es weit ehrenvoller sei, vom Fuße des Herrn Benedikt weggestoßen zu werden als die Hand des Herrn Benedikt drücken zu dürfen. Und ob er — hier aber fasse man ihn fest ins Auge; hier stelle man ein an allen Fronten verachtetes Individuum, dessen eigene Front den furchtbaren Siegerglanz des Ritualräubers trägt; hier trete man dicht an

das numidische Ponem eines Jugurtha, der seinen Fuß auf den Nacken Roms und aller Christenerde setzt; hier frage man: ob er mit voller Wahrheit und mit der ernstesten Gewissenhaftigkeit versichern kann, daß es frivoler sei, in Kriegszeiten, in denen das Publikum und die Börse zuweilen, von starken Erschütterungen bewegt sind, dem schädlichsten Parasiten solcher Bewegtheit einen Possen zu spielen, als in solchen Zeiten, also gelegentlich einer Schlacht bei Lemberg durch vierzehn Tage das Jubiläum »des Blattes« zu feiern und im Moratorium von den Banken Gelder für hundert Annoncenseiten zu erpressen. Ob ein Mensch, der das Eisen, unter dem die Millionen sterben, von dem Anteil an den Millionen jener kennt, die vom Eisen leben, ob ein Redakteur, der unter dem eisernen Diktat eines Vertreters des Eisenkartells eine Berichtigung gratis schreiben muß, anstatt durch den Angriff eine Erhöhung des Pauschales erzielt zu haben, ob ein Zoolog, der sich unter allen Arten von Katzen nur mit den Geldkatzen auskennt, die ihm freilich auch Junge abwerfen, ob ein Philosoph, der das Leben eines Mönches führt, weil er in der Welt Bankdirektoren treffen könnte, die einzigen Wesen im Staat, die sein Ansehen tarifmäßig berechnen können — ob so einer, wenn er uns schon mit seinen Meinungen und Leidenschaften und Einbildungen und Stimmungen und mit den Einzelheiten und mit den Details das Ohr betäuben darf, nicht wenigstens doch das Recht verwirkt hat, sich mit seiner Ehre laut zu machen. Ob es selbst dem Hirnverbrannten erlaubt ist, darauf zu rechnen, daß die Behörden gegen die Plage der Laufkatzen so schnell intervenieren werden wie gegen die Katzenplage: Notiz in der Freien Presse genügt, arretiere sofort. Ob sich der »lächerlich gemacht« hat, der, in guter Erfassung meines seit anno Erdbeben propagierten kultursatirischen Ernstes, vom Grubenhund, von dessen verheimlichtem Biß die Tollwut stammt,

glücklich fortgeschritten ist und heute den Mut hat, eine Laufkatze eine Laufkatze zu nennen — und nicht vielmehr jener, der lächerlich wurde, weil es gelang, und wäre er trotzdem ernst zu nehmen, durch die verzweifelte Abwehr, bei der der Größenwahn die Dummheit um Hilfe anbrüllt. Denn den Aufsitzer könnte er schweigend überleben; die Beschwerde wegen Mißbrauchs der redaktionellen Nervenzerrüttung im Kriege könnte er vor Trotteln mit einigem Anspruch auf Bedauern vorbringen — aber so dumm sollte kein Leser in den Zentralstaaten sein, daß er die Verteidigung einer Wachsamkeit, die um den einen Sinn der Laufkatze gewußt haben will und den andern erfüllt gefunden hat, der also nicht das geringste passiert ist und die sich trotzdem so rabiät gebärdet, hingehen lassen könnte. Einem Schläfer Maikäfer ins Bett praktizieren, ist keine Kulturtat: sie wird es erst, wenn dort sonst nur Wanzen sind, die jener für Edelsteine ausgibt; und wenn er gar nachträglich behauptet, er habe nicht geschlafen und die Maikäfer seien auch Edelsteine, aber insofern sie Maikäfer seien, liege eine Bäuberei vor, so ist das Experiment bis zu einem Grade geglückt, daß man annehmen müßte, die Nachbarschaft werde mit dieser vielfachen Unsauberkeit in Bett und Gehirn endlich einmal aufräumen. Die einzige Hemmung für solche Gründlichkeit ist das Mitleid, und diese hält auch das Verhör durch die Frage auf, die man sich selbst zu stellen hätte: ob es nicht wirklich frivol ist, einem Zeitungsmenschen, dessen Midasgabe, alles was er berührt in Humor zu verwandeln, das Tagesgespräch bildet, noch durch gelegentliche Mitarbeit aufhelfen zu wollen; dem Leitartikler, dessen tägliche Sorge die Sorge Poincarés ist, dessen »Einbildungskraft« das letzte Lachen einer verblutenden Welt sichert, der die Nase der Kleopatra gemessen hat, von Puschkins Geliebter über das Bankhaus Eskeles zum Leutnant Mlaker stürmt, »die Milliarde« umarmt, der Armee

seinen Gruß entbietet und, bald Springinsgeld, bald Patriot, zugleich Märchenerzähler und Bilanzknecht, die Leserschaft durch täglich neue Kapriolen entzückt. Ob es nicht an sich schon lächerlich ist, dem Vortänzer des tragischen Karnevals, wenn der in seinem Maskenzug nichts führte als die Schalek, auch noch eine Laufkatze anzuhängen! Diese Erwägung aber, die wieder vor einem, der nachweislich diesseits der Schwelle des Tollhauses sein Gewerbe treibt und sich andauernd des Zuspruchs der höchsten Kundschaft erfreut, übertriebene Rücksicht wäre, weicht der Erbitterung über eine Frechheit, die nicht nur Haltet den Dieb! ruft, sondern das Verdienst, dem Staatsfeind auf die Finger zu sehen, als Kriegsverrat ausgeben möchte. Aug in Aug, die Hand am Schreihals, werde der Heuchler, der den Versuch, Verwirrung in einer Diebshöhle anzustiften, für ein verbrecherisches Treiben hält und dessen Unzurechnungsfähigkeit keinen Milderungsgrund, nur die tägliche phantastische Abwechslung dieses blutmaschinellen Einerleis bedeutet, verhört bis zur letzten, unerbittlichen Frage: ob er denn glaubt, daß nicht eben der Krieg der geeignete Zeitpunkt sei, den Burgfrieden der Hyänen zu stören. Aber ich weiß, eher wird eine solche zum Samariter werden und eher wird eine Laufkatze Junge kriegen, bevor jener mir darauf Antwort gibt!

Granaten gegen Sterne

Traum und Verzicht des Fortschritts

(Der Weg zu den Sternen.) Ein Flieger, der in der Sekunde etwa 28 Meter zurücklegt, würde nach fünfmonatiger ununterbrochener Fahrt den Mond erreichen, während er 5800 Jahre unterwegs sein müßte, um zum Abendstern zu gelangen. Wollte er dagegen der Sonne einen Besuch abstatten, so brauchte er nicht weniger als 17.000 Jahre zu dieser Reise, die ein Lichtstrahl bei einer Geschwindigkeit von 300.000 Metern pro Sekunde in knapp $8\frac{1}{2}$ Minuten bewältigen könnte. Der gleiche Lichtstrahl, der in $1\frac{1}{4}$ Sekunden den Mond und in etwas über 4 Stunden den Neptun, den der Erde fernsten Planeten, erreichen würde, müßte doch 10.000 Jahre das unermeßliche Weltall durch-eilen, um zu den äußersten Sternen der Milchstraße zu gelangen, die von einer von der Erde abgefeuerten Granate erst nach Verlauf von 3 bis 4 Milliarden Jahren getroffen würden. 5 Jahre brauchte sie allein bis zur Sonne, dagegen nur $4\frac{1}{2}$ Tage bis zum Mond, der unser nächster Nachbar im Weltraum ist. In die Tat lassen sich derartige Berechnungen freilich nicht umsetzen, denn dazu reicht unsere schwache Kraft nicht aus, aber sie geben uns immerhin ein anschauliches Bild von der ungeheuren Ausdehnung des unsere winzige Erde umschließenden Universums.

Und von der ungeheueren Ausdehnung unserer das Universum umschließenden Bestialität!

Merkwort

Dreifachem Reim entziehe sich die Welt:
Dem Reim auf Feld und Geld und Held.
Ein Anfangsreim beendet alle Not:
Technik und Tinte führt in Tod.

Januar 1917

Der englische Benedikt und Der österreichische Northcliffe

(Immerhin doch ein Unterschied)

*Ch...
1917*



Trauerschmuck

Heute sämtliche Theater
geschlossen.

Große Fensteröffnungen
(Logen, 5 bis 7 Plätze) à K 500.—
und à K 1000.—

I., Neuer Markt (vis-à-vis der
Kapuzinerkirche)
für die

Trauerfeierlichkeiten
zu vermieten.

Zuschriften von Reflektanten
unter Chiffre »Trauerfeierlich-
keiten 1190« an die Annoncen-
Expedition M. Dukes Nachf., A.-G.,
Wien, I/1.

Gibt es keine Behörde, die uns von dem Anblick so unendlicher Schande befreien könnte, mit der das elende Raubgesindel des Lebens, am Tag nach dem Tod, die Trauer zu bedecken wagt?

Als »bezeichnendes Detail« wird gemeldet, daß vor einem Budapester Zeitungsladen, wo die Todesnachricht ausgehängt war, zwei Engländer andächtig stehen geblieben sind und ein Gebet verrichtet haben. Da sie vermutlich nicht gebetet haben, weil sie vor einem Zeitungsladen standen, so dürfte die Bezeichnung des Details als bezeichnend einen herabsetzenden Sinn haben. Trotzdem ist bisher nur von den zwei Engländern ein solches Detail gemeldet worden. Denn von keinem Budapester oder Wiener, etwa von den Operettendirektoren, denen man die Bude wieder geöffnet hat, und von den Varietédirektoren, die mit ihnen »gleichgestellt« sein wollten, wird gemeldet, daß sie in diesen Tagen ein Gebet verrichtet hätten. Sie tun's zwar vor Zeitungsgeschäften, aber nicht wegen einer Extraausgabe.

*

Ein merkwürdiger Zufall:

(Ein merkwürdiger Zufall) fügte es, daß Eugen d'Albert während seines im Großen Konzerthausaale gestern stattgefundenen eigenen Konzertes — genau einige Minuten nach 9 Uhr — das Podium betrat und den »Totentanz« von Liszt zu spielen begann.

MM 15/16

97

Auf der Suche nach dem Menschen im Heros

Der Auswurf der gewiß nicht planetreinen europäischen Bevölkerung, also die Presse, ist, abgesehen von der kleinen Meinungsverschiedenheit, die zum Völkerblutbad geführt hat, völlig einig in dem Verlangen nach mehr Preßfreiheit, die bekanntlich eine der kostbarsten Errungenschaften der Menschheit bedeutet und von dem Gute der menschlichen Freiheit als solcher nicht zu trennen ist. Wiewohl nun das Recht, Mensch zu sein, nicht das geringste mit der Meinungsfreiheit, wie sie die Wegelagerer des Fortschritts propagieren, zu schaffen hat und man sich die vollkommenste Verfügung über die Lebensgüter recht wohl ohne eine tägliche Presse vorstellen könnte, wird dem Volk der unauflöbliche Zusammenhang alles dessen, was der Mensch vom Leben zu fördern ein Recht hat, mit einer unzensurierten Journalistik so tief eingeleitartikelt, daß man sich wirklich eher Malkontente in einer presselosen Zeit als in einer brotlosen vorstellen könnte. Mehr denn je wagt es diese Profession von Tagdieben, die ihren Beruf verfehlt haben, geistige Freiheit in Verbindung mit dem Amt zu bringen, die Menschenwürde täglich ungestraft zur Kanaille zu machen. Daß eine Staatsanwaltschaft Nachrichten verbietet oder Kommentare, deren Lektüre vielleicht keinen Schaden am Staatsinteresse bewirken würde, deren Unterdrückung aber dort keinen edleren Teil verletzen kann, wird nur so laut beklagt, um die Leserschaft vergessen zu machen, daß eine Kulturanwaltschaft fehlt, die alles das zu verbieten hätte, was jene noch erlaubt. Die sittliche Verfassung, in der diese Gemeinschaft Anklagen gegen die Zensur erhebt, wird kaum besser als durch die Schrankenlosigkeit der Befugnisse illustriert werden können, die sie sich tagtäglich gegen die Überreste unserer Scham

Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder

Das Witzblatt, dessen fachlicher Humor die so zeitgemäße Verbindung von Dreck und Feuer ist, bringt von einem seiner Handwerker eine Karikatur der Königin von Rumänien und von einem seiner Mundwerker den Text dazu:

»Ich lasse mich grundsätzlich mit Lilien photographieren. Die geben einen prachtvollen Kontrast zu meinem politischen und sexuellen Leben.«

Keine Hundspeitsche würde sich auf solches Niveau herablassen wollen. Das muß auch der einfachste Mann an der Front zugeben, dem bis dahin die Unterscheidung von Humor und Niedrigkeit noch nicht in allen Fällen geglückt wäre. Denn die Gemeinheit besteht nicht in ihr selbst, sondern in der Bereitschaft, sie auszusprechen, wenn es infolge einer politischen Wendung erlaubt ist und die Neutralität eines Staates die Beschmutzung seiner Königin nicht mehr verbietet.

Daß sie die wehrlosen Ortsgenossen dieser Schande gewesen sind! Diese ehrvergessene Stadt, die die Auswucherung ihres heiligen Schubert durch Operettenkonsortien zuläßt und unterstützt und schon darum allein Pest und Bomben verdient hat; die einem leichenphotographierenden Weib in den Konzertsaal nachläuft und es zwar schicklich findet, daß die »alleinstehende Frau« an die Isonzofront, aber unschicklich, daß sie ins Kaffeehaus geht; die ihre Zahlkellner, ihre wahrsten Kulturrepräsentanten beauftragt, in der Epoche der Truppentransporte den Mangel an »Herrenbegleitung« zu beanstanden — dieses Wien ist offenbar von einem Dämon dazu verdammt worden, nicht unterzugehen, sondern im Gegenteil fähig sich selbst zu ertragen, sich hören zu müssen, sich sehen zu müssen, und die bitterste aller Schickungen durchzuhalten — sein eigenes Dasein!

und unserer Vernunft herausnimmt. Auf einer einzigen Seite drängen sich täglich hundert Beispiele, die solches Übermaß an Freiheit be- weisen wollen. Aber keines hat in den letzten, ach so reichen Kriegs- wochen so gellend nach Beachtung gerufen wie der Entschluß des Herrn Árpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est« — totenübel wird einem schon vor der Fülle der Abenteuer, die solche Namens-, Berufs- und Firmenverbindung enthält —, also der Entschluß dieses Mutigen, »Casement in Berlin« für das »Berliner Tageblatt« auszuforschen, Nachdruck verboten. Er macht sich auf den Weg, den Lebensspuren des Mannes nachzugehen, der den Märtyrertod gestorben ist, um den Würmern die Gelegenheit zu geben.

In Berlin verweilend fiel mir ein: Wäre es nicht zweckmäßig, fern von der Politik einen Mann zu suchen, der ihm nahestand, oder die Erinnerung, die von ihm zurückblieb, oder vielleicht die Hotels aufzusuchen, wo er lebte, die Frau, für die er vielleicht Neigung hatte, und dies alles noch heute? Ich möchte die noch vibrierenden Minuten erfassen, denn morgen, in ein paar Jahren, flieht schon die Zeit wie hundert Jahre vorüber, und in dem Heros sieht man nicht mehr den Menschen... Und gerade der Mensch ist doch das ewige Problem...

Bei der Wahl, einen Mann, eine Erinnerung oder ein Hotel zu suchen, entscheidet er sich für dieses, und der Hotelportier des eigenen Hotels hilft schon, das ewige Problem zu lösen.

Der Hotelportier denkt nach auf meine Frage, ob er wüßte, wo Casement gewohnt hat?

Der Hotelportier weiß es nicht, aber es wird festgestellt, daß Casement in der Bar des Hotel Bristol verkehrt hat. Die Kellner werden interviewt.

Anton Schramm und Willy Rhon kannten ihn. Ich gebe weiter, was diese mir erzählten.

Dann gehts ans Forschen.

»Trank er gern?« »Nein. Er trank nicht viel. Am liebsten Martini-Cocktail.«

Das ewige Problem ist aber damit beiweitem nicht erschöpft. Die Frage der Fragen bleibt noch offen:

»Sah man ihn in Damengesellschaft?«

Niemals. Schwere Enttäuschung bemächtigt sich Arpáds. Er wendet sich verdrossen der Politik zu und interviewt Herrn v. Puttkamer, dem er den Ausspruch entreißt:

»... Einen Casement hängt man nicht ... Einen Casement, wie irgendeinen Dieb oder Mörder? Das ist eine richtiggehende englische Niedertracht.«

Herr v. Puttkamer verwendet absichtlich den Vergleich mit Dieben und Mördern, weil man einen Journalisten noch nicht gehängt hat. Die Menschheit fühlt sich unter der Presse zu wohl, um ihre Tyrannen an den Galgen zu wünschen. Sie erträgt es gern, daß nach dem Tod eines Märtyrers der Reporter in die Hotels läuft und fragt, ob er Damenbesuche empfangen hat.

Hospiz am Brandenburger Tor. Hier wohnte er zuerst in Berlin. »Christliches Hotel ersten Ranges« nennt es sich, und möglich, daß Casements Wahl darum auf dieses Hospiz fiel.

So wird der Portier ins Gebet genommen.

»... Was für Menschen kamen her zu ihm?«
»Amerikaner, und ein-, zweimal ein Hindu...«
»Damen niemals?«
»Nie...«

Die drei Punkte sollen die Sprachlosigkeit des Fragers ausdrücken. Im Hotel Fürstenhof aber ist noch weniger herauszukriegen. Zum Glück wird in einem andern Hotel ein Amerikaner aufgetrieben, der etwas zu wissen scheint.

»War er aufgeregt, als er sich von Ihnen verabschiedete ... Weinte er vielleicht?«

»Ja. Aber lassen wir das, wir stehen ja den Ereignissen so nahe, und diese sind ja so private Angelegenheiten...«

»Bittet! ... Werden Sie es nicht aber einmal beschreiben?«

Arpád ist auch taktvoll, wenn einer grob wird oder es speziell verlangt; aber es wäre ihm sehr unangenehm, wenn dieser selbst schreiben wollte, was er nicht sagen will. Er wickelt sich los von dem unwirtschaftlichen Amerikaner. Es gibt noch Informationsmöglichkeiten!

Frida Scholtz, Stubenmädchen im »Hotel Saxonia«. — Casement wohnte im Zimmer 416, und Frida Scholtz hat auch sein Zimmer aufgeräumt.

»Erinnern Sie sich noch an ihn? Was für ein Mensch war er?«

Das liebe deutsche Mädchen lächelt:

»Ja, der Herr war ein komischer Mensch... Nicht so wie die übrigen Gäste, man kann ihn nicht so rasch vergessen.«

»Um wie viel Uhr stand er auf?«

»Jeden Morgen um 9 Uhr. Dann mußte man ihm den Tee hereintragen. Er zog sich an, ging ins Lesezimmer oder etwas spazieren, während dieser Zeit mußte sein Zimmer in Ordnung gebracht werden.«

Nun ist der Moment gekommen, wo Arpád die vibrierenden Minuten erfassen kann. Man sieht bereits in dem Heros den Menschen, wie er jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, seinen Tee trinkt, den man ihm hereintragen muß, und später verlangt er, daß sein Zimmer in Ordnung gebracht wird. Aber das ewige Problem ist noch nicht ganz gelöst. Frida Scholtz gibt sich alle Mühe.

»... nie wurde er vertraulich, immer verschlossen.«

Jetzt ist Arpád am Ziel.

»Damen haben ihn nicht aufgesucht?«

»Nein. Nie... Nur Frau B. vom Zimmer 405. Sie schickte Herrn Casement oft Blumen, nach dem Mittagbrot kamen Casement und seine Freunde bei ihr zusammen, plauderten.«

»Moment!« denkt Arpád, das wollen wir doch ein wenig untersuchen.

»Wie alt war die Dame?«

»Über vierzig... Nein, nein, mein Herr, das war keine Liebe... Nur eine große Freundschaft. Bewunderung... Wir wüßten es ja...«

Frida hat Arpáds Gedanken, die sich in drei Punkten in einem Punkt zusammenfassen lassen, erraten. Er beeilt sich, noch ein paar Daten über Frau B. zu erraffen, und kommt dann wieder auf das Problem zurück.

»War Herr Casement zerstreut?«

Sie verneint es. Er hat sogar nicht vergessen, ihr vor der Abreise ein Trinkgeld zu geben. Sie weiß darüber eine interessante Mitteilung zu machen. }

„Hier, Fräulein“, sagte er, als er ging, und gab mir 2 Mark 50 Pfennig als Trinkgeld.“ }

Nun wäre ja alles so ziemlich festgestellt. Bleibt nur noch eins. }

Der Hotelportier Planner erzählt von der Abreise. Dies und das. }

Das ist alles, was ich in Berlin über Casement erfuhr. In der weiten, geschichtlichen Perspektive habe ich die kleinen, menschlichen Züge zu schildern versucht. Wie sein Wagen vom Hotel Saxonía durch die Budapester Straße fuhr... }

Die früher auch anders geheißen haben dürfte. }

Das Übrige, was geschah, ist ja schon ein düsterer Shakespeare-scher Akt. }

Bis dahin ist es von Arpád Pásztor, Sonderberichterstatter des »Az Est«, austauschweise dem Berliner Tageblatt zugeteilt, und so ehrt man in den Zentralstaaten die Märtyrer des perfiden Albion, indem man herauszukriegen sucht, ob sie Damenbesuche empfangen haben. Ein Akkord in Moll klingt nach: }

Beim Morgengrauen am Karfreitag. In den hügeligen irischen Häfen... }

Im Morgenblatt des 20. August. Im Berliner Tageblatt... Und wenn man nach dieser Stimmungspause bedenkt, daß da einer für seine Überzeugung gehängt wurde und so etwas, mit solcher Moralität und Manier, überlebt, Einfluß hat, von Ministern und Generalen so leicht Auskunft bekommt wie von Hotelportiers und Stubenmädchen, uns belehrt, ergötzt, durchs Leben und in den Tod führt — so ist es wahrlich höchste Zeit, mehr Preßfreiheit zu verlangen! }

Es ist alles da

Von allen Beweisen dieser sonderbaren Geistesformation, die »Alldarin« erfindet und aus dem Leben ein »Eintopfgericht« gemacht hat, in dem Schokolade nicht nur mit Knofel, sondern auch mit der Diana und mit dem Krieg gemengt ist, Antinikotin mit der Glorie, Odol mit Idol, die Ware mit dem Wunder, das Lebensmittel mit dem Lebenszweck — habe ich endlich den tüchtigsten ausfindig gemacht. Mir wird eine unscheinbare Broschüre ins Haus geschickt:

Bratbüchlein

für

Rost- und Pfannengerichte

zum Braten auf der ges. gesch.

Rostpfanne „Obu“

verfaßt von

Hedwig Heyl

Ehrenvorsitzende der Zentrale des Hausfrauen-Vereines »Groß-Berlin«

Verlag von

W. Aletter, Steglitz,

dem Erfinder der „Obu“-Rostpfanne und des „Heinzelmännchen“-Koch-, Brat- und Backapparates.

Das wäre ja von außen nichts weiter als ein Zeichen der großen Zeit, die sich nach der Decke strecken muß. Wiewohl »Obu« mit der nachfolgenden Erklärung: »Ohne Butter« schon recht bedenklich ist und die Bezeichnung eines »Heinzelmännchen-Koch-, Brat- und Backapparates« einem das Durchhalten im Märchenwald verleiden könnte. Aber auf solche Dinge ist man gefaßt und man blättert in der Hoffnung, doch was Praktisches hinter dem Ornament zuzulernen, getrost um. Da erblickt man:



Wilhelm Aletter

Komponist und Erfinder

geb. in Bad-Nauheim, den 25. Januar 1867.

Schön. Oder vielmehr: zum Sprechen ähnlich. Es gibt, das wissen wir hinlänglich, ein »österreichisches Antlitz«. Aber da muß man immer noch feuilletonistisch etwas dazu sagen. Hier schweigt man, denkt sich: So siehste aus, und fragt sich: Haste Worte? Es ist all darin. Hätte man es nur mit Obu schlechtweg zu tun, so glaubte man, es mit armen Leuten zu tun zu haben, die bekanntlich mit Wasser kochen. Aber das ist nicht so wie bei armen Leuten. Es ist alles da. Es ist nicht in der Art der Wiener Persönlichkeiten, die, wenn sie Glück haben und Kaffeesieder sind, schon bei Lebzeiten ihr Denkmal haben, indem sie ihr eigenes Relief an ihr eigenes Haus heften und abendlich illuminieren. Sondern es ist wirklich ein Künstler nebstdem daß er die Bratpfanne erfunden hat. Solche Kombination ist eben der dort landesübliche Reiz. Und nun liestman das »Vorwort

des Erfinders, in dem es wieder ganz sachlich zugeht. Man liest nüchterne Worte wie: Hammelkeule, auf dem Rost gebraten, Heißluftpfanne, Bestreichen, Kartoffelpuffer und freilich auch »Soße«; man liest Kochrezepte; man findet es praktisch; man nehme — nun natürlich den Erfinder und dazu den Komponisten. Denn jetzt heißt es wörtlich:

Ich selbst bin von Beruf Komponist und verstehe von der edlen Kochkunst nur so viel, als das, was man in jedem bürgerlichen Haushalte wissen muß. Deshalb wäre ich meinen verehrten Gönnern, die sich für meine Rostpfanne Obu und meine anderen Erfindungen interessieren und mit ihren Leistungen zufrieden sind, sehr dankbar, wenn sie mir recht viele in diesem Büchlein nicht vorhandene Kochvorschriften oder andere Anregungen und Verbesserungen geben würden. Im voraus besten Dank. Jeder Einsender eines neuen, noch nicht veröffentlichten Kochrezepts erhält eine meiner Kompositionen gratis mit eigenhändiger Widmung. Es ist nur anzugeben, ob die Stücke in leichtem oder ernstem Stile gehalten sein sollen. Ebenso bei Liedern die Stimmlage, bei Klavierstücken der Schwierigkeitsgrad. Es ist alles da.

Also wirklich. Es ist alles da, es ist nicht so wie bei armen Leuten. Wie ist aber für Nichtmusikalische vorgesorgt, die doch auch leben wollen?

Nichtmusikalische, die für Musikstücke keine Verwendung haben, erhalten als Ersatz eine Pfanne gratis.

Ehedem war Margarine ein Ersatz für Butter, dann war Obu ein Ersatz für Margarine, später war Musik ein Ersatz für Obu und zuletzt ist Obu ein Ersatz für Musik. Die Frage entsteht nun, ob es Musikbutter oder Musikmargarine ist, also Kunstbutter oder Kunstmargarine, auf deutsch Kunstkunstbutter. Auch darauf wird uns Antwort. Richard Wagner hat, wohl auch der bekömmlichen Idee zuliebe, daß der deutsche Geist Musik, Poesie und leider auch Philosophie in Einem durchhalten solle, das Gesamtkunstwerk erfunden, Aletter der Kochtonkünstler, der doch nicht so viel Künste, wengleich noch mehr auseinanderstrebende, vereinigen will, glaubt sich vor Nachahmungen schützen zu müssen und schließt das

55

»Vorwort des Erfinders«, ehe er der praktischen Hedwig Heyl zuerst wieder ein Vorwort und hierauf das Wort erteilt:

... Um sich vor Nachahmungen zu schützen, achte man besonders darauf, daß die »Obu«-Rostpfanne einen herausnehmbaren Rost hat und das Fleisch vor und während des Bratens nicht mit Wasser bepinselt werden muß, wie bei den sogenannten Heißluftpfannen.

Ergebenst

W. Aletter

Komponist des Liedes »Ach könnt' ich noch einmal so lieben«, der »Rokoko-Gavotte« u. a. m.

Steglitz, im Februar 1916.

Es ist alles da. Es war das Lied, das in Zeiten, in denen es noch kein Obu gab, in Sonderzimmern (Chambres séparées) von jenen gesungen wurde, die den Wunsch weniger in Hinblick auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart seufzten. Die Zeit ist vorbei. Sie war so klein wie das Zimmer, in dem sie vertrieben wurde, aber das Essen dort war nicht auf Obu angewiesen. Nestroy sagt: »Mein Haus ist nicht groß, aber dafür ist es klein und nett.« Die Zeit, in der es keine Rokoko-Gavotten mehr gibt, nicht einmal solche aus Steglitz, wohl aber Rostpfanne und Rokoko-Gavotte zugleich und eins für das andere, ist nicht klein, dafür aber groß und grauslich. Es ist alles da, was aus dem Nichts kommt, und also viel weniger als damals, wo Aletter noch nicht unter die Erfinder gegangen war. Ach, könnt' ich noch einmal so leben. Und es kommt die Zeit, wo die Zeit selbst ergänzen wird: — und leben lassen! Und dann reibt sie sich die Augen und sieht, daß nicht mehr alles da ist. Und hat einen Klang im Ohr: Aletter — Alleter — oh ein verdeutschtes Fremdwort vom Kriege her, ein Schorlemorle, das von *Toujour l'amour* kommt — man tanzt eine Gavotte und es ist eine Allemande — *All-être, à l'être, à la guerre, à l'être comme à l'être* — o *Infinity*, o unendliche Melodie!

Sept. 1877

56

Ich warne das neue Österreich

vor dem Hermann Bahr. Er ist doppelzünftig und hofft damit dem Doppeladler ein Kompliment zu machen. Er hat mehr Gesinnungen als bunte Bademäntel und da er diese nicht mehr am Lido spazieren führen kann, so macht er von jenen in dem Hinterland eines erstarkten Österreich Gebrauch, wobei ihn seine ausschweifende Phantasie, die einmal den Hofmannsthal vor Warschau gesehen hat, wohl auch nach einem österreichischen Venedig entführen mag. Wenn ich Minister des Äußern wäre, ich würde einem solchen Menschen nicht über die Calle trauen. Er ist ein treuer Sohn der Kirche und des Neuen Wiener Journals. Er ist die Zugbrücke zwischen Schlössern und Redaktionen; aber wenn ich Portier bei Harrach wäre, würde ich einem, der von Lippowitz kommt, sagen: Hier wird nicht geteilt! Ich warne das neue Österreich. Es hat im feindlichen wie im neutralen Ausland den Rückhalt etlicher anationaler Herzen, die darüber wohl unterrichtet sind, daß es von Kriegsbeginn an solche auch in Österreich gegeben hat, vor allem den ehrenwerten Lammasch, der uns der Welt schon in den Haager Konferenzen von unserer menschlichen Seite gezeigt und seit den Tagen, da sich sämtliche deutsche Dichter und 93 deutsche Intellektuelle — mehr gibt es hoffentlich nicht — mit Schmach beluden, die Sache einer nicht von Fliegerbomben gewährleisteteten Kultur nie preisgegeben hat. Dieser Mann hat nun das Unglück, in Salzburg zu leben und, wie dies die Verhältnisse einer Kleinstadt eben mit sich bringen, mit Herrn Bahr, der gleichfalls in Salzburg lebt, in Berührung zu kommen. Darüber weiß Herr Bahr etwas im Neuen Wiener Journal zu plaudern:

... Und hier bewährt sich, daß der Stil der Mensch ist: die innere Reinheit des Sprechers, die wir diesen Sätzen anhören, bezwingt uns Goethe . . . Zelter . . . Johann Heinrich Meyer . . . Diese Kraft ungetrübter, wasserheller, durchsichtiger, nichts entstellender, aber auch nichts einmengerender, Darstellung, deren wir längst entwöhnt sind, hat Lammasch, sein Buch vom Frieden erinnert im Ton an Clausewitzens Buch vom Kriege; und auch Molitke hatte, gar in Briefen, diesen unerlernbaren Ton einer vollkommenen Sachlichkeit, die darauf verzichten kann, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen, die niemals haranguiert, die der sanften Macht der Wahrheit still vertraut.

Zum Unterschied also von Herrn Bahr, der nicht nur

Goethe, Zelter, Meyer, Clausewitz und Moltke einmengt, wenn er von Lammasch spricht, sondern in derselben Spalte mit diesem auch einen kleinen Berliner Literarhysteriker würdigt, und der zum Beweise der Wahrheit, daß der Stil der Mensch ist, nicht nur selbst schreibt, sondern auch die autobiographische Bemerkung beisteuert:

Eben das ließ mich jeden Satz zerhacken, in Adjektiven schwelgen und am liebsten mit Punkten, Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hantieren. Syntax war uns unerträglich, wir hatten unser Chaos zu lieb. Und doch waren keine fünf Jahre vergangen, als aus den Naturalisten Artisten wurden, wir schwuren auf Flaubert — Womit Herr Bahr wohl behaupten will, daß er ein anderer Mensch geworden ist, aber unrecht täte zu meinen, er sei ein besserer Mensch geworden. Denn er hat nicht nur seinen Stil verändert, was ein wahrer Mensch ja nicht kann, nicht nur seine Urteile, was ein wahrer Mensch nicht darf, sondern seine früheren Urteile mit Hilfe seines späteren Stils, was ein wahrer Mensch nicht darf, aber auch nicht kann. Aber der sanften Macht der Wahrheit hat Herr Bahr stets weniger vertraut als dem schlechten Gedächtnis der Leser, die schon nicht merken würden, daß er eine heftige Antipathie gegen die Direktion des Deutschen Volkstheaters in Begeisterung verwandelt und alte Zeitungskritiken für die Buchausgabe umredigiert hat. Er hat diesem schlechten Gedächtnis seiner Leser so sehr vertraut, wie sein Gerichtszeuge Holzer — gleich ihm ein Partisan des neuen Österreich und Ritter des Franz Josefsordens — seinem eigenen schlechten Gedächtnis. Der Stil ist der Mensch besonders dann, wenn er umstilisiert. Was nun Lammasch anlangt, den der schmerzliche Zufall der Salzburger^uerschaft in solchen Zusammenhang bringt, so rühmt ihm Herr Bahr jene Sachlichkeit nach, die es vermeidet, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen. Wieder im Gegensatz zu Herrn Bahr, der ihn wie folgt anspricht:

Daß ich diesen edlen, glaubensstarken —
Hier schon müßte Lammasch, der ja in das neue Strafgesetz den Begriff der »berechtigten Aufwallung« einführen wollte, unterbrechen: Ihr Glaube, Sire, ist nicht der meinige! — groß und frei gesinnten Mann hier in Salzburg habe, zuweilen in sein leuchtendes Auge blicken, seinen unverzagten Worten lauschen und mir an ihm doch wieder etwas Appetit zur Menschheit holen darf —

Was schwer sein dürfte, wenn er, wie zu hoffen, dem Professor Lammasch im Umgang mit dem Bahr vergeht — das ist ein großes Glück für mich. Daß man ihn mir aber in Salzburg läßt, während bald schon jeder Ministerialvizesekretär einmal einen Tag Minister gewesen sein wird, das ist eine Schande für Österreich.

Herr Bahr ist zu bescheiden, um den wahren Sachverhalt zuzugeben: Lammasch, der natürlich längst Minister sein könnte, geht nicht nach Wien, weil er sich eben vom Hermann Bahr nicht trennen kann. Was ihn am Hermann Bahr fesselt, dürfte jedenfalls die Glaubensstärke sein. Was diesen zu Lammasch zieht, ist offenbar die örtliche Nähe. Daß ihm Lammasch's geistige Entfernung vom Menschheitsdebakle imponiert, das zu glauben, würde eine Glaubensstärke voraussetzen, die ich vor den Worten des Herrn Bahr nie gehabt habe. Lammasch bekennt sich gegenüber der deutschen Siegesideologie zu einem Frieden ohne Sieger und Besiegte, erblickt nur in einem solchen »die moralischen Garantien gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe«, hat aus seinem Abscheu vor der großen Zeit nie ein Hehl gemacht, und Herr Bahr möchte nun behaupten, daß dies wie aller vernünftigen Menschen auch sein Gefühl sei: »Unter vier Augen gesteht man das ja längst überall ein«. Doch wenn unter vier Augen zwei leuchten und zwei zwinkern, so ergibt sich leicht ein zwar nicht strafgesetzlich, aber ethisch »unerlaubtes Verständnis«, das dem ehrlichen Mann wohl nicht schaden, aber dem unehrlichen nützen könnte, weil nun die Glaubensstarken überzeugt sein müssen, daß hier einer der wenigen guten Europäer, die von allem Anfang es mit der Menschheitswürde gehalten haben, das Wort führe.

Da ist es denn geboten, wieder einmal auf ein Büchlein hinzuweisen, das den Titel »Kriegssegne« führt, und insbesondere auf jenen darin enthaltenen denkwürdigen »Gruß an Hofmannsthal«, über den seinerzeit die Hühner in Salzburg Tränen gelacht, die Menschen aber mit ihrer Humorlosigkeit und mit ihrem schlechten Gedächtnis, auf das Herr Bahr allerwege still vertraut, zur Tagesordnung der Generalstabsberichte übergegangen sind. Ich kann mir im Ernst nicht denken, daß ein Mensch, dem dieses Schriftstück gegenwärtig ist, nicht in eine schallende Heiterkeit ausbricht, wenn er dem Bahr in Salzburg, im Himmel oder wo immer

begegnet. Der Vorlesungssaal erdröhnt von Lachsalven, wenn ich zu der Stelle komme: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, und der folgende Satz: »Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian« wird nicht mehr zu Ende gehört. Wenn aber dann gar die Stelle kommt, wo »ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert«, und die Bitte: »vergeßt mich nicht, ich denk an euch!« — da gehts vollends drunter und drüber, etwa so wie die Leute einst elektrisiert waren, wenn der Guschelbauer den Stößer schwenkte, ehe er die Worte »weil iiii an olter Drahrer bin« hervorbrachte. Ich liebe so populäre Wirkungen nicht; aber die Sache will's. Ich lege auch den größten Wert darauf, daß die Wirkung sich fortsetzt, so daß alle, denen der »Gruß an Hofmannsthal« unbekannt oder doch entrückt ist, wenigstens jetzt, nachdem sie das hier gelesen haben, zu lachen anfangen, wenn sie dem Bahr in Salzburg oder wo immer begegnen, und gar jene, an denen er wieder den Versuch machen sollte, in ihr leuchtendes Auge zu blicken. Es bleibt dem Professor Lammasch überlassen, ob er bei solcher Gelegenheit den Schwärmer auf die Völkerrechtswidrigkeit der Tatsache aufmerksam machen will, daß während des russischen Kriegs und bis zum Einmarsch Hofmannsthals in Warschau das österreichische Konsulat amtiert und der Poldi daselbst Baudelaire deklamierend herumstapft. Aber ernstlich wird sich die Glaubensstärke des Heimgesuchten fragen, ob es denn schon so weit gekommen sei, daß man mit Herrn Bahr einen gemeinsamen Gott haben müsse. Denn es dürfte ihn ganz besonders interessieren, daß Herr Bahr, dem ich gern den Vortritt lassen würde, wenn ich bei jenem Schlager hervorgerufen werde, daß Herr Bahr also in ~~eben jenem Schriftstück, in eben jenem~~ »Kriegessegensheiligen Bächlein, den Kriegsbeginn, den er von der Einrückung des Herrn Hofmannsthal ins Kriegsfürsorgeamt datierte, einen »heiligen Augenblick« genannt und von der Tatsache, daß »jeder Deutsche, daheim oder im Feld, jetzt die Uniform trägt«, wörtlich gesagt hat: »Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!« Und ausgerufen hat:

»Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging . . . Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh, Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres«. (Was Herr v. Hofmannsthal damals stillschweigend zugegeben hat.) »Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein . . . Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert! . . . Auf Wiedersehen!« Das letzte Wort dieses schon historischen Manifestes an Herrn v. Hofmannsthal ist wohl das einzige, das in Erfüllung gegangen ist in all der großen Zeit, in der sich der Glaubensstarke nur noch durch den Glauben zurechtfindet, daß unser großes Geschlecht sie dem armen Gott beschert hat.

Man hätte nun aber doch wohl annehmen müssen, daß ein Mensch, dem das passiert ist, auf Kriegsdauer, wenn nicht lebenslänglich sich versteckt halten würde. Statt dessen riskiert er auf die Straße zu gehen, in Zeitungen und Zirkeln für das junge Österreich zu werben, zwischen Piusverein und Neuem Wiener Journal zu vermitteln, und es gelingt ihm, wie nur irgendeinem Trebler, der Fürstinnen zu Tische führt, die österreichische Adelsgesellschaft auf die letzte Probe ihrer Distanzlosigkeit und geistigen Indifferenz zu stellen. Das wäre freilich das schlimmste nicht, da ja die Theatersensationen des noch zu jungen Österreich keine ändern sein können als dieseit siebzig Jahren gewöhnten. Da er aber Miene macht, auch die wenigen Persönlichkeiten, die in der Welt den Glauben befestigen könnten, daß sich das Österreichertum mit dem Menschentum verbinden lasse, also die Vertreter des alten Österreich, durch seine Annäherung zu kompromittieren, so sehe ich mich zu der Drohung gezwungen, daß ich bei Wiederholung des Versuches — ich warne das neue Österreich, ich warne aber auch den Hermann Bahr — zum Äußersten entschlossen bin: nämlich den »Gruß an Hofmannsthal« im Wortlaut wiederabzudrucken! Damit ihm ein für allemal der Gusto vergehe, zugleich auf die Glaubensstärke des alten und auf die Gedächtnisschwäche des neuen Österreich zu spekulieren.

Apr. 1817

Schonet die Kinder!

ist auf allen Schweizer Straßen zu lesen. Hingegen lauten die Titel der deutschen Aufsätze, die in der Kaiser Karls-Realschule, Wien III — zur Wahl — aufgegeben werden, wie folgt:

V. b Klasse

Eine Ferienwanderung
oder
Kriegsmittel neuester Zeit.

reis

VI. a Klasse

Warum ist Lessings »Minna von Barnhelm« ein echt deutsches Lustspiel?

oder
Durchhalten!

Gedanken nach der achten Isonzoschlacht

oder
Herbstwanderung.

Inwiefern vermag das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen?

oder
Unser Kampf gegen Rumänien.

Die Hauptgestalten in Goethes Egmont

oder
Der verschärft U-Bootkrieg.

Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind! (Goethe)

oder
Wir und die Türken — einst und jetzt.

Meine Gedanken vor Radetzky's Standbild

oder
Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eignes Haus. (Schiller).

VI. b Klasse

Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?

1201

Dementsprechend verzeichnet der Jahresbericht:

- An die Schülerbibliothek wurden 2 Exemplare Schalek, »Tirol in Waffen« geschenkt von Gräfin Bienerth-Schmerling,
- 1 Exemplar von der Verfasserin an die Lehrerbibliothek.

Ich bin noch heute nicht imstande, eine Ferienwanderung oder eine Herbstwanderung zu beschreiben, tröste mich mit dem Bewußtsein, daß Goethe selbst nicht in der Lage gewesen wäre, aus seinem Zitat »Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind« einen Aufsatz zu machen und wüßte auf die Frage, inwiefern das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen vermag, höchstens die Antwort zu geben, daß es ein miserables Klima sein muß, wenn es die Menschheit auf die Idee gebracht hat, sich gegenseitig abzuschlachten, um mehr zu essen, und die Überlebenden, sich gegenseitig auszurauben, um zu verhungern, den Staat aber, statt der Wucherer die Bewucherten aufzuhängen. Speziell aber könnte ich nur darauf hinweisen, daß unser spezielles Klima ein speziell elendiges ist, wenn die geistige Entwicklung nicht nur nach dem kriegerischen Zustand, sondern speziell nach dem hirnverbrannten, hirnverbrennenden System der deutschen Schulaufsätze beurteilt werden soll, das sich, wie ich aus diesen Beispielen ersehe, in dreißig Jahren um kein Jota geändert hat. Höchstens um die besondere Stupidität, zu der die größte aller Zeiten auch die Pädagogik zwingt. Es gibt also Alternativen, und das Kind wird, je nachdem es mehr pazifistisch oder mehr annexionistisch veranlagt ist, zwischen einer Ferienwanderung und den Kriegsmitteln der neuesten Zeit zu wählen haben. Warum Lessings Minna von Barnhelm ein echt deutsches Lustspiel ist, eine Frage, die wie ein Alp seit Kindheitsträumen auf mir lastet, und von der ich das unbestimmte Gefühl habe, daß sie bis heute nicht endgiltig beantwortet ist, weder von dummen Jungen noch von älteren Literarhistorikern — ich würde sie rabiät von mir stoßen und mich für »Durchhalten!« entscheiden, wiewohl Durchfallen nach wie vor die größere Sorge eines Knabenherzens bilden dürfte. Säße ich in der VI. a, ich wählte ohnweiters statt der Herbstwanderung, zu deren Beschreibung schon ein ganzer Dichter gehört, die »Gedanken nach der

achten Isonzoschlacht« und wäre vor allen Kameraden mit dem Aufsatz fertig, indem ich, diese Gedanken zusammenfassend, einfach unter den Titel schriebe: »Genug!« Bei »Unser Kampf gegen Rumänien«, auf den ich mich, aus dem Klima fliehend, mit Feuereifer würfe, machte ich mir die Sache auch nicht schwer. Ich zöge mich mit der Wendung »Fragen Sie die Schalek!« aus der Affaire. Wenn ich nun die Wahl zwischen Egmont und dem verschärften U-Boot-Krieg habe, so versichere ich — ganz unter uns und wenn es das selige Kriegsüberwachungsamt nicht erfährt —, daß mir Egmont lieber ist und daß ich glaube, wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Boot-Krieg. Aber das ist schließlich Ansichtssache, man kann eine heroische Angelegenheit trotz ihrem tragischen Charakter kaum mit einem Drama vergleichen und gewiß ist mir — wieder ganz unter uns — der U-Boot-Krieg lieber als Hans Müllers »Könige«, die vielleicht nicht dem Uhland, aber ganz sicher mir gestohlen werden können. Vor die Wahl gestellt, das Schicksal des Menschen wie gleicht du dem Wind, zu betrachten und uns und die Türken einst und jetzt: da wählte ich beides, denn mir schiene, als ob mir just aus der Verknüpfung ein artiges Stück von einem Aufsatz gelingen sollte. Was die nächste Alternative betrifft, so würde ich die Verarbeitung des Schiller-Zitats über die Beziehungen des Briten zu Amphitriten ablehnen mit der Begründung, daß es, so aus dem Zusammenhang des Gedichtes gerissen, das Schiller dem Völkermord seines beginnenden Jahrhunderts gewidmet hat, mehr ein Wolff-Zitat sei, und würde dem Deutschprofessor beweisen, daß ich außer dem brauchbaren Mittelstück auch die Anfangsstrophen des Gedichtes kenne:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

und auch noch die Schlußstrophen :

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ich würde den Lehrer bitten, uns lieber dieses Thema aufzugeben, als durch den Mißbrauch einer Schiller'schen Strophe uns Kindern eine Betrachtung aufzunötigen, über der ehrlicher Weise der bekannte Aufsatztitel »Gott strafe England« zu stehen hätte. Ich würde aber auch das Thema »Meine Gedanken vor Radetzky's Standbild« nicht verschmähen, denn ich habe vor Radetzky's Standbild meine eigenen Gedanken, zum Beispiel gleich den, daß dort Eisig Rubel und andere Alt-Österreicher öfter vorbeigegangen sind, als für die Reputation Radetzky's unbedingt notwendig war, wiewohl bekanntlich einer ihrer Verteidiger, jener echten Vaterlandsverteidiger, in diesem Punkte anderer Ansicht ist, indem er für Eisig Rubel den Freispruch und für Dr. Josef Kranz ein Denkmal beantragt hat, das aber eben infolge Besetzung des Platzes durch Radetzky nicht zur Ausführung gelangen konnte. Wenn mir der Deutschprofessor auf diese Behandlung des Themas nicht »vorzüglich« gibt, freut mich der ganze Krieg nicht mehr. Dann bliebe nur noch ein Thema, das zwar der VI. b Klasse vorbehalten ist, das ich aber als Fleißaufgabe übernehme: »Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?« Ich wüßte mir auf die einfachste Art zu helfen, indem ich einfach von Lissauer abschriebe, der ganz sicher Bescheid weiß und den Aufsatz vermutlich fertig hat. Würde ich mündlich befragt, so könnte ich mich der vielen Einsager gar nicht erwehren, ich höre Strobl, neben dem ich leider sitzen muß und der von

Patriotismus schwitzt, mir zuflüstern: »Der Treubruchige am Po!« Der Kernstock, ein Vorzugsschüler, ruft: »Die Welschlandfrüchtchen!«, rings um mich zischt es: »Die Katzelmacher!« und nur eine Stimme — es ist die der Schalek, die man in die Knabenklasse zugelassen hat — ruft beherzt: »Ob ich weiß! Der Fackelkraus!« Dann aber zeigt sie auf, denn sie möchte hinausgehn, wo der einfache Mann an der Front ist, der namenlos ist, um ihm beim Nahkampf nah zu sein. Ich bin eingeschlafen, träume, daß ich nicht mehr in der Schule sitze, sondern wieder in einer Kinderstube, wo Weltkrieg gespielt wird und die Beteiligten dem Tod die Zunge herausstrecken. Ich will die Kinderrettungsgesellschaft verständigen, die anerkannt hat, daß sie mir für wiederholte Zuwendungen vom Erträgnis meiner Leseabende verpflichtet ist. Sie soll die Kinder vor Bomben und Schulaufsätzen behüten. Und wie da plötzlich eine Kanone als Schulglocke läutet und ich erwache, springe ich den Deutschprofessor an, will mit ihm eine Sprache sprechen, die er nicht versteht, nämlich Deutsch und frage ihn, ob er im Geschäft unentbehrlich sei oder ob er Lust habe, die Minen, die er in Kinderherzen legt, durch ein Erlebnis zu verantworten, die Frage, die er an die Wehrlosesten stellt, welcher von den Feinden der hassenswerteste sei, persönlich im Schützengraben zu entscheiden, und in dem Augenblick, wo zu seinem Ohr das Geräusch von einer Sappe heraufdringt!

Journal 1877
Bund

Das österreichische Antlitz

Vor einiger Zeit sehe ich, in jede Kontur sogleich die Figur einstellend, von weitem etwas vor mir sich drehen und schieben. Ich sehe nur Gang und Rücken. Wissen Sie, was das ist? frage ich den Begleiter. Er: Ich sehe nur Gang und Rücken. Ich: Ja, aber sieht das nicht so aus wie einer der »besten Zahler« Wiens? Vielleicht der überhaupt beste! Oder ein guter Leihher. Er: Das könnte sein, jedenfalls ein alter Agent. Ich: Ja, der Agent Österreichs und unser neuer Adel. Dieses ist Emanuel Edler v. Singer! Jener Mendl, der den Tirolern die Kaisertrübe versinnbildlicht hat und vor dessen Fenster sie, weil er doch kaiserlicher Rat ist, sich am 18. August zu versammeln pflegten und sangen. Sehen Sie, so ist das Leben. Ich war diesen Sommer im Kanton Aargau und habe die Ruine Habsburg besucht. Auf meine Frage, ob dort — außer einem Bild Rudolf von Habsburgs sind nur Bilder aus dem Atelier Adèle vom Kronprinzen Rudolf, der Stephanie etc. vorhanden — ob also ein Mitglied des Kaiserhauses schon dort war, wird mir geantwortet: Ja, der kaiserliche Rat kommt jedes Jahr! Es ist aber nicht der Singer, sondern ein anderer, der sich dort auch als Spender einer Büste Franz Josefs I. verewigt hat. Dies, sehen Sie, ist der kulturhistorische Schlußpunkt. Der kaiserliche Rat, den man unterschätzen würde, wenn man ihn in das Spalier einer eröffneten Jagd-ausstellung verwiese, ist dorthin gelangt, wo er sich am höchsten, dem Ziel am nächsten, am einsamsten fühlt und nur in der Erinnerung der Ruinenkellnerin seines Wesens Spur hinterläßt. Sollte dies nicht sinnbildlich in die kühne Wirklichkeit zurückführen, in der wir leben? Übrigens ist der Weg zur Ruine schwer zu finden, keiner der dort lebenden Schweizer kennt sich aus, jeder sagt etwas anderes, zeigt in eine andere Richtung, es sind zehn Minuten dahin und man braucht anderthalb Stunden. Man fühlt sich heimisch. Sicher möchten die Leute dort auch einen Fremdenverkehr haben, aber es gelingt ihnen nicht. — Sehen Sie, das da

ist Emanuel von Singer!« »Regiert der wirklich in Österreich?«
»Jawohl, weil er es glaubt!«

In dem auf so tragische Weise dahingeschiedenen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh habe ich einen lieben Förderer und Freund verloren. Vom Beginn seines Eintrittes in das politische Leben als Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes aus Steiermark habe ich mit dem Verewigten bis gestern, seinem Todestage, ununterbrochen in freundschaftlichster Weise verkehrt. Es verging kaum ein Tag, an dem mir nicht Gelegenheit geboten war, mit ihm zu sprechen . . . Graf Stürgkh war nicht nur zeit seines Lebens ein warmer Freund der Presse und der Journalisten, sondern er selbst war ein urteilssicherer Journalist . . .

. . . Er wandte sich an mich mit dem Ersuchen, ihm eine Zigarre zu geben. Er zündete sie an, und in unglaublich kurzer Zeit diktierte er einen formvollendeten Artikel . . . Ich entgegnete darauf: »Das ist dieselbe Zigarre, die mir Exzellenz früh gegeben haben.« Graf Stürgkh war auch selbst ein eifriger Zeitungsleser. Schon als Abgeordneter war er des Morgens einer der ersten Gäste im Café Landtmann oder im Café Central . . . Schon um 7 Uhr morgens, auch nach der Sommerzeit, erörterte er in seinem Arbeitszimmer im Ministerratspräsidium mit mir den »politischen Speisezettel des Tages«, wie er sich auszudrücken pflegte. Gewöhnlich war ich bis 8 oder $\frac{1}{4}$ 9 Uhr, je nach dem Ausmaß des Tagesprogramms, bei ihm. Mittags erschien in der Regel zu dieser Tageszeit der Herr Polizeipräsident von Wien, Baron Gorup, oder der Bürgermeister von Wien, Exzellenz Dr. Weiskirchner, der oft scherzweise mein »Nachfolger« genannt wurde.

. . . In dem letztgenannten intimen Raum liebte er es, mich am Sonntag abend . . . noch um 9 Uhr abends zu empfangen, und ich mußte dann bei ihm das Souper einnehmen. Die zwei Stunden vergingen in anregendstem Gespräch . . .

. . . Frühmorgens um 7 Uhr, wenn ich bei ihm erschien, hatte er . . . selbstverständlich alle in Wien erscheinenden sowie eine Unzahl aus der Provinz gekommenen Zeitungen gelesen, und wie gelesen! . . . Dabei war er, wenn über diese seine enorme Arbeitsleistung . . . gesprochen wurde, von einer seltenen Bescheidenheit . . . Wie er einst seine politischen Artikel selbst schrieb, so tat er es jetzt mit all den vielen alleruntertänigsten Vorträgen, Noten, Erlässen und Staatsschriften . . .

. . . Man muß ihn gesehen haben, wenn er von einer Audienz kam. Da war es jedesmal, als hätte ihn die Stunde des Aufenthaltes im Gemach des Kaisers verjüngt. »Es ist ein Stahlbad«, so sagte er

oft und oft, »mit diesem Herrscher von einer so erlauchten Festigkeit und Weisheit zu sprechen«

. . . Und dabei darf ich auch erwähnen, wie liebenswert seine Aufmerksamkeit gegenüber dem treuen Freunde stets war. Wenn ich oft spät abends mich bei ihm einfand, war seine erste Frage, ob ich schon etwas zu mir genommen habe, und rasch war dann auf seinen Wink das wenige, das ich zu meinem bescheidenen Nachtessen brauchte, auf dem Tisch. Er war, wenn möglich, noch bescheidener in der Lebensführung als ich. Eine Regalia media, das war der größte Luxus, den er sich gönnte. Gestern morgen noch war ich bei ihm, wie allemal seit Antritt seiner Ministerpräsidentschaft, zu der gleichen Stunde . . . Es ist klar, zu persönlichen sentimentalischen Rückerinnerungen war in dieser Stunde, die mich, den Publizisten, bei ihm erscheinen ließ, wahrhaftig nie die Zeit

. . . Er reichte mir die Hand Er war tief gerührt und antwortete mir, meine Hand fassend: »Wie sprechen Sie mir aus dem Herzen! . . .« Damit schied ich von ihm.

Um 1/23 Uhr erhielt ich die niederschmetternde Kunde Ein hoher Staatswürdenträger, den ich im Laufe des Nachmittags im Ministerratspräsidium traf, sagte mir: »Wenn es angesichts dieser Tat einen Trost gibt, so ist es der, daß unser armer Freund wenigstens nicht gelitten hat, sondern sofort vom Tod ereilt worden ist.« . . .

Emanuel Edler v. Singer.

Und dann erzählt er von der Zeit, da der Ministerpräsident krank war:

Ich übernahm nun die Aufgabe, ihn über alle Vorgänge im Parlament zu unterrichten. Ich erstattete ihm telephonisch genauen Bericht bis in die späteste Nachtstunde über jede Debatte, jede Abstimmung, jede Rede, kurz über alles, was für seine Urteilsbildung von Wichtigkeit war. Er gesandete und drückte mir in wärmsten Worten seinen Dank aus für meine Mühe, für meine Mitarbeiterschaft.

Der Ministerpräsident habe nicht gewußt, wie er ihm »seine Dankesschuld abstaten könnte.« Sein Lieblingswunsch? Eine Audienz! Der Kaiser selbst war von einer Krankheit kaum hergestellt. Singer trat ein und lobte den Ministerpräsidenten.

Das alles war wirklich. Und nun ist die große Gelegenheit zu der Frage, ob es, frühmorgens und spät abends, möglich sein wird.

69

— 88 —

Januar 1917
Amund

Ein andres Antlitz

eh sie geschehn — habe ich vorgeführt, als noch der »Strandläufer von Sylt« seine friedlichen Wasserkünste übte; ein anderes zeigt die vollbrachte Tat:

(Aus einem Prospekt des Verlags L. Staackmann)

Die Feldgrauen

über



Otto Ernst

Ein Wehrmann; Ich habe hier einen Kameraden, nur mal um einen Fall herauszugreifen von den hundertten. Er ist ein Familienvater wie ich, die erste Zeit ging es noch, aber nach zwei Monaten schon kam es. War es das Heimweh, war es Sorge um Weib und Kinder. Ich wußte es erst nicht Es wurde von Tag zu Tag schlimmer, kein Lachen mehr, kein freundliches Wort kam mehr über seine Lippen Doch mit einem Male war's vorbei. Ich hatte bei einem Kameraden von Otto Ernst »Laßt Sonne herein« und »Appelschnut« gesehen. Und mit diesen beiden Helfern habe ich einen trüben Menschen fröhlich, einen Blinden sehend gemacht.

Ein Hauptmann: ... Eine Gnade Gottes, ein unschätzbare Segen sind Ihre Werke für uns Deutsche in dieser schweren Zeit! ... Sie sind für mich die Bestätigung, die Verkörperung des männlich-deutschen Glaubens der Gegenwart. Darum kann ich nicht anders, ich muß Ihnen, gerade Ihnen mein Herz ausschütten.

Ein Hauptmann: Ich las Ihr Buch — wörtlich: »unter sich kreuzendem Geschoß inmitten«. Das Schlußkapitel von »Semper der Mann« — jeder Deutsche sollte es sich in das Herz schreiben, es sähe besser in Deutschland aus.

Ein Obermatrose: Wir haben als Zeichen unserer großen Dankbarkeit und unbeschreiblich großen Freude drei kräftige Hurras auf Sie ausgebracht.

Ein Kanonier: ... Wieviel mehr Freude gewährt ein einziges solches Buch als ein Dutzend Schmöker! Besonders wir, die wir an der Langweile der Westfront fast verkommen, bedürfen einer Aufmunterung und einer Stärkung dessen, was uns verloren zu gehen droht. Dem arbeiten am wirksamsten gute deutsche, gemütvolle Bücher wie die Ihrigen entgegen.

Ein Luftschiffer: Ohne Phrasen dreschen zu wollen: Ihr Buch war mit das Schönste, Tiefste und Erhebendste, was ich seit Jahren gelesen habe... Und nun lächeln Sie nicht wieder so spöttisch und freuen Sie sich, daß Sie einem Erdenbürger, der alles nur grau in grau sah, so glückliche Stunden bereitet haben.

Ein Offizier-Stellvertreter: Wir lagen in Polen im Schützen-graben. Ob noch ein Angriff zu erwarten sei, konnte niemand sagen; doch übten wir die größte Wachsamkeit. Um unsere Nerven, die wieder einmal ihr Teil erhalten hatten, etwas zu beruhigen, krochen wir in den Unterstand, wo ich, um uns auf andere Gedanken zu bringen, etwas vorlesen mußte. Ich wählte Ihre Plauderei »An die Zeitknicker«, die auch viel Anerkennung fand. Eben wollte ich die »Anna Menzel« beginnen, als wir zu unseren Zügen gerufen wurden mit der Meldung: am Waldrande habe man feindliche Schützen erkannt. Der Tanz begann. Immer mehr Angreifer kommen aus dem Walde hervor. Unser Maschinengewehr, welches sich zwischen meinem und dem ersten Zug befand, fängt nun auch an mitzuwirken. Ebenso war unsere Artillerie auf der Hut gewesen und sandte nun gruppenweise ihre Schrapnels auf den Gegner. — Mir fiel die Unruhe meiner Leute auf; der Gegner hatte schon teilweise den Drahtverhau erreicht. Unter meinen Leuten waren sehr viel junge Krieger, die heute zum erstenmal im Feuer standen. Was konnte ich als Zugführer anderes tun als ihnen zurufen, ruhig zu feuern. In diesem Augenblick dachte ich an die Worte aus der Mahnung an die »Zeitknicker«: Ruuhig, nur im m-mer ruuhig!« Gebückt von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe kriechend, rief ich ihnen zu, Die Wirkung war bald

zu merken. Die Feinde, die schon im Begriff waren, unseren Drahtverhau zu überwinden, wurden von den nun sichtbar ruhig feuernden Schützen niedergeknallt. Der Angriff war glatt abgewiesen; wir hatten nur wenig Verluste. So ist es uns geglückt, dem Gegner wieder einmal eins auf die Nase zu geben dank unserer Wachsamkeit und dem ruhigen Feuern der Schützen, das ich wiederum in erster Linie Ihrer Erzählung verdanke. Sie hat eine ungeahnte Wirkung gehabt!

Eine österreichische Krankenschwester: Ich bin Schwester des Roten Kreuzes. Ich schreibe diese Zeilen während der Nachtwache, fortwährend unterbrochen von dem Läuteapparat, der mich zu einem Leidenden ruft. Ich habe meine Soldaten alle lieb; denn jeder ist krank und hilfsbedürftig; aber natürlicherweise fühlt man sich doch zu den Deutschen mehr hingezogen, weil man mit ihnen sprechen und ihnen erzählen und vorlesen kann Und dann die eifrigen Debatten über das Gehörte, und dann die Frage, wer denn so schöne Geschichtl machen könne! Und versprechen muß ich allen, ihnen ganz bestimmt Ihr Bild zu zeigen

Ein Hauptmann: Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich Ihnen durch Taten Dank abstatten könnte

Ein Generalmajor: Gestern habe ich mich an Ihrer »Weihnachtsfeier« erquickt. Leider habe ich in Ihren Büchern nicht finden können, ob Sie — wenn Sie sich mal zur Arbeit stärken müssen — dies mit Rot- oder Weißwein tun. Bei Ihren prächtigen Charaktereigenschaften und Ihrem Humor würde ich (als Mecklenburger!!) auf Rotwein schließen! Eins aber weiß ich: sollte es im Himmel Sofaplätze geben, dann bekommen Sie einen solchen.

Sechzehn Kraftfahrer: Sechzehn Kraftfahrer der 10. Armee haben mit Entzücken Ihren »Offenen Brief an Annunzio« gelesen — er drückt in Worten unsere Gefühle aus! Wir können nicht unterlassen, Ihnen zu danken.

Ein Soldat: . . . Ich war gestern, als ich von Ihnen las, in einer jubelnden, jauchzenden Stimmung; alles um mich herum war ein sonniges Tal mit blühenden Bäumen ringsum.

Ein Vizefeldwebel: Innigen Dank für den »Gewitterregen«, der mich erfrischt und erquickt hat. Der Teufel hole alle Flaumacher und Nörgler; wie hat das Buch mir und allen in Feldegrau aus der Seele gesprochen!

Ein Unteroffizier: Heute haben wir Ostersonntag. Am Nachmittage wollen uns benachbarte Unterstände besuchen, und zur Feier des Tages wird Ihr »Sonntag eines Deutschen« vorgelesen. Das soll uns die schönste Osterfeier ersetzen.

Ein Landsturmmann: In den Freistunden findet ein richtiges Wettlesen statt. Jeder möchte zuerst dieses oder

jenes Ihrer Bücher lesen, und da wir bisher drei Stück erhielten, muß hübsch gewartet werden, bis ein Kamerad das Buch zu Ende hat.

Ein Flieger-Beobachter: Gerade Sie, der Sie sich stets als Lebensbejaher erwiesen, sind ein Erlöser in diesem Stumpsinn des täglichen Einerlei. Dank, herzlichen Dank dafür!

Ein Kriegsgefangener: Ein tausendköpfiges Kriegsgefangenenlager im Lofthouse Park verlangt, um hinterm Stacheldraht nicht geistig zu verkommen, nach Nahrung. Sie, lieber Otto Ernst, müssen unverzüglich nach England kommen. Da aber das leider nicht geht, so verwandeln Sie sich in ein Buch, das den Namen trägt: »Flachsmann als Erzieher«. Fräulein Appelschnut oder sonst wer Liebes steckt es in ein Paketchen, und so naht uns der Befreier aus geistiger Umnachtung.

Ein Militärmusiker: ... Über die Zeit der Trennung sollen meiner lieben, armen, unglücklichen Braut Ihre so wunderbar heilkräftigen, tröstlichen Werke hinweghelfen! ...

Ein Offizier aus Arabien: ... Der Dank ist ein besonderer nicht nur wegen der Stärke des Inhalts, sondern auch wegen des Ortes, an dem ich ihn zuerst empfand, nämlich als ich, als Stabsmitglied des nun heimgegangenen Marschalls v. d. Goltz-Pascha, auf dem Rückwege von Bagdad im März 1916 nach Konstantinopel am Euphrat entlang fahrend, Ihre reizenden Geschichten las, die mich in der trotz der Weltberühmtheit dieses Flusses überaus öden Umgebung desselben besonders herzerfrischend berührten.

Ein Oberleutnant: Die Verse voll Kraft und Begeisterung wirkten direkt erhebend auf mich und meine Kameraden. »An mein Vaterland« müßte millionenfach verbreitet werden; es ist geradezu klassisch zu nennen.

Ein Kompanieführer: ... Die Bücher müssen sofort meine braven »Kerls« lesen. Draußen brüllen die Kanonen, »teils leichtere, teils schwerere« ... In dieser Umgebung habe ich einige schöne, frohe Friedensstunden erlebt, und das durch Sie ...

Ein Kriegsfreiwilliger: Gestern las ich Ihr kräftiges Protestlied gegen die englischen Vetter. Wie habe ich mich gefreut! ... Es war mir ein Bedürfnis, dem lieben Meister einen herzlichen Gruß zu entbieten und ihm zu zeigen, daß ich auf meinem Platze stehe ...

Ein Oberleutnant: Jede tapfere Zeile zündet wie eine pünktlich krepierende Granate. Ich bitte um einen Hinweis, wo Neues von Ihnen zu finden ist. Der Dank wird nicht ausbleiben.

Ein Obermatrose: ... denn es geht einem ja bekanntlich der Mund über, wenn einem das Herz voll ist.

Ein Landsturmmann: Sie können mit Ihrer von Gott gesegneten Feder unserm Vaterlande mehr nützen als mit dem Bajonett.

Bedienung der 9-cm-Geschütze, genannt »Die Sturmkolonne«: ... Unser Dienst läßt es aber nicht immer zu, daß alle daran teilnehmen, und so lesen wir den Roman doch lieber einzeln

Ein Oberleutnant und Kompanieführer: Bei Regen und Hagelschauern ließ ich »Sonne herein« in meine Erdhöhle ... Bei dem »Rauch- und Brandopfer« einer Liebesgabenzigarre träumte ich von »Fatima« und vergaß darüber fast Essen und Trinken, trotz Erbswurst und Speck.

Zwei Offiziere und zwei Unteroffiziere: Vier wackere Schwaben grüßen den Verfasser des Herrn »Gutbier«. Wir liegen ebenso gern für deutsche Männer Ihrer Gesinnung im Felde, als wir wünschen, eine große Anzahl solcher »Gutbiers« bei uns zum Wasserschöpfen im Schützengraben zu haben.

Ein Unteroffizier: Ich erhielt zu Weihnachten durch einen Freund Ihre patriotischen Gedichte, und mache mit denselben hier großes Aufsehen, muß sie immer wieder vortragen.

Ein Soldat: Diese jedes brave Herz erhebenden Gedichte werden bestehen, solange die Welt deutsche Treue und englische Falschheit kennt.

Ein Obermatrose: Mir persönlich ist gewissermaßen die Otto Ernst-Verehrung schon in der Schule gekommen... Dankbar dem Schicksal bin ich, daß es mir Gelegenheit gibt, dieses dem Dichter selbst malsagen zu dürfen. Das Glück, im Gefecht zu stehen, haben wir noch nicht gehabt; unsere Zeit vergeht bis jetzt mit Warten. Aber einmal wird der Engländer uns wohl kommen müssen, und daß das bald geschieht, das wollen wir hoffen...

Ein Justizrat: Das Otto Ernstsche prächtige Werk »Appelschnut«, welches in Ihrem Verlage erschienen ist, eignet sich in ausgezeichneter Weise zur Versendung ins Feld. Es würde manchem feldgrauen Familienvater große Freude bereiten. Ich möchte Sie bitten, eine wohlfeile Volksausgabe herstellen zu lassen. Es wäre doch außerordentlich schön, wenn das prächtige Buch möglichst vielen Familienvätern, die in der Front stehen, zugänglich gemacht würde.

Ein Offizierstellvertreter: Bevor ich wieder in den Schützengraben steige, lese ich in Ihrem »Grüngoldnen Baum« »Von zweierlei Ruhm« und anderes. Ich habe wieder mal herzliche Freude über Ihren Humor und hoffe, daß die Wirkung auch im Granatfeuer nicht nachläßt.

Ein Stabsarzt: Ich las Ihren offenen Brief an d'Annunzio. Mir aus dem Herzen gesprochen!... Ich kämpfe mit dem Messer, Sie

mit der Feder, jeder nach seinen Kräften. Die Hauptsache ist, daß wir durchdringen. Gott strafe England!

Ein Gefreiter: Ihr ausgezeichnete Humor half uns über manche trübe Stimmung hinweg und förderte den Unternehmungsgeist. Solche Schriften sind von patriotischer Bedeutung.

Ein Offiziersaspirant: Von der Walstatt aus entbiete ich Ihnen, großer Meister und Freund der Jugend, meine herzlichsten Grüße! Möge es uns bald vergönnt sein, den schon aus vielen Wunden blutenden Feind röchelnd zu unseren Füßen zu sehen. Es lebe mein österreichisches Vaterland und mein großes unsterbliches deutsches Volk, die deutsche Kunst und ihre größten Diener! Heil dem Künstler, dessen Feueregeist für seines Volkes Ehre ficht!

Ein Leutnant und Dichter: Ja, sie haben tausendmal recht, nein, sechsundsechzigmillionenmal! Denn in uns allen spukt (und spuckt) leider Gottes dieser »Gutbier«; wer hat nicht schon fremdes Verdienst geschmälert!...

Ein Oberleutnant: Haben Ihnen nicht manchmal die Ohren geklungen, wenn ich eines ihrer Englandgedichte in Kasinos und Kadettenkorps vortrug? Gejubelt wurde genug, um es bis an die Küste zu hören.

Ein Leutnant: In der Telephonbude liegt ein Buch von Otto Ernst. Die Sonnenflecke spielen über die Seiten. Ich hab' so 'ne Freud' an Ihnen gehabt, so 'ne Freud' überhaupt bekommen am Morgen, daß ich ein Ventil haben muß für all den Frühlingsübermut in mir. Fortlaufen, durch den Wald laufen, in die Welt laufen möcht' ich! Verflucht, das möchte ich, wenn ich nicht meinen Posten hätt! Was denn dann tun? Singen! Jawohl, das hilft mir immer! Gleich will mir nicht einfallen, was nun am besten zu schmettern wär. Husch — da ist der Gedankenblitz — schwupp, da liegt der Befehlsblock! Raus mit dem Bleistift — Otto Ernst soll einen Gruß haben! Guten Morgen, Otto Ernst! Wissen Sie auch, daß Sie ein ganz alter Bekannter von mir sind? Jawohl, Sempersjung, das sind Sie!...

Ein Flieger (Mit einem Bilde): Dem Dichter und Meister zum Danke für sein neues Buch, das mir den rechten Genuß brachte und uns stärken wird zu neuer Arbeit im Dienste der hohen Sache.

Ein Unteroffizier: Am Dienstag war hier an der Westfront Theater, und zwar gab man, verehrtester Dichter, Ihren »Flachsmann als Erzieher« bei überfülltem Hause. Es war mein schönster Abend an der Front.

Das Preußische Kriegsministerium:

Kriegsministerium. Berlin W66, den 18. Dez. 1914.
Zentraldepartement. Leipziger Str. 5.

Zur Stärkung des kriegerischen Geistes unserer Truppen würde das Kriegsministerium es dankbar begrüßen, wenn Sie die Erlaubnis zum Nachdruck nicht nur für »England«*) erteilen, sondern auch gestatteten, daß einige Gedichte in der den Feldtruppen regelmäßig zugehenden Zeitung »Parole« abgedruckt würden. I. A.: Waitz.

*) Seine vorwiegend gegen England gerichteten Kriegsgedichte hatte der Dichter mit dem Vermerk versehen: »Nachdruck in Großbritannien und dessen sämtlichen Kolonien gestattet.«

Ferner: Eine Oberin; Ein Oberst; Vier Offiziere, darunter ein Oberlehrer; Ein Unteroffizier; Ein Kraftfahrer und stud. hist. art.; Ein Oberleutnant und Kompanieführer; Ein kriegsgefangener Arzt in Sibirien; Ein Soldat; Ein Soldat; Kriegsgefangene Offiziere in Sibirien; Ein Landsturmmann; Ein Vizefeldwebel; Ein Leutnant; Ein Unteroffizier; Ein Armierungssoldat; Ein Feldwebelleutnant; Ein Soldat; Ein Pionier; Ein Gefreiter; Ein Internierter; Von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern; Aus dem Kabinett Sr. Majestät des Königs von Bayern.

So geht der Strandläufer von Sylt trockenen Fußes durchs rote Meer.

geistiges Leben und an den, der es zu behüten scheint — gehören ganz gewiß nicht zu jenen unerwünschten Korrespondenzen, deren Verfasser mich entweder für einen Beleuchter von Übelständen halten oder für mich wie die Mücken um ein Licht schwärmen. Wie sehr der Autor der folgenden Zeilen, deren Inhalt der Menschheit zur Ehre gereichte, wenn er der Inhalt der Menschheit wäre, unrecht getan hat, sein Schreiben in die bezeichnete Kategorie zu stellen, mag ihm — dem mir beruflich wie persönlich unbekanntem Rezitator von Gedichten, jetzt Füsilier — die Veröffentlichung beweisen:

25. 5. 16.

Frankreich
(Erdhöhle)

Hochzuverehrender Herr Karl Kraus! Wie lange, wie lange wollte ich Ihnen irgend ein Zeichen des Dankes, meiner Verehrung, meiner Liebe geben. Ich unterließ es immer; bestärkt, als ich las, wie wenig willkommen Ihnen Briefe dieser Art sind. Da wollte ich Ihnen aus der Ferne danken, an meinem Vortragsabend, meinem Abschied vor dem Ausrücken, und mit aller Kraft und Echtheit aus dem heiligen Gefühl für Ihr Werk, zwei Gedichte sprechen: Der sterbende Mensch und Vor einem Springbrunnen. Zwei Tage vorher zog ich aus, kam gleich ins Schwerste, vor Verdun, und dort, in Grauen und Tod schrieb ich Ihnen und schickte den Brief nicht ab — aus alter Scheu. Nun halte ich das Heft der Fackel in Händen mit dem Gedicht Aus jungen Tagen und lese so vieles was ich erlebt habe in Weh und Entsetzen. Ich schrieb Ihnen damals: »Was ist das Ergreifendste? Der Vogelsang bei Sonnenaufgang in diesen ganz entstellten Wäldern, in denen kein Baum unbeschossen ist — und die Vögel singen darin. Das Granatenfeuer: die Entartung, die krachend platzt; der Vogelgesang: Gottes ewige Melodie, der tönende Ursprung. Ach, die Tiere! Meine lieben, lieben Pferde; hier liegen sie zu Hunderten, manche mit dem Ausdruck eines Schmerzes wie am Ende eines großen Lebens.« — Es bedarf ja nicht meines Zeugnisses zum Beweise, daß ein großer Künstler alles weiß; ich möchte Ihnen aber, dankbar und ergriffen, diesen Satz mitteilen, der aus dem Weh des nächsten Erlebens stammelte, was Sie aus der Ferne gestaltet haben (S. 42/44 Nr 418—22)

Und so erlauben Sie mir gütigst, daß ich diesmal Ihnen danke in unwandelbarer Verehrung

Ihr Ludwig Hardt.

Gefreiter im Füsilier Reg. . . . 11. Komp. . . . Inf. Div.

Mei 11/16

Der Krieg im Schulbuch

Eine Berliner Zeitung hatte am 16. April die folgende Notiz gebracht:

Aus dem Aprilheft der Wiener Zeitschrift Die Fackel ersehen wir, daß im Verlage von Karl Meyer, Hannover, ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Direktoren Kappey und Koch in Hildesheim erschienen ist, das u. a. ein Gedicht »Regiment greift an« enthält. Die folgende Strophe gibt eine Probe dieses Gedichtes:

Da drüben, da drüben liegt der Feind
In feigen Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein Hund wer meint,
Heut würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schießt alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, Mehr Feinde! sei euer Gebet!
In dieser Vergeltungsstunde!

Dagegen haben wir nur eine Frage an die zuständigen Stellen: wer überwacht die Schulliteratur?; und ist dieses Lesebuch wirklich zum Schulgebrauch unserer Kinder zugelassen?!

Ein deutscher Verlag schrieb an die Fackel:

Im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« wurde neulich ein ganz unglaubliches Gedicht »Regiment greift an« zitiert, welches Sie zuerst in einem deutschen Lesebuch für den Schulgebrauch gefunden und getadelt haben. (Anm.: Das Zitat war der Arbeiter-Zeitung entnommen.) Die Tatsache, daß solche Verse in einem deutschen Lesebuch Aufnahme finden können, finde ich so entsetzlich, daß ich gelegentlich einen meiner Autoren veranlassen möchte, an geeigneter Stelle auf diese Sache zurückzukommen. Würden Sie die Freundlichkeit haben mir mitzuteilen, in welchem Lesebuch sich dieses Gedicht findet.

Inzwischen war, am 4. Mai, in jener Berliner Zeitung die folgende Notiz erschienen:

Wir haben am 16. April, nach der Wiener Zeitschrift Die Fackel, ein einigermaßen gewalttätig gesinntes Gedicht »Regiment greift an« erwähnt, das in ein für den Schulgebrauch bestimmtes Lesebuch der Direktoren Kappey und Koch aufgenommen worden war und das in seiner Art nicht gerade für kindliche Gemüter geeignet schien. Wir erfahren jetzt durch das Oberkommando in den Marken, daß dieses Gedicht, das von einem mittlerweile gefallenen Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden war, erfreulicherweise

auf Verfügung des stellvertretenden Generalkommandos des X. Armeekorps aus dem Lesebuch ausgemerzt werden mußte und im Neudruck des Buches nicht mehr enthalten ist. Die Verfügung ist übrigens schon am 29. Januar, also lange vor dem Erscheinen der Aprilnummer der Fackel, erlassen worden.

Was dieser nicht bekannt sein konnte. Sonst hätte sie gleich die löbliche Austilgung zur Kenntnis genommen, um festzustellen, daß es existent war; daß es entstehen und aufgenommen werden konnte und daß deutsche Pädagogen sich von deutschen Militärs erziehen lassen mußten. Die Reproduktion in der Fackel hat zwar nicht das behördliche Einschreiten zur Folge gehabt — davon hätte sie kaum etwas erfahren —, sondern mehr: dessen Verlautbarung. Auf diesem gangbaren Weg, die pädagogische Schande nicht nur auszumerzen, sondern es auch bekanntzumachen, möge nun fortgefahren werden. Ich verspreche feierlich, daß ich es mir nicht als Erfolg anrechnen werde. Vielmehr bin ich in jedem einzelnen der folgenden Fälle bereit, festzustellen, daß die Verfügung schon lange vor dem Erscheinen der Fackel erlassen worden ist.

»Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, in acht nach Klassenstufen geordneten Abteilungen und zwei Vorschul-Teilen, neu bearbeitet vom Geh. Studienrat Professor Dr. Alfred Biese, Direktor des Königl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M.«, enthält unter den »Lesestücken aus der Kriegsliteratur für die Unter-Klassen Sexta bis Quarta nebst dem gräßlichen »Reiterlied« (Wer da, wer) des Gerhart Hauptmann, dem der Krieg Herz und Hirn requiriert hat, noch die folgenden Dokumente jener unnennbaren Schande, die aus Herzverhärtung und Gehirn-erweichung Verse gemacht hat:

Berliner Landsturm.
Von Hans Brenner.

Es pfeift die Eisenbahne —
adien, Frau Nachbar Schmidt!
Der Landsturm muß zur Fahne —
der Landsturm, der geht mit.
In Frankreich und in Polen,
da müssen wir versohlen
ganz schnelle ja
die Felle ja
Franzosen, Russ' und Brit'!

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
 Auf —! Landsturm mit Waffe,
 Mit Knarre und mit Affe —
 Steig ein! Steig ein! Steig ein!
 Zur Weichsel und zum Rhein!
 Und ist uns auch zu enge
 der Rock blau oder grau —
 ihr kriegt doch eure Senge
 nicht weniger genau!
 Wir schworen es ja Muttern,
 daß wir euch würden futtern,
 ihr Söhnekens,
 mit Böhnekens,
 die sind so heiß und blau!

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
 Auf —! Landsturm mit Waffe,
 Mit Knarre und mit Affe —
 Steig ein! Steig ein! Steig ein!
 Zur Weichsel und zum Rhein!
 Lernt schießen schnell! — Ihr Jungen!
 Kommt nach! Zieht bald mit aus!
 Es ist genug gesungen
 die Wacht am Rhein zu Haus!
 Wir müssen an die Seene!
 Auf, Jungens, rührt die Beene,
 die Wade, marsch! —
 Parademarsch!!!
 Und drescht den Nikolaus! —

Der tapfre Landsturmmann — er rückt an, er rückt an!
 Auf —! Landsturm mit Waffe,
 Mit Knarre und mit Affe —
 Steig ein! Steig ein! Steig ein!
 Zur Weichsel und zum Rhein!

O Nikolaus, o Nikolaus!

Von Wilhelm Platz.

O Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein schlechter Bruder,
 du predigst uns von Frieden vor
 und rüstest heimlich Korps um Korps,
 o Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein falsches Luder.

O Engelland, o Engelland, wie hast du dich benommen,
 als wie ein rechter Krämersmann,
 der nimmt, so oft und viel er kann.
 O Engelland, o Engelland, das wird dir schlecht bekommen.

Der Franzmann auch, der Franzmann auch, zeigt wieder seine Krallen,
er möchte gern den schönen Rhein,
wir aber nach Paris hinein,
das will ihm nicht, das will ihm nicht, das will ihm nicht gefallen.

Und wenn die Welt voll Feinde wär'
und keinem wär' zu trauen,
so fürchten wir uns dennoch nicht,
wir halten's, wie der Kaiser spricht:
Wir werden sie, wir werden sie, wir werden sie verhauen.

Die Geschichte von Lüttich.

Von Friedrich Hussong.

Unsere Kerrels, die wollten ins Frankreich hinein,
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Da lag das Lüttich mitten im Weg;
nicht links, nicht rechts Pfad oder Steg.
Da sprach der General Emmich:
»Gottsakerment, das nimm ich.«

Gotts Dunner, wie will er das nehmen ein,
wo so viel Forts und Kanonen sein?
Da sagte der: »Wir rennen ein Loch,
paßt auf, ihr Kerls, und nehmen es doch.
Daß die uns hindern, würrt mich,
aber paßt auf, das stürmt sich.«

Herr General Emmich, ich sag's mit Gunst,
ein Ding ist's gegen die Regel und Kunst;
man muß da erst lange vor liegen
und das Lüttich geduldig bekriegen;
doch der: »Das sind eitel Dünste,
die regelrechten Künste.«

Und die Kerrels stürmten und rannten ein Loch
und kriegten's trotz Forts und Kanonen doch
und sind auf dem Weg ins Frankreich hinein,
in einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Wie sagt der General Emmich?
»Gottsakerment, das nimm ich.«

De dicke Berta.

Von Gorch Fock.

Dicke Berta heet ik,	ok Givet, dat kreeg ik,
tweeunveertig meet ik,	un Maubeuge seh ik,
wat ik kann, dat weet ik!	un Antwerpen stuk ik,
Söben Milen scheet ik,	un Ostende duk ik.
Steen un Isen freet ik,	Vor Verdun, dor stoh ik,
dicke Muern biet ik,	no Paris hen goh ik,
grote Löcker riet ik,	ok no London, gleuf ik:
dusend Mann de smiet ik!	op den Tag dor teuf ik!
Beuse Klüten kok ik,	Schient de Sün, denn summ ik,
Blitz un Donner mok ik,	schient de Moon, denn brumm ik
heete Suppen broo ik,	ganz verdübelt, meen ik!
grote Reisen do ik:	Mienen Kaiser deen ik,
erst vor Lüttich stunn ik,	dicke Berta heet ik,
Huy un Namur funn ik,	tweeunveertig meet ik,
	wat ik kann, det weet ik!

Eine Dichtung des Herrn Cäsar Fleischlen — was für eine Sorte doch ehemals zur »Literatur« gehört hat! — beginnt so:

Sie haben das sehr schön sich ausgedacht
von hüben wie von drüben
und mit unserer deutschen Ritterlichkeit
seit Jahren Schindluder getrieben.

Sie haben seit Jahren uns umstellt
an allen Ecken und Kanten,
Verträge und Klauseln ausgeheckt
und einander Schmiere gestanden.

Feig, wie sie sind, vermeinten sie,
uns heimlich zu Boden zu knebeln
und bei der ersten Gelegenheit
uns einfach zusammenzusäbeln.

Nicht einer hatte den traurigen Mut,
offen das Schwert zu erheben:
sie kauften sich einen kleinen Mann,
die Fackel ans Haus zu legen.

»Schrei auf, mein Herz!« Und du, Michel, greif zum Schwert:

Und hau nach hinten und hau nach vorn,
hau zu, wie nur zu hauen,
wohin es trifft, ein jeder Hieb
sei Grausen und sei Grauen!

Hau drauf und drein, durch Eisen und Stein,
mit Kolben und Kanonen —
wir wissen ja endlich, woran wir sind,
Und brauchen niemand zu schonen!

Und geht die ganze Welt kaputt
in Blut- und Flammenwehen,
und wird es wirklich Jüngster Tag —
wir bleiben und wir stehen!

Wir bleiben, Michel, und wir stehn
vor Gottes Thron zu sagen:
allwie man ihn und seine Welt
an elende Habsucht verraten!

Der Hans Heinz Ewers jedoch, der in Amerika den Deutschen-
haß, den er erweckt, nach Möglichkeit zu bekämpfen sucht und zu
seinem größten Bedauern rechtzeitig verhindert war, zurückzu-
kommen, singt den Gymnasiasten eins von der »Emden« vor:

Der Kapitän der »Emden« sprach:
»Verdammt noch mal und zugenäht!
Nun liegt der deutsche Handel brach!
— John Bull hat mächtig aufgedreht
und bläht sich hinter jedem Riff;
es kapert sich der Lausebrit'
so manches gute deutsche Schiff.
Verdammt; da tu' ich auch noch mit
mir meiner braven »Emden'!«

Der Japse schwimmt vor Tsingtaus Gischt
und lauert früh und lauert spät —
da ist zur Nacht ihm was entwischt,
verdammst noch mal und zugenäht!
Die Katze, die ihm schon im Sack,
will noch einmal aufs Mäusen gehn!
— Und auf das gelbe Lumpenpack
pfeift unser blonder Kapitän
Karl Müller von der »Emden«!

Verschwunden! Weg! Das Schiff ist weg!
— Wie Brite auch und Japse spähst,
sie finden nimmer das Versteck,
verdammst noch mal und zugenäht!

Sie fahren hin, sie fahren her
 und haben weidlich durchgesucht
 sechs Wochen lang des Ostens Meer —
 — da schwimmt sie in Bengalens Bucht,
 die liebe kleine »Emden«!

Und so. In der letzten Strophe schlägt der Dichter den Grafentitel für den Kapitän der »Emden« vor, indem er »als Poet« den Wappenspruch: »Verdammt noch mal und zugenäht!« ihm »dreingibt«. Herr Ewers, wiewohl durch die Umstände an der aktiven Mitwirkung bei der Glorie rechtzeitig verhindert und gezwungen, in amerikanischen Varietés für die deutsche Sache einzutreten, hat sich schon zu Kriegsbeginn durch ein stimmungsvolles Gedicht verdient gemacht, in welchem er sein Mütterchen besang, das ein kleines, stilles Häuschen am Rhein besitze und es nunmehr natürlich in ein Spital verwandelt habe. Zwischen den Buddhas, ausgerechnet, und ähnlichen exotischen Kostbarkeiten, die Herr Ewers von seinen Weltreisen mitgebracht hat, ruhen nun, so schrieb er, brave Jungens von jenen Strapazen aus, die dem Dichter selbst erspart geblieben sind, während das Mütterchen unverdrossen der Pflege obliegt und ihr Scherflein beiträgt. Einer dieser braven Jungens sei blind, denn »sie stachen ihm bei Namur« oder Maubeuge oder sonst irgendwo, wo Herr Ewers sich nicht durch persönlichen Augenschein ~~von den Gefahren des Krieges~~ überzeugt hat, »die Augen aus«. Als der Dreck erschien, ließ sich ein Mitarbeiter des »Vorwärts«, der jene Lunte, die Herr Ewers nicht gerochen hat, zu riechen begann, die Mühe nicht verdrießen, beim Mütterchen des Herrn Ewers sich nach dem blinden Soldaten zu erkundigen. Aus Teilnahme, warum nicht. Wiewohl aber sonst jedes Mütterchen in Deutschland Bescheid weiß — dieses eine ward verlegen und erklärte sich umsomehr außerstande, den blinden Soldaten vorzuführen, als sich herausstellte, daß sie zwar ein Häuschen am Rhein bewohne, aber der Spitalstätigkeit nie/obgelegen habe. Aber auch sonst habe sie in ganz Düsseldorf weit und breit einen blinden Soldaten nicht gesehen, was sei denn das nur, so oft sei schon wegen des schönen Gedichtes ihres Sohnes, auf den sie stolz sei, bei ihr angefragt worden, sie möchte es auch gern lesen, aber sie habe wirklich kein Spital und wisse auch nichts davon, daß wo anders einer liege, dem die Augen ausgestochen worden seien, das wäre ja auch

daron

2

gar zu schrecklich, aber der gute Junge, an alles denkt er doch, immer habe er schon eine lebhaftige Phantasie gehabt, und kehre er dereinst gesund heim, das Mutteraug werde ihn zuverlässig erkennen. . . . Verdammt noch mal und zugenäht. Herr Ewers aber vertritt seitdem die deutsche Sache in Amerika und kämpft in Versen gegen allerlei Lumpenpack. Und in den Unterklassen von Sexta bis Quarta, geführt von einem Geheimen Studienrat, liest es die deutsche Jugend.

→ Man
kann
lesen

*

Ich würde mich freuen, feststellen zu können, daß auf Verfügung eines österreichischen Militärkommandos die zugleich mit »Regiment greift an« zitierten Sätze eines Wiener Pädagogen lange vor dem Erscheinen des Aprilheftes jeder Möglichkeit künftigen Schulgebrauches entzogen waren. Sie seien zum Gebrauch für eine künftige Menschheit hieher gesetzt, die einen Leitfadens durch unser Labyrinth der Nächstenliebe nötig haben wird, worin, wenn man schon glaubte, beinahe im Freien zu sein, schnell noch Aristokratinnen ein Kinderspiel »Russentod« erfunden haben und Pädagogen die Theorie dazu:

»Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerre und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.«

»Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.«

»Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!«

»Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir Sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.«

»Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«

1/3

»Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!«

»Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

». . . und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert. . . .«

»Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Österreicher geworden!«

*

Zum versöhnlichen Ausgang aber sei noch angemerkt, daß jene Berliner Zeitung durch das Oberkommando in den Marken offenbar auch erfahren haben will, das Gedicht — das Gedicht! — sei »von einem mittlerweile gefallenem Kriegsteilnehmer zuerst in einer hannoverschen Zeitung veröffentlicht worden.« An dieser Mitteilung ist zwar die literarhistorische Genauigkeit rührend, aber keineswegs die Mitteilung, daß der Dichter inzwischen gefallen sei. Es kann auch unmöglich beabsichtigt sein, durch den Hinweis darauf, daß ein Mann seinen Untergang in der nämlichen Begebenheit gefunden habe, in die er mit einem »Gebet« um »mehr Feinde« und mit der Parole »Schießt alles nieder wie Hunde« eingegriffen hat, eine mildere Beurteilung dieses Standpunktes zu erwirken, umso weniger, als ja das Niederschießen von Hunden in Friedenszeiten auch nicht gerade gang und gäbe oder ~~zumindes~~ die Übung höher gesitteter Naturen war. Eher müßte man schon sagen, daß ein Kriegsteilnehmer, der als Dichter dazu beigetragen hat, daß »alles totgeschossen wird, was um Gnade fleht«, zwar durch sein persönliches Fortleben Aufsehen erregen würde, aber in andern Fall das Faktum nur folgerichtig und das Diktum nicht sympathischer erschiene. Wie dem nun immer sein mag, das Oberkommando in den Marken dürfte eine gute Absicht an unrichtiger Stelle betätigt haben. Denn es gibt eine Instanz, die es noch besser mit dem Dichter meint:

Hannover, den 19. 5. 16.

Soeben erfahre ich durch Zufall, daß in Ihrer Aprilnummer ein Gedicht meines Schwiegersohnes besprochen ist und möchte ich Sie höfl. bitten, ein Exemplar Ihrer Zeitschrift an genannten Herrn möglichst gleich abzusenden. Adresse ist: Leutnant F. L. Hoppe, X. Armeeekorps, 20. Inf. Division, Inf. Reg. 79, 3. Bat., 11. Komp.

Hochachtend, im Voraus bestens dankend

Frau G. Haase
Hannover, Geibelstr. 27

Das heiße ich einen versöhnlichen Ausgang! Belegexemplare für solche Rezensionen über solche Gedichte pflegen zwar nicht abgesandt zu werden. Aber wenn hinter Maschinengewehren als deus ex machina solch eine freundlich besorgte Frau am Schluß erscheint und das unnennbare Grauen dieses Weltabends zu einem deutschen Schwiegermutter scherz wendet, so sind wir's auch zufrieden.

Glossen

Also Dichter und Denker, nicht Barbaren

Da die Chose, in der jetzt eine endgiltig hergestellte Mischung aus Landsknecht und Ingenieur triumphiert, von hervorragend weidmännischem Interesse ist, hat die deutsche Jagdzeitschrift »Wild und Hund« den folgenden instruktiven Bericht veröffentlicht:

Auf der Russenfährte.

Von Frundsberg.

(Nachdruck verboten.)

... Dies Jahr zählt doppelt und dreifach gegen lummrige Friedensjahre und wird sich nie aus meinem Leben fortwischen lassen. — Und soll's auch nicht! Gut Gejaid allezeit und harte Kriegsarbeit gab's in Feindesland. ...

Und es gab herrliche Tage, wenn man als Sieger dem geschlagenen Feind auf den Fersen saß, ihn zustande hetzte, bis er, zu Tode erschöpft, sich dem Sieger ergab. ...

... Das alte Landknechtsleben blühte wieder auf, reiten und streiten, essen und trinken, jagen und lieben. Es war wohl wie in alten Zeiten. Man fand sich furchtbar schnell darin. Krieg ist doch wohl die natürlichste Beschäftigung des Mannes. ... Ein Jahr, ein schönes, langes Jahr hab ich's so getrieben. ... Aber es gab damals auch einen Wundbalsam, der alles wieder gut machte, den ich mir kaum zu erträumen gewagt: das Kreuz von Eisen ohne Band. ...

... Ab und zu mußte man schon die alte Feldpulle zwischen die Zähne nehmen, um sich wenigstens innerlich etwas anzuwärmen. Man wird besinnlich in solchen Momenten und unsere Gedanken brauchten nicht weit zu reisen, um sich besserer Tage zu besinnen. ... an den schönen lustigen Franzosenkrieg, wie wir .. die feindliche Kavallerie in den Dreck ritten, wo sie nur ein Pferdebein zeigte .. um schließlich in der sonnigen Champagne unsere Rosse zu tummeln. Man bekam ein verdächtiges Schlucken in den Hals, wenn man an all den guten Schampus dachte, der einem damals durch die Kehle gerieselt war. — Weiter führten einen die Gedanken mit einem kleinen Hupf in ein neues Feindesland: Belgien! Fruchtbare Felder, reiche Städte, dicht gedrängt erwarteten uns da. ... Einen himmelblauen Gurka und zwei belgische Radler konnte ich damals in mein Schußbuch eintragen. ... Und dann ... die Grenzpfähle nach Polenland wegzufegen. Und, beim großen Zeus, unsere Flinten und Lanzen sollten auch hier nicht rosten!

... Es war eine Kavalleriedivision, die wir schon aus Frankreich kannten, und die auch mit von der Partie sein wollte. Nichts ist

Sept. 1879

Von der Sinai-Front

Schopenhauer macht in »Parerga und Paralipomena« II., Kapitel 15, in dem Dialog »Über Religion« zu der Stelle, wo er von dem »Mord- und Raubzug ins gelobte Land« spricht, den das auserwählte Volk Gottes antrat — um es, als Land der Verheißung »auf Jehovahs ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kap. 10 und 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen« —, die folgende Anmerkung:

Wenn ein Mal, im Lauf der Zeiten, wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann, als Länder der »Verheißung«, zu erobern sind, so rathe ich den Nachbarn solches Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmüthig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechtswegen.

Und dann:

Übrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des *μεγας βασιλευς Ναβουχοδονοσορ*, wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte oder verheiß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte und dann dem Gotte einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die Nachbarländer zu »Ländern der Verheißung« macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochus Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!

Ich habe diese Sätze lange nach dem »Gebet an die Sonne von Gibeon« kennen gelernt. Wer sie liest, wird dieses Gedicht und die große Identität, deren Erfassung sein Gedanke ist, verstehen und von der prophetischen Offenbarung Schopenhauers erschüttert sein.

Notizen

... Man halte daneben seines Sternbruders Franz Werfel Nachwort zu seinem Gedichtband »Wir sind«, wo er auch vom dichterischen Werke verlangt, es müsse so »notwendig sein, daß es nicht unterbleiben könnte, ohne daß die Welt aufgehört hätte zu bestehen.« Was immer man gegen die Hyperbolik dieser jungen Generation auf der Zunge habe... ihr heiliger und dennoch bitterer Ernst wirbt für sie und erlaubt ihnen, den Bengel hoch zu werfen.

Ich werde mir gelegentlich — wenn die eigene Weltfreundschaft mir Zeit läßt — das Gleiche erlauben. Denn er hat sich, wiewohl er sich einst vermessen hat mir Sternbruderschaft anzubieten, nunmehr einer »Antwort« erdreistet, die sich selbstlos »Metaphysik des Drehs« betitelt und deren geistiges und sittliches Manko noch der düstersten Erfahrungen mit meinen Literaturgeliebten spottet. Dann könnte der Trugschluß, daß der Fortbestand der Welt die Notwendigkeit zweideutiger Lyrik beweise oder durch diese gesichert sei, doch seine posthume Berichtigung finden, indem ja das Dasein dieses Typus tatsächlich nur in einer nicht mehr bestehenden Welt denkbar ist. Daß es nämlich noch eine andere Kausalität gibt: die zwischen der Notwendigkeit des »Wir sind« und dem Nichtsein der Welt, das anzunehmen, sind die Seienden wieder viel zu bescheiden. Sehr mit Unrecht, da diese ganze greifbar nicht-seiende Welt von mir längst als der Rückhalt aller literarischen Scheinexistenz entdeckt ist. Daß hiebei — dank der hysterischen Verkehrung der Reihenfolge, jenem an mir hundertmal bewährten Hysteron-Proteron — die »Metaphysik des Drehs« vom Patienten am Arzt beobachtet wird, ist in der Natur der Krankheit begründet und den schwersten Metaphysikern geläufig, die aber zuweilen doch so ehrlich sind, sich selbst dem Kataklysmus der Psychoanalyse zu überantworten und den Kosmos von unten zu erklären. Trotzdem behaupten sie dann, daß ihr Werk »ohne Unruhe tönt«, und gern fühlt sich unsereins davor in all seiner Unsicherheit entlarvt. Geheuer ist es allerdings

Handwritten scribble

Made in Germany

Fünftausend Dokumente, deren jedes für sich der Nachwelt die Schande zum Bewußtsein brächte, von dieser Welt zu stammen, liegen noch in meinem Schrank. Aber den Vorrang, ihr den Tort anzutun, hat jeder neue Tag, und unter allen Nachrichten sind die neuesten am besten und unter den neuesten Nachrichten wieder die Leipziger Neuesten Nachrichten. Die zentrale Eigenart des Denkens, vor der das Staunen der europäischen Umgebung sicherlich größer ist als das Hassen, findet wohl nirgendwo einen planeren Ausdruck. Ein Leser, dessen Ehrgeiz, mich an die Quelle zu führen, keine Rücksicht auf meine Pflicht nimmt, dem Jahrhundert zwar »den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen«, jedoch nur »die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu sein«, bringt mich mit etlichen Ausschnitten in Versuchung. Aber nirgend kommt die Gemütsart, die die rechte Hand nicht wissen läßt, daß die linke Bomben wirft, sondern es niederschreiben läßt, daß es der Feind tut, nirgend kommt sie so schön zur Geltung.

Daß die Vorführung einer Schlacht im Film zum täglichen Brot der deutschen Kinobesitzer gehört, weiß man. Da nun die technische Kanaille in London, wengleich sicherlich mit größerem Können, dasselbe tut und Aufnahmen von der Offensive an der Somme vorgeführt hat, heißt es in Leipzig:

... Die gefilmte Schlacht, die gefilmte Majestät des Sterbens und des Todes. Daß die Engländer eine unwissende und ungebildete Gesellschaft sind, wissen wir ja, der vorliegende Fall zeigt aber auch, bis zu welcher Gefühlsroheit Neid und Lüge führen.

So heißt es in Leipzig. Da der Neid aber ein hervorragendes Motiv für das Kinorepertoire ist, meldet sich die ‚Kölnische Zeitung‘ (Ausgabe für das Feld), die auch zu bescheiden ist, von den deutschen Schlachtfilms außerhalb der Annoncenrubrik etwas zu wissen, und regt an, die Roheit und Unbildung der Engländer sogleich in Deutschland einzuführen:

... Wäre es nicht erwünscht, daß man auch dem Deutschen hinter der Front solche lebenswahren Bilder der jüngsten Ereignisse vorführte? An Gelegenheiten, die geeignete Bilder zur Aufnahme bieten, dürfte kein Mangel sein. Die Taten unserer Soldaten, im Bilde vorgeführt, gäben wahrhaftig Stoff genug für mehr als einen Film, und das Volk, das am Bilde manchmal mehr hängt, als am Worte, würde solchen Vorführungen ein gewaltiges Interesse entgegenbringen, auch wenn wir

Handwritten notes on the left margin

Epigramm aufs Hochgebirge

Text einer Ansichtskarte:

»Wenn diese Berge dem
größten Dichter neue Kräfte
geben könnten — wie viel
schöner wären sie!«

Es ist der schönsten Berge Eigenschaft:
sie geben nicht dem Geist, sie nehmen Kraft.

Der Bürger fühlt sich im Gebirg erhoben;
talwärts ist meine Phantasie zerstoben.

Am Alpenglühn entflammen keine Lichter.
Vor höhern Berg gibts nur geringern Dichter.

Die Luft der Alpe schafft des Alpdrucks Qual.
Um hoch zu steigen, bleibe ich im Tal.

Den Höhenrausch trink' ich nicht von den Höh'n.
Um Sturm zu haben, brauch' ich nicht den Föhn.

Zu andrer Freiheit bin ich aufgerafft;
die hier bringt meine Sinne in Verhaft.

Den Gletschern dank' ich keine Geistesfrische;
mir liegt nicht allzusehr das Malerische.

Oft wirkt Natur der Leere nur das Kleid.
Mich lockte nie die Sehenswürdigkeit.

Wo so viel fertige Schönheit gegenwärtig,
ist keine Dichtung, nur der Dichter fertig.

Und keine Lyrik, Epos oder Drama
schenkt sich dem sogenannten Panorama.

Umsonst ist's, daß ich auf den Genius warte.
Natur ist häufig eine Ansichtskarte.

Derschönste Schnee wird schließlich doch zum Schlamm.
Es ist die Landschaft für ein Epigramm!

auf die Ausschmückungen im Interesse nationaler Selbstverhimmelung, die Engländer und Franzosen nötig haben, verzichten.

Versteht sich. Machen wir. Zwar ist es längst gemacht, aber das vergessen wir, um den Feinden, die es auch machen, teils Gefühlsroheit vorwerfen, teils beweisen zu können, daß wir's noch besser machen werden. Nur daß ein deutscher Ulan, der mir den Ausschnitt von der Front schickt, dazu schreibt, »jetzt habe das Sterben des armen Schützengrabensoldaten wirklich einen Zweck: es dürfe mit allem Dreck von Reinhardt um den Beifall des deutschen Kinopöbels konkurrieren«. Leipzig aber, das die Erbärmlichkeit, um die Köln die Engländer beneidet, auf den Neid der Engländer zurückführt, veröffentlicht eine Kritik des durch das Genie und die Persönlichkeit seines Autors berühmt gewordenen »Hias«:

(Berliner Theater. »Der Hias«.) Unter dem Krachen aller Feuerwaffen und mit Sturmgeschrei ging gestern abend »Der Hias«, ein feldgraues Spiel in drei Akten, über die Bretter des Berliner Theaters. Der Zettel verschwieg den Namen des Verfassers; aber ein Feldgrauer soll das Stück geschrieben haben, und Feldgraue (Offiziere und Mannschaften Berliner und bayerischer Ersatz-Truppenteile, unter denen gewiß einige von schauspielerischer Herkunft waren) führten es auf. Für die Frauenrollen stellten sich Frauen der Aristokratie zur Verfügung. Das Stück, nicht besser als die meisten seiner Art, gab Gelegenheit, Lagerleben und blutige Kämpfe mit erstaunenswertem Naturalismus vorzuführen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären. Dort, wo die kriegerischen Vorgänge der technischen Mittel der Bühne spotteten, sprang der Film ein und der Apparat rollte (im letzten Akte) eine Reihe von geschickt in die Szene des Stückes eingelegten Schlachtbildern ab. Erhöht wurde der Eindruck durch den Lärm der Maschinengewehre und Handgranaten und durch das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen.

Freilich bemerkt Leipzig, um nicht ganz in den Verdacht zu kommen, daß es ein klein London sei, dazu:

Die mörderische Abspiegelung ging auf die Nerven, ohne daß sie durch die Kunst geadelt zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen worden wäre. Von einem dichterischen Atem ist in dem Stück kein Hauch zu verspüren.

Ein Unrecht am »Hias«. Wenngleich nicht gerade durch die Kunst, sondern nur durch die Mitwirkung der deutschen Aristokratinnen

Handwritten scribble

Handwritten scribble

Handwritten mark

Handwritten marks and scribbles

geadelt, ist er doch zur Höhe der zeitgeschichtlichen Ereignisse emporgetragen. Die echten Soldaten auf der Bühne spielten, als ob sie an der Front wären, und für zwei Mark funtzig kann man das Ächzen und Stöhnen der Gefallenen hören, was viel lohnender ist als die gefilmte Majestät des Sterbens in London, die doch stumm bleibt. Den Neid, der die Engländer darob befallen müßte, könnte man ihnen schon jetzt vorhalten. Aber ein Beispiel für deren Verlogenheit wird gleich angeführt:

Eine englische Denkmünze auf die Seeschlacht im Skagerrak. Nachdem die Engländer ihre schwere Niederlage vom Skagerrak auf dem Papier allmählich in einen Sieg umgemodelt haben, setzen sie diesem Lügenverfahren dadurch die Krone auf, daß sie eine Denkmünze auf die Seeschlacht prägen, womit sie sie offenbar in eine Reihe mit anderen Seeschlachten stellen wollen, die seit dem Vorbilde der Königin Elisabeth, die auf den Untergang der Armada im Jahre 1588 eine berühmte Münze prägen ließ, durch Denkmünzen als Siege verherrlicht worden sind . . . Rund herum läuft die Inschrift: »Der ruhmreichen Erinnerung derer, die an jenem Tage fielen.« Im Vergleich mit neueren deutschen Denkmünzen kann diese englische als gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden. Der Text, der nichts von Sieg enthält, ist für englische Verhältnisse ziemlich bescheiden. . . . Die Denkmünzen sollen käuflich sein — die goldene zu 230 Mk., und der Gesamtertrag soll den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommen. — So verabscheuungswürdig diese englische Verlogenheit auch ist, kann man es nicht in Abrede stellen, daß sie System hat und sicher auch Erfolg haben wird, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf diesen englischen Schwindel wieder eine ganze Menge neutraler Untertanen hereinfließen wird.

Man muß die gedankenreichen und künstlerischen deutschen Denkmünzen keineswegs zum Vergleich heranziehen, um sich von der Bescheidenheit und Käuflichkeit, kurz von der verabscheuungswürdigen Verlogenheit dieser englischen Denkmünze, deren Text nichts von Sieg enthält und deren Gesamtertrag den Hinterbliebenen der gefallenen Seeleute zukommt, eine Vorstellung machen zu können. Sie gilt der Erinnerung derer, die an jenem Tage gefallen sind, ihr Ertrag der Unterstützung derer, die sie zurückgelassen haben: man mache sich von diesem englischen Schwindel, der wie gesagt nichts von Sieg enthält, also als völlig gedankenarm und unkünstlerisch bezeichnet werden kann, ein Bild. Wovon man sich hingegen

kein Bild machen kann, ist die Geistesverfassung, die hier vor den blutigsten Kontrasten ihrer dummacherischen Übung nicht satt wird und aus dem Abhub der Phrase noch ein Surrogat der Gesinnung herzustellen vermag, von dem sie mit verzücktem Augenaufschlag weiterlebt. Da wird links »von unsrem römischen Mitarbeiter« über den »Kampf gegen den deutschen Geist in Italien« berichtet:

Die verzweifelten Versuche der italienischen Überpatrioten, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und auf die deutsche Wissenschaft auszudehnen, erleben immer wieder neue Niederlagen, die dann ihrerseits zu den erheiterndsten Klagen in der italienischen Patriotenpresse führen. So finden wir in dem römischen 'Giornale d'Italia' vom 8. September, das den höchsten Deutschenhaß mit der größten eigenen Ignoranz verbindet, eine herzbewegende Klage über zwei Veröffentlichungen der allerletzten Zeit in Italien . . .

Aber eine Veröffentlichung gleich rechts in den 'Leipziger Neuesten Nachrichten' würde den italienischen Überpatrioten eine kleine Genugtuung verschaffen und ihren verzweifelten Versuchen, den Kampf gegen Deutschland auch auf den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft auszudehnen, zum Durchbruch verhelfen:

Die Lauterberger Weltanschauungswoche. Für die vom 2. bis 7. Oktober in Bad Lauterberg im Harz im städtischen Kurhause in Aussicht genommene »Weltanschauungswoche« haben Geheimrat Natorp-Marburg, Professor Leser-Erlangen und Professor Hunzinger-Hamburg je 6 stündige Vorlesungen über: »Die hauptsächlichsten Weltanschauungstypen der führenden Kulturvölker und der Kulturberuf unseres Volkes«, »Fichte und wir« und »Die Weltanschauung unserer Klassiker« zugesagt. Außerdem wird Dr. Ferdinand Avenarius-Dresden einen Einzelvortrag halten. Für die Nachmittage sind gemeinsame Wanderungen, für die Abende gesellige Zusammenkünfte vorgesehen. Der Preis der Teilnehmerkarte ist auf 10 Mark festgesetzt worden. Die Vorlesungen beginnen um 8 Uhr vormittags und dauern bis 11 Uhr.

Da das nur um drei Stunden zu viel wäre, so dürfte jeder der drei Gelehrten zwei Vormittage innehaben, wobei aber Avenarius-Dresden in die gemeinsamen Wanderungen oder geselligen Zusammenkünfte eingeschoben werden müßte. Das Arrangement ist schwierig. Aber die Natur einer im städtischen Kurhause in Aussicht genommenen Weltanschauungswoche bringt das mit sich. Warum veranstaltet man sie nicht bei Wertheim?

Was es alles gibt und was für bunte Dinge auf diesem kargsten Stück Erde wachsen! Alles was sie dort nicht haben, bekommen sie geliefert. Und so auch 'ne Weltanschauung. Da es jetzt dank solchen Möglichkeiten, also dank einer Weltanschauung, die deren Herstellung als Fertigware nebst Aufmachung garantiert, unmöglich geworden ist, sich die Welt anzuschauen, so möchte ich gern die Lauterberger Weltanschauungswoche mitmachen. Die Welt schaut Lauterberg an, Lauterberg die Welt, und beide verstehen einander doch nicht. Aber ein Hauptspaß muß es sein, und Filmaufnahmen sollten von dem belehrenden Teil sowohl wie insbesondere von den geselligen Zusammenkünften in der Welt verbreitet werden. Man müßte den Avenarius sprechen sehen und eindrucksvoller als die gefilmte Majestät des Sterbens wäre einmal die gefilmte Humilität des Lebens. Was es aber mit der deutschen Weltanschauung, soweit sie sich ohne Grenzübertrettsbewilligung entfalten kann, für eine Bewandnis hat, und wie das deutsche Wort dem deutschen Volk sogar den Film ersetzt, bewies der folgende Bericht, den Leipzig von Köln bezogen hat:

Kaiser Wilhelm als Feldarbeiter. Aus Oberschlesien geht der „Köln. Volksztg.“ die folgende hübsche Schilderung eines Vorganges zu, der sich dort vor einiger Zeit abspielte:

Bekanntlich reiste der Kaiser an die Ostfront. Seine schlesischen Truppen erfrente Seine Majestät durch persönliche Anerkennung und durch seinen Dank für ihre Tapferkeit. Des freute sich ganz Schlesien. Aber ganz Schlesien freute sich noch über etwas anderes.

Was rennt das Volk, was läuft die Schar hinaus auf die abgemähten Felder? Den Kaiser zu sehen. Nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr ist es. Munteres Volk birgt die kostbaren Ährengarben auf bereitstehende Wagen. Plötzlich ruhen alle Hände, Stille tritt ein, alle Mützen fliegen vom Kopfe, Staunen ergreift alle: Der Kaiser kommt! Er ist schon da, zieht den Rock aus und — in Hemdsärmeln beginnt des Deutschen Reiches Oberhaupt mit Hand anzulegen an die Feldarbeit. Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln. Er hilft selbst, mit höchsteigener Person, den »von oben« gespendeten Segen für sein Volk einzuheimsen. Wie der Herr, so der Knecht. Dem Kaiser tun es seine Begleiter, hohe Herren und Offiziere, nach. »Siehst du da nicht auch unsern Reichskanzler bei der Feldarbeit?« — »Wahrhaftig, er ist's.«

Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß bei solcher Arbeit. Überrascht schaut das zuschauende Volk, wie Seine Majestät den von der Stirne perlenden Schweiß mit dem Hemdärmel ein übers andre Mal abwischt; denn in brennender Sonnenhitze mit der Garbengabel Wagen vollzuladen, wenn auch mit aufgestreiftten Hemdärmeln, macht schwitzen — und Durst. Und so haben wir wieder das schöne Bild: Seine Majestät sitzt mitten in seinem ihm treu ergebenen oberschlesischen Volk, auf das er sich verlassen kann, sitzt auf einem Feldrain und trinkt aus einem gewöhnlichen Krug frisches Wasser.

Herablassend winkt er den Kindern und spricht wie ein Vater traulich zu ihnen. Sie sollen versuchen, über die Stoppeln zu laufen. Sie tun es. Herzlich lacht Seine Majestät über der Kinder Vergnügen und schenkt ihnen etwas als Lohn für ihre Mühe und die Freude, die sie ihm bereitet haben.

Ist da nicht alles, was es gibt, wie im Gesamtkunstwerk vereinigt? Der Kaiser sitzt mitten in seinem Volk, auf das er sich verlassen kann, auf einem Feldrain, was rennt das Volk, das Oberhaupt streift die Hemdärmel auf, von der Stirne heiß, der Segen kommt in einem doppelten Sinne von oben, wie der Knecht so der Herr, wie der Herr so der Knecht, nämlich unser Reichskanzler, siehst du da nicht, wahrhaftig er ist's, die Welt ist verkehrt, die Genitive sind vorangestellt, es ist der Kinder Vergnügen, des Reiches Oberhaupt legt Hand an, und so haben wir wieder das schöne Bild — aber selbst Ganghofer hätte den Text nicht zustandegebracht: »Auf dem mit goldenen Getreidegarben besäten durchfurchten Boden unseres lieben Vaterlandes erheitert das durch die Sorgen der Kriegsjahre tief durchfurchtete Antlitz Seiner Majestät munteres Lächeln«. Man beachte die unwillkürliche Steigerung von »durchfurcht« und den Vorgang, wie auf dem Boden, der mit Garben besät ist, munteres Lächeln das Antlitz erheitert. Nie ist ein deutscherer Satz geglückt. Wie ein durch alle Gefahren heimgeführtes Unterseehandelsboot mutet er an. Ein Londoner Film muß vor Neid zerspringen. Eine Lauterberger Weltanschauungswoche kann etwas zulernen.

1
März 1916
Ganz

Der soziale Standpunkt vor Tieren

Die sozialdemokratische Presse findet ihr tragisches Durchkommen zwischen jener größeren Organisation, die das Menschentum tief unterhalb allen freiheitlichen Bestandes, also aller politischen Daseinsberechtigung verschüttet hat, und jenem allein bewahrten Rest von Menschlichkeit, der sie auf die Pflicht der Zeugenschaft nicht verzichten lassen will. Diesem Widerspruch, zu bestehen, wo sie nicht mehr bestehen kann, wird sie durch ein Nebeneinander von Strategie und Dokumentensammlung gerecht, so daß vorn entweder die Zufriedenheit der Kölnischen Zeitung oder gar, wenn's die Leistungen eines Unterseebootes gilt, die Einbildungskraft der Neuen Freien Presse erreicht wird, und gleich daneben Tatsachen hinausgestellt werden, deren himmelschreiender Inhalt von jener Sphäre bezogen ist, deren Ereignisse eben noch aus einer denkbar unrevolutionären, sachlich beruhigten oder weltzufriedenen Gemütslage gewürdigt wurden. Ob nicht ein besserer Ausgleich zwischen dem Zustand der Welt und dem durch ihn erledigten Standpunkt der Entschluß gewesen wäre, sich auf eine Sammlung von Tatsachen zu beschränken und auf jede Meinung zu verzichten, die vorweg im Verdacht ist, eine erlaubte Meinung, eine mit dem größten Exzeß der Gesellschaftsordnung zufriedene zu sein, bleibe unerörtert. Jedenfalls ist die gewissenhafte Aufreihung jener Fakten, die der Menschheit den Krieg als ein abschreckendes Beispiel vorführen sollen, der einzige Fall von publizistischer Sauberkeit, den die schmutzigste Epoche aufzuweisen hat, anerkannt auch von deren einsichtigeren Akteuren als ein Beweis, daß die weltflüchtige Menschenwürde sich immerhin in zwei bis drei Wiener Zeitungsspalten niederlassen darf; als eine Ausnahme von jener furchtbaren Regel, nach der diese schwerverwundete Menschheit sich noch eine Blutvergiftung durch Druckerschwärze zuziehen mußte. Und auch diesem Unglück sucht die heilsame Arbeit der sozialdemokratischen Chronik nach Kräften entgegenzuwirken, aus der ehrlichen Erkenntnis, daß die bürgerliche Journalistik die niedrigste Gattung unter jenen Lebewesen vorstellt, die der Krieg übriggelassen hat. Umso betrüblicher erscheint die daneben beobachtete Neigung, den eigentlichen Tieren gegenüber auf einem vorrevolutionären Stand-

punkt zu beharren, ihnen nicht nur die von Schopenhauer zu-erkannten Rechte, sondern sogar das Erbarmen zu versagen, das der Gerechte aufzubringen hat — ja geradezu dort, wo der Sammler von Menschengreueln auf werktätige Sympathie für Tiere stößt, solche Regungen als Kontraste zum Welttreiben höhnisch abzutun. Er hat nicht genug ironische Punkte und Gedankenstriche, einen englischen Aufruf »zu Gunsten . . . unserer stummen Freunde«, nämlich der Pferde, zu verspotten, der ihm umso lächerlicher erscheint, als der Schutz auf die Pferde aller kriegführenden Länder ausgedehnt werden soll. Aber ganz abgesehen davon, daß dieser internationale Standpunkt eine Kostbarkeit in einer Zeit ist, in der von den drei großen Internationalen nur die journalistische sich ausleben konnte, und daß solcher Gedanke sittlich hoch über der Kriegsslyrik eines Richard Dehmel steht, der den deutschen Pferden eine besondere Offensivkraft zugetraut hat — ist es ein Denkfehler, hier bitter zu werden und einen frivolen Gegensatz zu den in den Krieg oder in die Munitionsfabrik gestellten Menschen zu behaupten. Der Unterschied ist ein ganz anderer, nämlich der, daß die Menschen, so unschuldig jeder einzelne von ihnen an seinem Schicksal sein mag, alle zusammen es verschuldet haben, indem sie den Willen hatten, die Maschine zu erfinden, die ihnen den Willen nahm, während doch den Pferden an einer technischen Entwicklung, die ihre Sklaverei verschärft hat, keinerlei Anteil nachzuweisen wäre. Den Pferden ist nicht der Hunger versagt, wohl aber eine Organisation, durch die sie es ihren Vorgesetzten wenigstens kundmachen könnten, daß auch sie im Krieg mehr hungern als im Frieden. So ganz verschlossen sollte sich das Sozialgewissen nicht vor dem Umstand zeigen, daß in dieser Welt, die sich zu helfen weiß, ein Surrogat für Futter auch mehr Peitschenhiebe sein können. Man muß schon die Scheuklappen des Pferdes haben, um nicht täglich auf der Wiener Straße zu sehen, wie sich die Bestialität am Tier für die schlechten Zeiten schadloß hält. Es ist ferner auch vollkommen blicklos, sich über eine deutsche Gräfin, die ihrem magenkranken Hund Suppe gegeben hat und wegen Verfütterung von Brotgetreide gerichtlich verurteilt wurde, über die Krankheit des Hundes also und über dessen Pflege in Sperrdruck lustig zu machen. Wenn wir uns selbst die Verfütterung von Getreide für einen bestimmten Hund als eine Grausamkeit gegen einen

unbestimmten Menschen konsequent zu Ende denken könnten, so müssten wir uns doch wieder fragen, ob nicht die Gesamtheit der unschuldigen Menschen, die durch solches Verhalten zu Schaden kommt, mehr Schuld hat an der Misère als die Gesamtheit der unschuldigen Tiere. Zwischen dem mir bekannten Menschen und dem mir bekannten Hund kann ich, wenn's sein muß, entscheiden, welches von beiden Individuen mir »näher steht« — zwischen den beiden Gattungen bleibt mir im Anblick des Benehmens der einen gar nicht die Wahl. Und wie erst, wenn ich zwischen dem mir befreundeten Hund und der menschlichen Gesamtheit zu wählen habe? Dies ein Tier, nicht jener Mensch, dem ich die Nahrung verkürze, steht vor meinen Augen, leidet, und ich mache gar kein Hehl aus dem Zynismus, mit dem ich, jeder sozialpolitischen Phantasie ermangelnd, das Bequemere tue und meine Nächstenliebe dem bedürftigen Nächsten zuwende. Eine weit bessere Phantasie belehrt uns, daß die Menschlichkeit, die dem kranken Hund hilft — und wäre es nur der eigene Hund —, mehr einer Menschheit hilft als alle Organisation der Nächstenliebe, die doch zu schwach war, jene des Nächstenhasses zu verhindern.

und die deutsche Aristokratin, von der die Gerichtssaalrubrik erzählt, hebt sich recht vortheilhaft von jenen Standesgenossinnen ab, die in der Theaterrubrik erwähnt werden, weil sie an einer Vorstellung des »Hias« mitgewirkt haben. Wenn die deutsche Gräfin, die in der Zeit der Not ihre Hunde nährt, verhöhnt wird, so müßte die deutsche Artistin, die sich in der Zeit der Not von ihren Hunden nährt, Anerkennung finden. Solche Konsequenz würde aber allzu grausam dem Bestreben der Arbeiter-Zeitung, Spuren von Menschenwürde im Schutt der großen Zeit zu entdecken und zu erhalten, widersprechen. Wenn ich Notizen sehe, die den Titel führen »Pferde und Menschen« oder »Die magenleidenden Hunde der Gräfin«, so fände ich es schön, wenn darin beklagt würde, daß die Pferde jetzt durch die Menschen ins Unglück gekommen sind und daß magenleidende Hunde jetzt nichts zu essen haben. Denn durch die Hilfe, die sie den Tieren entzieht, wird sich die Menschheit nicht auf ihre Beine helfen und nicht von ihren Prothesen.

April 1117

Hans Müller in Schönbrunn

Der Hans Müller, der nicht an die Front gehen mußte, um Briefe von dort zu schreiben — er wäre ein großer Vaterlandsverteidiger geworden, auch wenn er ohne Uniform auf die Welt gekommen wäre —, hat neulich dem Tod ins Auge gesehen. Er war nämlich in Schönbrunn, nämlich in der Menagerie und beschreibt, wie der Panther hinter den Gitterstäben dagelegen ist und ihn angeblickt hat. »Ich bin allein im Raum«, sagt Müller, der keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlor, so lange bis sich das Feuilleton in ihm zu formen begann. Freilich war er mit der vorgeschriebenen Marschroute, sich über den Panther etwas einfallen zu lassen, was zu Vergleichen mit der Menschheit führen konnte, nach Schönbrunn gekommen. Die Gefahr lockte ihn, aber er hatte sie wohl unterschätzt. Nun, im Nachgefühl der heroischen Lage, setzt er das schlichte Wort hin: »Ich bin allein im Raum.« Man kann ihm das Abenteuer glauben, wiewohl er sich kürzlich erst zu der Behauptung verstiegen hat, daß er vom deutschen Kaiser in der Hofburg empfangen worden sei. Müller beschreibt nunmehr den Panther, dessen Eindruck er sich nicht entziehen kann, bis auf die Nüstern, »unter denen die Borstennadelspitz wegstechen«. Fünfzehn Jahre war er nicht in Schönbrunn gewesen. »Damals war die Welt noch weit und offen . . . O Vielfalt der Welt, eingefangen wie ein Tropfen Essenz in die Kapsel der Erinnerung . . .« Beginnt er zu sinnieren, wie nur ein Shakespearescher Königssohn oder wie ein Nestroyscher Handlungsgehilfe zu sinnieren pflegen, wenn sie ein Müller'sches Theaterstück gesehen haben. Diese Gedanken Hans Müllers, die bis zu den Pampas schweifen und hierauf einen Abstecher nach Dänemark, Sorrent, Spanien und an den Vierwaldstättersee machen, scheinen den Panther zu langweilen. Denn »das Tier reißt seinen Rachen auf«, es gähnt. Müller mißdeutet es und glaubt, er befinde sich nunmehr in jener Todesgefahr, der er durch die Aufgabe seiner Feldpostbriefe in

Billigkeit. Ich übertrag' euch Caramanien, Syrien und ganz Palästina.« . . .

Das alles hörte ein alter Rittersmann mit an, der im Kriege wohl erfahren und mit vielen Wassern gewaschen war. Er hieß Wismund und bemerkte auf die Großmäulereien der andern: »Ich fürchte bloß, dies ganze Wagewesen nimmt ein Ende wie die Geschichte mit dem Milchtopf, von dem ein Schuhflicker träumte, wie reich er damit sei; da zerbrach am andern Morgen sein einzig Näpflein, und er hatte nichts zu beißen noch zu nagen. Was soll die ganze Erobererei? Was wollt ihr denn mit euern Kreuz- und Querfahrten?« — »Behaglich ausruhen wollen wir uns, wenn wir wieder daheim sind,« antwortete Pikrocholler. — »Und wenn ihr gar nicht mehr heimkommt? Die Reise scheint mir lang und gefährlich. Wär's nicht gescheiter, jetzt gleich auszuruhen, ohne eure Haut erst zu Markte zu tragen?« — »Ei ja, warum nicht gar,« höhnte Graf Raufdegen, »das ist ein löblicher Vorschlag; setzen wir uns doch in den Ofenwinkel und helfen unsern Damen Perlen einfädeln oder Wolle wickeln wie weiland König Sardanapal. Wer nicht wagt, gewinnt weder Pferd noch Esel, sagt Salomo.« — »Und wer zuviel wagt,« gab Wismund zurück, »verliert Pferd und Esel, antwortet Markolf.«

»Basta! lassen wir das,« rief Pikrocholler; »aber ich fürchte mich bloß vor diesen verteufelten Legionen des Grandgosier; was machen wir, wenn sie uns in den Rücken fallen, derweil wir in Mesopotamien liegen?« — »Ganz einfach,« bedeutete ihn Hauptmann Schissenbutz, »Ihr schickt den Moskowitern eine schöne Empfehlung, und sie stellen Euch unweigerlich ein Heer von 450.000 auserwählten Soldaten auf die Beine. Macht mich zu ihrem Befehlshaber, und ich töt' Euch eine Stopfnadel für einen Allerweltskrämer, verzeiht, nein nein, umgekehrt. Ich hau', ich mord' ich stoß', ich treff', ich schlag', ich beiß', ich reiß', ich schmeiß', ich schieß' . . .« »Hurra,« brüllte Pikrocholler, »auf! auf! macht euch fertig! Wer mich lieb hat, folgt mir nach!«

Wien und durch seine Tätigkeit im Kriegsarchiv glücklich entronnen ist. Es ist ein spannender Augenblick, welchem Müller mit dem knappen, aber inhaltsschweren Satz gerecht wird: »Es begibt sich, daß ich ganz dicht an die Gitterstäbe herantrete.« Diese Begebenheit einmal als wahr angenommen, warten wir nun auf das, was sich weiter begeben wird. »Der Panther schaut und regt sich nicht.« Es begibt sich nämlich zugleich, daß der Panther, der bis dahin kein Antisemit war, zum erstenmal im Leben einen Herrn von der Neuen Freien Presse sieht. Der Panther wartet, wir warten. »Sein Atem trifft den meinen in der unbewegten Luft«, berichtet Müller, während wir im Hinterland atemlos der Entwicklung harren. »Unsere Augen klimmen ineinander.« Der Panther, dem gewiß eine hübsche Beobachtungsgabe, aber kein Talent der Schilderung gegeben ist, hätte die Begebenheit, die auch auf ihn Eindruck gemacht haben muß, vielleicht nicht so impressionistisch, aber doch packend beschrieben. Nun aber habe, so behauptet Müller und der Panther widerspricht nicht, »etwas Ungeheures, etwas, was man« (Gottseidank) »in Worte nicht fassen kann, wie von der Urzeit der Schöpfung her, die ereignislose Minute mit Spannung gefüllt«. Was ist geschehn? Also doch? Hatte der Panther, der beim Anblick des Hans Müller eine Gebärde machte, die in der Sprache dieser Gattung »Oiwel!« bedeutet, zu einem entscheidenden Schlag gegen das Ansehen der Neuen Freien Presse ausholen wollen? Nein, das arme Tier, das sich glänzend beobachtet fühlte, riß bloß seinen Rachen auf. Es gähnte, wie gesagt, Müller aber glaubte, es wolle ihn verschlingen, um das Feuilleton zu verhindern. Alle, die nicht schreiben können, zum Beispiel ich, sind so geartet, sagt man. Aber man tut uns unrecht. Wir sind nicht hungrig, wir gähnen bloß. Müller aber ist fasziniert. »Wie gebannt blicke ich in diesen schwarzen Schlund, der von den gelben Zahnmessern furchtbar bewacht ist.« Dies Bild ist aber keine Reklame für Odol, sondern Müller erkennt, daß »die Feindschaft zwischen Kreatur und Kreatur ewig währen wird«, denn »auf gleichem Stern gibt es dennoch niemals Nachbarschaft! Wem gehört die Erde —?« Diese pessimistische Erkenntnis, die an eines jener Probleme rührt, die wieder nur mit einer Frage beantwortet werden können, hat der Denker in einem furchtbaren Augenblick sozusagen aus dem

Löwenrachen geholt, in einem Moment zwischen Tod und Leben, die nur durch Gitterstäbe von einander getrennt waren. »Jetzt zieht der Panther mit einer schweren, wie trächtigen Bewegung die linke Vorderpranke unter dem Bauch weg und hebt sie hoch.« Schreckliches wird geschehn. »Eine Sekunde hält er den Tod erhoben, das grüne Glas seiner Augen wird flüssig.« Flieh, Müller! »Eine Sekunde ist es atemstill in der Wildnis. Todfeinde.« Wird Müller losgehen? »Brückenlose, die einander Blick in Blick gegenüberstehen.« Müller steht gegenüber und zögert. Seine Stimmung ist ernst, aber zuversichtlich. »Dann — vorüber.« Der Panther ist gerettet. Atmet auf. Froh, daß keine Brücke von ihm zu Müllern führt, während Müller sich das gewünscht hätte. »Müde legt die Riesenkatzte ihren schönen Kopf in den Nacken zurück, der Arm gleitet an den Gefängnisstäben kraftlos hinab, und mit einem schweren, wie erschöpften Ton fällt der ganze Körper dumpf auf die Liegestatt des Käfigs.« Von Müller's Blick bezwungen. Dem Panther ist mies. (Wie mies.) Was vermag ein Panther gegen einen Feuilletonisten? Wem gehört die Erde? Dem Feuilletonisten! Aber der Sieger ist nicht hoffärtig. Wenn auch noch so hoffähig. Er wird ihn gnädig behandeln. »Ein jähes Mitleid, von jener Art, die man nicht erklären kann, durchschüttert mich.« Er wälzt den Löwenanteil an dem Sieg über den Panther auf den Menageriedirektor ab, der den Panther gefangen hält und infolgedessen um die Möglichkeit gebracht hat, seine Kräfte frei zu gebrauchen. »Du armer Knecht« — Müller wird bitter — »hat man dir dein Leben fortgestohlen?« Müller erkennt, daß er über einen Wehrlosen gesiegt habe und wünscht den Panther frei. Er möchte ihm womöglich in Urforsten begegnen. Er beklagt eine Ordnung der Dinge, die ihn hieher geschleppt hat, »hieher zur Schau der Kinder.« Erst wenn alle heiligen Zeiten einmal ein Literat kommt, weiß der Panther, wozu er auf der Welt ist. »Kein Blick des Tieres verrät, daß es einen Menschen nahe weiß.« »Sinnlos liegt es da.« Ein Nebbich. Müller entfernt sich und denkt über das Leben und Gott über die Welt. Erkenntnisse, wie sie die Schalek an der Front gefunden hat, findet Müller vor diesem Käfig. Er weiß nun, was Glück ist, nämlich Freiheit. Von den Tieren erkennt er: »Nur, wo sie nicht wissen,

107

daß sie dienen, dienen sie mit Munterkeit.« Anders als die Feuilletonisten, die wieder nur dort, wo sie wissen, daß sie nicht dienen, mit Munterkeit dienen. Müller hat einmal zwei Ferkel gesehen, die in einer Singpielhalle dressiert vorgeführt wurden, nennt ihren Dresseur mit Recht einen Mörder, weil er eine Kreatur zwingt, ihren Sinn zu vernichten, fragt ob es im modernen Staat kein Gesetz gebe, das solche Mörder abfaßt. »Denn was heute ihnen, den Tieren auferlegt ist, könnte morgen uns selbst vom Schicksal zugemutet werden.« Daß es uns von Dresseuren längst zugemutet wird und daß das Schauspiel unsrer Produktion eben jene große Zeit ausfüllt, an der der Hans Müller Tantièmen verdient, ganz wie jene, die »noch an der Flamme, die vom Boden aufzuckt, sich die arbeitsscheuen Hände wärmen« — das ist unter allen Gedanken, die einem so in Schönbrunn kommen können, dem Hans Müller nicht eingefallen. Denn, wenn er entrüstet den Dresseur fragt, »ob er die Natur der Ferkel als von Haus aus turnerisch empfinde«, müßte er sich selbst doch fragen, ob er die Natur der Menschen als von Haus aus wehrpflichtig empfinde, was er für sich selbst freilich verneinen würde; müßte er sich fragen, ob er etwa glaube, daß das Recht, einen Wehrmann oder Wehrschild zu benageln je nachdem, das Recht sei, welches mit uns geboren ist; und ob etwa die Verwandlung von geistigen Menschen, die ihre Feder nicht in den Dienst der guten Sache stellen wollten, in Stiefelputzer und Latrinenfeger dem Sinn der Kreatur entspreche. »Da ergeht es den Inwohnern der Menagerie Schönbrunn freilich besser«, nämlich als den Ferkeln, meint Müller beschwichtigend. Ganz wie den Autoren des Kriegsarchivs. »Ein Traum ihrer Vergangenheit umgibt sie hier mit zarten Farben, und wo es möglich ist, erhalten sie Freiheit wie ein Elixier, das die Rasse am besten hochzüchtet.« Und er zitiert die Worte des Menageriedirektors: »Als erster Grundsatz der Wartung gilt es, den in Gefangenschaft befindlichen, zumeist aus fremden Zonen stammenden Tieren in unseren Breiten annähernd jene Lebensbedingungen zu gewähren, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind.« Es gelte, ihnen »jenes Paradies zu schaffen, in dem sie ihre Heimat und ihre Jugend wieder zu finden glauben«. Ist da von

Menagerie oder Pressequartier die Rede? Soll die Redaktion oder der Urwald ersetzt werden? Wird Hagenbeck zitiert oder Hoehn? »Sie erhalten frühmorgens außer ihrem Kaffee Weißbrot mit Biskuit, mittags . . .« Wer? Die Affen, »unsere tragikomischen Karikaturisten«, wie Müller sie nennt. Allerdings sei das bei jenen, bei den Affen, nur im Frieden der Fall gewesen . . . Wie nun das Wort vom Frieden fällt, erhebt sich Müllers — hoffentlich unerwiderte — Tierliebe auf jene höhere Warte, auf der der Dichter stehen soll, wenn er nicht gerade mit dem König geht, in welchem Falle er bekanntlich auf der Menschheit Höhn wohnt. An den Tieren, bei denen »die Ewigkeit rauscht, der Brunnen des Morgigen«, sollen sich die Menschen ein Beispiel nehmen, was ohne Zweifel eine vernünftige Forderung ist, weil die Menschen so etwas noch immer fressen, während doch jeder bessere malaiische Bär den philosophischen Zucker verschmäht hätte, den ihm ein Feuilletonist durch die Spalten reicht, und kein Panther, der auf sich hält, in mond- heller Nacht über die Gemeinplätze des Hans Müller jagen würde. Tiere sind keine Schmöcke. Die Sehnsucht »nach der gemeinsamen Heimat aller Lebendigen«, als die dieser hier den nächtlichen Schrei der Tiere deutet, mögen sie wohl empfinden, aber sicherlich nur mit Ausschluß von Kriegsliteraten, die in dienstfreien Stunden das Weltall umarmen. Der Hans Müller, das weiß jedes Elephantenbaby, ist der erfolgreichste Autor der patriotischen Saison und identisch mit jenem Hans Müller, der öffentlich behauptet hat, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe. Da aber der deutsche Kaiser einen Dichter, der nicht im Feld war, nicht empfangen würde, und einen, der es fälschlich behauptet, schon gar nicht, so dürfte der Hans Müller so wenig in der Hofburg gewesen sein wie im Feld, während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schön-
brunn war. Karn

Apr 2 1917

103

Schweizer Idylle

Könnte man über das Grauen zur Tagesordnung übergehen, so kann man doch nicht über die Tagesordnung hinübergehen, nicht über die furchtbare Naivetät, mit der der Wahnwitz seine Kontraste aufrichtet, nachdem er an sich schon die äußersten Postulate an Menschenwürde und Nervenruhe gestellt hat. Das so erschwerte Da-Sein macht einem aber auch den Wunsch nach einem Wegsein unerfüllbar. Nun ist die Erschwerung oder Erleichterung von Reisen sicherlich keine Angelegenheit, die, noch so vernünftig geregelt, den Verlust an Menschheit und Menschentum aufwiegen würde, den uns jede heimatische Stunde anschaulich macht, und noch so unvernünftig geregelt, könnte sie die Bitternis dieser Zeiten nicht mehr vermehren. Es mag schließlich sinnvoll sein, daß uns, die all ihr Mögen unter den Begriff des Vermögens gestellt haben, verboten werde, uns zu erholen, damit die Valuta sich erhole, die es ja nach unsern Taten noch immer nötiger hat als wir nach unsern Leiden. Es mag hingehn, daß die tadellosesten Privatmenschen, deren Herkunft und Lebensführung den Verdacht »kriegsverräterischer« Absicht ausschließt — wiewohl ich sehr geneigt bin, nach diesem Krieg sein Geheimnis den Schakalen in der Wüste zu verraten —, durch das endlose Spalier von »Agenten«, Paßrevisoren, Klauselauguren, Leibesuntersuchern und sonstigen in Grenzwirtshäusern beschäftigten Instanzen gehetzt werden, ehe man sie zu einem Butterbrot in der Schweiz gelangen läßt. Es mag hingehn, daß propagierendes Preßungeziefer mit Diplomatenpaß hin und herläuft; denn jedes Geschäft braucht einmal seine Reklame und anständige Leute, solche, die drei Wochen in »Kontumaz« sitzen — ein Fremdwort, in dem der Österreicher schwelgt —, geben sich ja nicht dazu her, den Neutralen, die dafür gar kein Gehör haben, zu versichern, daß der Wiener nicht untergeht. Es mag hingehn, daß man sich von dem Auftreten der Burgschauspieler in Zürich nicht nur einen Triumph über die Zürcher Ensembles, sondern auch einen politischen Umschwung verspricht und ihnen darum nicht nur die Fahrt, sondern auch das Ziel so bequem macht, daß ihnen die jetzt zeitraubende Umrechnung der Kronen- in die

Saul Sternschuß aus Rzeszow und Osias Garfunkel; daß unsere Notdurft von den Plänen der so bezeichneten Milieus abhängt und kein Sternschuß der planetarischen Schande ein Ende macht, ist das Hoffnungslose. Nun kommt das vor den Richter und der heißt Pick. Infolgedessen:

Als die Verteidigung gegen diese ziffernmäßige Feststellung Einwand erhob, sagte Landesgerichtsrat Pick: »Jetzt werden Sie mir gleich wieder beweisen wollen, daß auch der Sternschuß bei dem Geschäft draufgezahlt hat, wie alle, die wegen Preistreiberei angeklagt werden. Das hab' ich schon gern.«

Saul Sternschuß beantwortete die Fragen des Richters meist durch Gegenfragen, so daß er vom Richter aufgefordert wurde, nicht so unklare Antworten zu geben. Bei Erörterung seines Gewinnes sagte er: »Herr Richter, Sie glauben nicht, was ich für Spesen habe.«

Richter: »Aber natürlich, jedes Geschäft bringt Spesen mit sich. Ich habe auch Spesen.« (Auf seinen Talarweisend:) »Da schauen Sie her, ich werde mir auch bald einen neuen Talar machen lassen müssen. Der kostet mein Geld.«

Dieses Motiv der Verwechslung von Jus und Schmus, der Rivalität von Talar und Kaftan, füllt seit Jahr und Tag unsere Gerichtssaalrubrik. Dann aber hören wir:

Der Kern der Verantwortung des Saul Sternschuß ging dahin, daß bei dem unter Anklage gestellten Eiergeschäft nicht »Sternschußbeier« geliefert wurden.

Gräßliche Ordnung der Dinge, die den Mann mit der Ware zu untrennbarem Ekel verbindet! Er heißt wohl in seinen Kreisen: der Eiersternschuß (gebildet nach der Analogie des Fackelkraus), und die Hennen — ihm sind sie zinsbar, ihm frohnden sie — legen Sternschußbeier. »Der Kern geht dahin«, daß ich lieber verhungern würde, ehe ich Sternschußbeier esse, ja daß ich, solange es so etwas gibt, den Hungertod für den einzig ehrenvollen Ausweg halte, um aus dieser heillosen Misere herauszukommen.

Schweizer Währung ganz erspart bleibt, indem einfach wir für sie die Spesen der dortigen Gastmähler zu bezahlen haben. Was aber nicht hingehen kann, ist die Schadenfreude, mit der die Heimgekehrten den Daheimgebliebenen erzählen, was es dort alles auf ihre Kosten zu fressen gab. Die journalistische Schamlosigkeit, die dem Herrn Tressler erlaubt, uns spaltenweise den Nachtisch zu servieren und an Tagen, wo das Blut in ~~Tonnen~~ fließt und sinkt, sich zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, gehört zu den undenkbaeren und dennoch körperhaften Erlebnissen dieses allerschuftigsten Zeitalters. Herr Tressler ist ein durchschnittlicher Maskenschauspieler, der den Charakter bei der Nase nimmt, ein Chargenspieler von der Art, die auf den Provinzbühnen in einer dem Bühnengenius und allem echten Theaterwesen abholden Epoche noch immer massenhaft produziert wird. In der Menschendarstellung fürs Varieté — diese Könnerschaft läßt keinen Geschlechtsunterschied aufkommen — erreicht er allenfalls das Niveau der Frau Niese. Als äußerlicher, leerer, technisch beflissener Kopist aller Stile nimmt er auf der Bühne etwa den Rang des Herrn Salten in der Sprache (ein) und weil ihm die verschiedensten Nasen gleich gut sitzen, so ist eine ihrer Theaterkultur abtrünnige Stadt vielleicht berechtigt, ihn für den Nachfolger Mitterwurzers zu halten, genau so wie sie gewohnt ist, die Frau Niese einem Girardi »kongenial« zu finden. Da nun die Bevölkerung dieser Stadt in Dingen des Theaters zwar ihren Geschmack überwunden, aber ihr Interesse für die Privatangelegenheiten der Schauspieler gesteigert hat, so läßt sie sich, während ihre Angehörigen in Schützengräben liegen, gern und willig von Herrn Tressler erzählen, wie er sich im Schlafwagen, Bett Nr. 10, auf der Fahrt nach Innsbruck bequem gemacht hat. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß im Weltkrieg dem Herrn Tressler alles so gut ausgeht, wie man glauben möchte. Zuerst, ja, klappte alles famos und Herr Tressler, der sich in ein Buch von Marx Möller »vertieft« hatte, wollte schon den Eßkorb auspacken.

*Kost am Abend
für mich,*

*Iden
L. Innsbruck,*

27

Aber große Enttäuschung harrte meiner, denn meine fürsorgliche Gattin hatte es übersehen, den Kartoffelsalat essig- und öldicht zu verschließen, und so schwamm die Mehlspeise mit dem Kalbsbraten im Essig umher. Das war eher peinlich, löste aber nicht das geringste

Mitleid bei meinem Nachbar aus. Übrigens entwickelte er sich als ein sehr netter Coupégenosse, der nicht einmal schnarchte.

Daß es bei Tresslers noch Essig und Öl, Kalbsbraten und Mehlspeise gibt, ist das einzig Versöhnliche an der Sauce. Nun kommt der Liebling an die Grenze, und während dort die meisten Reisenden als Leute behandelt werden, die sich durch das Reisen verdächtig machen, gelang »sein Durchbruch bei Feldkirch glänzend«. In Sargans hat er gleich eine »herrliche Bratwurst« nebst einem Krügel »Bierli« zu sich genommen. In Zürich nimmt ihn »ein Mitglied des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Empfang«. Wozu hätten wir denn sonst eine Vertretung in Zürich? Auf der Straße »empfang ihn ein Meer von Licht«. Jene aber, die Vertretung, war auch schon vor Ankunft des Herrn Tressler nicht faul gewesen.

Man hatte mir im Hotel Baur en Ville Quartier gemacht, bestehend in einem großen, luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer mit raffiniertem Badezimmer und einem eleganten Empfangssalon.

Hier mag Herr Tressler selbst empfangen, nachdem er außer vom österreichischen Konsulat und einem Meer von Licht auch noch »von dem überaus liebenswürdigen Direktor Reuker empfangen« worden war.

Ich fühle mich schon jetzt im Himmel, aber es war, wie sich herausstellte, nur der erste Himmel. Der siebente folgte nach. Ich hatte Mühe, ein herrliches Menu für vier Franken, das meiner harrte, zu erledigen. Am Schlusse gab es Erdbeeren in Schlagobers. Ich aß immer Schlagsahne, früh, mittags und abends...

Nun folgt Herrn Tressler zu Ehren »von dem bezaubernd liebenswürdigen Generalkonsul v. Maurig ein Souper zu zwanzig Gedecken im Hotel Baur au Lac« und an einem andern Tage noch eins, »und zwar hatte der österreichische Generalkonsul diesmal 130 Einladungen ergehen lassen.« (Der österreichische allein; der ungarische hat sich wohl aus Scheu vor parlamentarischen Kostenberechnungen zurückgehalten.) »Mein Berliner Kollege Moissi war auch, meiner Einladung folgend, erschienen«. Wobei irrelevant ist, ob die Kosten für die Ernährung von 130 Österreich zum Fressen gern habenden Persönlichkeiten vom Repräsentationsgeld des Herrn von Maurig oder

Sammlungsstück

direkt aus der Staatskasse gedeckt werden. So oder so, bleibt es ein die nicht geladenen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie angehender Kostenpunkt und ich bin nicht gesonnen, bei der nächsten Steuerfaktierung speziell das Gedeck für Herrn Moissi im Ausgabenetat unerwähnt zu lassen. Wobei ich aber noch die Absicht habe, mich zu erkundigen, ob ich auch für die Reisespesen der dem Burgtheaterensemble für Reklamezwecke beigegebenen Herren Salten und Hofmannsthal aufzukommen habe. Von einer Bereinigung dieses Punktes würde nämlich meine Staatszugehörigkeit nach dem Kriege in hohem Maße abhängen. Aber vorläufig sind wir ja noch mitten im Krieg, sehen wir also zu, wie die in Zürich den Herrn Tressler hochleben lassen.

So wurde es wieder 3 Uhr nachts, als ich mich von Generalkonsul v. Maurig und seiner ungemein sympathischen Gemahlin verabschiedete, denn um halb 6 Uhr mußte ich aufstehen und zur Bahn eilen, um nach Bern zu fahren. Ich schlief ein unter den Klängen des »Heil dir im Siegeskranz« und »Gott erhalte«, das die — Italiener« mit wütender Begeisterung spielten.

Ein diplomatisches Meisterstück, an dem nur die Vorstellung peinlich berührt, daß Herrn Tressler zu Ehren auch die Volkshymne gespielt wird. Unsere Schweizer Vertretung schien aber an der Idee festzuhalten, daß Herr Tressler das Beste ist, was Österreich momentan herzugeben hat, und so fuhr er denn, um halb 7 Uhr früh, »von einem Herrn der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft begleitet«, nach Bern. Die Herrn in Bern haben das gern. Sie scheinen viel zu tun zu haben. Die Abwicklung der Reiseangelegenheiten anderer Österreicher dauert drei Monate; für Herrn Tressler fahren sie gleich selber mit. In Bern nun »empfang« ihn wieder etwas, aber es war kein österreichischer Diplomat, sondern nur »eine Probe zu »Weh dem der lügt!«, wie sich für einen Schauspieler ziemt, der ~~nun~~ (einmal) leider auch den Küchenjungen und nicht nur den Tafelgast zu spielen hat. Selbstverständlich gibt Herr Tressler am Nachmittag »bei den Herren unserer Gesandtschaft Baron Gagern, Baron de Vaux und Baron Hennemert Karten ab«, die ich als Herausforderung aufgefaßt und ihm in diplomatischer Vertretung dieser Herren als un verwendbar zurückgegeben hätte. »Mehr tot als lebendig« kommt Herr Tressler dorthin, wohin er gehört, »in die Garderobe«.

Köstlich schildert er, wie schläfrig er war, wie er aber, sobald der Vorhang in die Höhe rauschte, als echtes Theaterblut, selbstredend, der Kenner kennt das. Und mit der Miene des gerissenen Kulissenkunden ergänzt er: »Husch! Husch! die Waldfee!« Wie man bei alternden Naiven zu sagen pflegt. Nun aber harret des Unverwüstlichen die schwierigste Aufgabe.

Die Herren der Gesandtschaft hatten fünfundsiebzig Einladungen ergehen lassen. Es war eine außerordentlich glänzende Gesellschaft in den märchenhaften Räumen des Hotel Bellevue-Palace vertreten, welches sich für die — hoffentlich in absehbarer Zeit beginnenden Friedensverhandlungen vorzüglich eignen würde.

Immerhin besser als für die Fêtierung eines mittelmäßigen Schauspielers. Denn wie immer man über den Wandel der Zeiten denken mag, die sich aus solchen, welche die Tischwäsche vor den Komödianten in Sicherheit brachten und diese kaum am Gesindestisch hätten speisen lassen, in die der aristokratischen Reinhardt-Bälle verwandelt haben; ob man nun dem Vorurteil oder der Toleranz den Vorzug gibt: so muß doch wohl gesagt werden, daß die Begebenheit, die einem Herr Tressler noch schildern darf, ohne Beispiel ist:

Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, die Prinzessin Schönburg-Hartenstein, die Gemahlin unseres Botschafters am Vatikan, zu Tisch zu führen. Links von mir saß die schöne Gräfin Schwerin mit dem Prinzen Schönburg. Und da prangte nun ein Büfett von einer Mannigfaltigkeit, wie ich es kaum je in Friedenszeiten gesehen habe. Also so sieht es im siebenten Himmel aus?! Tausendundeine Nacht!

Das den meisten andern Österreichern unerreichbare Büfett sei Herrn Tressler gegönnt. Was die andere ehrenvolle Aufgabe betrifft, muß gesagt werden, daß ich, wenn ich Botschafter am Vatikan wäre, zur äußersten Schonung dortiger Empfindlichkeiten und überhaupt aus Rücksichten des Prestiges alles tun würde, um zu vermeiden, daß Herr Tressler meine Frau zu Tisch führt. Wenn ich aber die Gräfin Schwerin wäre, würde ich streng darauf achten, nie solche gesellschaftliche Verpflichtungen einzugehen, die mich zwingen könnten, die linke Tischnachbarin eines Schauspielers dritten Ranges zu sein, und geschähe es mir doch, so würde ich die Anerkennung meiner Schönheit durch Herrn Tressler und die Neue Freie Presse

Wollant
Hörner

Kopie
Kopie

mir mit einer Entschiedenheit verbitten, daß einem Komiker, wenn er mir schon beim Dessert den Apfel reichen dürfte, doch die Lust zu Parisurteilen verginge. Die Erlebnisse des Weltkriegs sind ja nicht gerade danach angetan, die Wichtigkeit aristokratischer Herabkunft zu überschätzen, und umsoweniger, als just der Weltkrieg in Fülle Beispiele einer sich selbst aufopfernden Würde geboten und die Wertlosigkeit vieler Rezensionsexemplare des 'Salonblatt' dargetan hat. ~~Beileibe~~ nicht, weil sie sich so oder so im Krieg oder hinter ihm benommen hätten; sondern weil sie im Gegenteil nicht dem adeligen Instinkt gefolgt sind, die Mobilisierung der Ideale für den handgreiflichsten Zweck zu durchschauen; weil sie nie so friedensdiensttauglich waren, um einen Krieg dieser Art zu verhindern. Kein tieferer Gedanke verbindet ihren Rang mit dem Verfall der Menschheit als der Entschluß, den Reklamestreben bürgerlicher Wohltätigkeit ihren Namen zu spenden. Aber weil der Lebensinhalt dieser Klasse die Tradition sein sollte; weil selbst die verlorene Würde noch besser ist als die gewonnene Gemütlichkeit, so ist es immer wieder wichtig, den Herrschaften zu zeigen, daß die von ihnen abgelegten Kleider ihr besseres Teil sind. Ein Vorurteil, das vor Presse, Bank und Bühne kapituliert, täte wahrlich gut, sich ~~gegen den Adel selbst~~ zu behaupten! Denn was ist das für ein Schwindel von einer Exklusivität, die zwar die Vertreter von Beruf und Arbeit ablehnt, aber die Amuseure dieser Schichten enthusiastisch annimmt, während sie an der Kunst und ihren Menschen vorbeilebt? Was ist das für eine kuriose Ordnung gesellschaftlicher Dinge, die, solange einer als deutscher Buchhandlungsgehilfe konditioniert, ihn nie in die Lage bringt, Prinzessinnen zu Tisch zu führen, während die Entwicklung und öffentliche Schaustellung seiner Talente, die doch ein Abstieg sein müßte, ihn mit dem Inhalt des Gothaischen Handbuchs vertraut machen kann? Die Unempfindlichkeit aristokratischer Kreise, über welche am meisten die staunen, die dort eingelassen werden, müßte denn doch von der Erwägung begrenzt sein, ob der eben erst abgeschminkte Tischnachbar ~~jenes~~ künstlerischen Rang einnimmt, der über jede soziale Schranke erheben mag. Daß in der Sphäre hochadeliger oder hochoffizieller Menschen die Mitglieder jenes ehrwürdigen Burgtheaters zu

Hausbuch

Stück

W. H. H.

*stimmig
in 2. B.*

Fran. Kamm

anig An

hause waren, das vor dem Tressler-Zeitalter begraben wurde, Menschen, deren unerhörte Begabung zugleich die der gesellschaftlichen Vollkommenheit war, das bedarf keiner Erläuterung und keiner Entschuldigung; und wenn ein Davison oder Matkowsky, die aus Grenzenlosigkeit erschaffen waren, neben Fürstinnen getrunken hätten, so wäre die »Gesellschaft« ohne den Vorwurf einer Anomalie geblieben. Durch den Umgang mit Verwandlungskomikern beweist sie, daß ihr der Theatergeschmack in gleichem Maße abhanden gekommen ist wie der Sinn für die keineswegs wertlosen Normen ihres eigenen Faches. Wenn preußische Aristokraten sich eine Ehre daraus machen, von Herrn Reinhardt zum Handkuß gelassen zu werden, so läßt sich der Zustand noch mit dem napoleonischen Ausmaß einer den Snobismus aufpeitschenden Theaterdiktatur erklären. Herr Tressler/gibts auf jeder deutschen Provinzbühne, und was mit einem von den tausend in der Schweiz getrieben wurde, ist ein Durchfall der österreichischen Gesellschaft. Herr Tressler wird, so schläfrig er ist, nicht müde, ihn schadenfroh zu beschreiben;

Leider hatte indessen der Schweizer Fahrplan plötzliche Änderungen erfahren. Da wollte man mich im Auto nach Österreich bringen, aber auch die Österreicher hatten sich gegen mich verschworen. Denn auch hier war mein Zug ausgefallen. Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft hatte es übernommen, diese Hiobspost meiner Direktion telegraphisch mitzuteilen.

Ich schlief also vom Hotel zur Bahn, schlief in ein Halbcoupé erster Klasse hinein, schlief nach Zürich, schlief im Restaurant in Buchs schlief auf dem Bahnsteig in Feldkirch —

Bessere Reisende als Herr Tressler sind dort schon wacherüttelt worden, und solche, die weniger gefährliche politische Geheimnisse bei sich hatten. Denn, dem Feind zu verraten, was unsere Diplomatie im Weltkrieg treibt, uns selbst zu verraten, daß wir nur durchhalten müssen, um einen Gastspieler zu bewirten — das ist in Wahrheit ein staatsgefährliches Beginnen. Aber um solch eines kümmert sich der Grenzschutz nicht und überläßt es meiner, immer nur meiner Ohnmacht, die inneren Grenzen gegen den Feind zu schützen, der sie längst überschritten hat: gegen die Zeitung, die durch ihr bloßes Dasein der Zeit, der sie dient, die Ehre geraubt hat und die Scham, es zu fühlen.

Fackel

Aug 11/17

110

Franz Grüner

Surreal

ist, dreißig Jahre alt, aus dem Leben gerissen worden, durch einen jener vollkommen wirksamen Zufälle, die das menschliche Ingenium erfunden hat, um seine Opfer auch nicht mehr begraben zu müssen. Es ist an der Südwestfront geschehen, wo er als Leutnant beschäftigt war. Der ursprünglich von ihm gewählte Beruf war der eines Kunstforschers. Lesern der Fackel ist er als Autor eines kritischen Beitrags im Gedächtnis, aus jener Zeit, da sie Mitarbeiter hatte und nicht allzuvielen, deren persönlicher Wert sich auch späterhin haltbar erwies. Er war einer der wenigen, denen es gegeben war, die Farbe zu sehen und das Wort zu hören, und dabei den eigenen Menschen zu bewahren. Aus einem treuen Verstand zu allen Himmeln emporgewendet, war seine Haltung vor der Kunst Andacht und Wissenschaft in einem Zug. So sachlich hingegrissen, war er die Ausnahme einer Generation, die um das Licht schwärmt, ehe sie ins eigene Zwielficht eingeht. Wie lebhaft konnte er zuhören und wie still davon sprechen! Da sein von Güte und Klarheit auf den Geist gerichtetes Wesen ein Trost meines Lebens war, so kann mir selbst die Vorstellung, daß er für eine allgemeinere Sache gestorben ist, keinen Ersatz gewähren. Im Gegenteil werde ich dieses Jünglingslächeln, das viel weiser als mein Zorn allem Widersinn entgegnete, gerade zu dem Ereignis entbehren, das mir ihn entrückt hat, und zu dem absurden Zufall, der ihn nicht wiederkehren läßt, und wie erst zu dem Weltbetrug, solches einen Heldentod zu nennen und dessen Anwärter nach einem im Geist zufriedenen Leben mit dem Zeugnis der »Schneid« zu entlassen. Nun, da die Italienreise eines jungen Kunstgelehrten so zeitgemäß beendet ist, bleibt mir nichts als der Wunsch, dieses lebendige Leben von einer irdischen Ordnung zurückzufordern, deren Unmündigkeit sich des schwersten Eingriffs in überirdische Rechte allzulange schuldig macht. An der Unmöglichkeit der Erfüllung wächst der Wunsch ins Grenzenlose und an der hoffnungslos trauernden Liebe nährt sich der Abscheu vor einer Gegenwart, die ihr solches antun konnte. Was mit den Mitteln der geistigen Macht gegen sie unternommen werden kann, soll geschehen! Denn Gott ist von ihren Taten noch nicht so in Abrede gestellt, daß er nicht auch dem Gedanken seine Volltreffer ließe.

Inschriften

Zwei Soldatenlieder

In einem totenstillen Lied
vom Weh zum Wort die Frage zieht:
Wer weiß wo.

Wer weiß, wo dieses stille Leid
begraben liegt, es lärmt die Zeit
vorüber so.

Sie schweigt nicht vor der Ewigkeit
und stirbt und ist doch nicht bereit
zur letzten Ruh.

In einem lebenslauten Lied
vom Wahn zum Wort die Frage zieht:
Wer weiß, wozu!

Wahnschaffe

Ja, wenn es die wahren Junker doch wären!
Liehn Schaffern und Schleppern sie Wappen und Waffen?
Dies bunte Gemisch hat der Wahn erschaffen.
Der neue Plan lebt von alten Chimären.

Da ist uns die nüchterne Wirtschaft doch lieber
als ihre Verbindung mit heiligem Geist,
deren Regierungsvertreter Wahnschaffe heißt,
als dieser Treubund von Junker und Schieber!

Wir fliehn nicht die Farbe, wir fliehn das Geflunker,
Romantik der Börsen, Geschäft mit Basalten,
wahnschaffinen Bastard des Neuen und Alten.
Das sind nicht die wahren, sind Warenjunker!

Nov. 1917

~~Notizen~~

In memoriam Franz Janowitz

(Gesprochen am 18. November 1917)

Sinn

Ich könnte diese Vorlesung nicht abhalten und nicht beginnen, ohne eines jungen Freundes zu gedenken, der heute in diesem Saal zu sitzen so sehr gewünscht hatte. Er ist daran verhindert worden. Denn er ist als eins der Millionen Opfer, aber als eines der teuersten, dieses feigen Meuchelmords, zu dem sich die Menschheit verurteilt hat, am 4. November seinen Wunden erlegen. Nach meinem edlen Franz Grüner, der, glücklicher, durch die Entscheidung einer Sekunde hingerafft wurde, hat nun auch dieses seltene Herz zu schlagen aufgehört und das schmale Feld meines menschlichen Umgangs, so furchtbar in das weite Feld der Unmenschlichkeit einbezogen, ist nun recht verödet, seit mir auch dieser Lichtpunkt erloschen ist. Versuchte ich die geistige Luftlinie zu ziehen zwischen den Bestrebungen jener Vampyre, die noch mehr Blut, heute noch, wollen, und dem allerstillsten, allerehrlichsten Leben dieses jungen Dichters, der, nicht zum Landsknecht geboren, durch vier durchgerackerte Jahre sein mildes Herz trug und in Schützengräben das Geheimnis der Jahreszeiten und die Unbegreiflichkeit dieser Menschenzeiten gefühlt hat — versuchte ich diesen Kontrast durchzudenken, ich würde, selbst ich, unter dem Unmaß der Empfindungen zusammenbrechen! Hätte die Staatsweisheit dieser Welt nur so viel Vorstellungsvermögen gehabt, zu erkennen, daß die Erhaltung des wertvollsten Menschengutes wichtiger sei als die Bereithaltung des Menschenmaterials, sie wäre andere Wege gewandelt. Da aber dieser wahrhaft Unschuldige ein reiner Dichter war, so war er zwar zum Landsknecht verurteilt — aber ein Literat zu werden, dazu hat ihn selbst ein Leben der Not und der Blick auf den Tod nicht vermocht! Je mehr solcher wenigen unbefleckbaren Seelen mir entrückt werden, die das

Sterben im Krieg dem Schreiben für den Krieg vorgezogen haben, umso inbrünstiger wird meine Verachtung für jene, welche sich der Glorie verschrieben haben, um ihren Begleiterscheinungen zu entgehen; welche die ihnen vergönnte Selbststrettung durch die Propaganda für den Tod der Wertvollern erkaufen müssen: und keiner von ihnen möge auf den Frieden hoffen, weil ihm der vielleicht die Chance bringt, daß ich dann seinen Gruß auf der Straße erwidere. Nie wird für mich alles vorbei sein! Franz Janowitz war einer von den andern, deren Verbannung in das Grauen mir keinen Augenblick dieser bangen Zeit unvorstellbar gewesen ist; deren Wehrlosigkeit wie ein Gebot zur Rache vor meiner Seele stand und mich verpflichtet hat, unter dem Druck der herz lähmenden Kontraste eben noch nach dem Ausdruck für Schmerz und Schmach dieser Gegenwart zu ringen. Ich hasse diese, und ihn habe ich geliebt. Sein Andenken sei geheiligt! Es werde in einem Band Gedichte bewahrt, den der mühselige Rest seines jungen Lebens als Ruf der Sehnsucht hinterlassen hat. Ihn mit irgendwelchem Miß- und Neugetöne einer sogenannten jungen Generation konfrontieren zu wollen, wäre sündhaft. Wenn ein Mensch so echter Art auch sterben mußte, es genügt, daß er gelebt hat, um es mit einer ganzen Richtung von Betrügern und Naturverrättern aufzunehmen. Nach jener Zeit, da ich um mich noch Raum zur Förderung, zur Förderung des Verrats an mir hatte, trat er zu mir, und war mehr wert als alle. Ich wartete auf sein Buch und mußte mich mit der Feldpost begnügen. Aus einem bescheidenen Heftchen, das er im Jahre 1913 nur widerwillig einer fragwürdigen Anthologie einverleiben ließ, ertöne nun seine Stimme, so leise, so tief. Mögen jene unter meinen Hörern, die in der Sprache ein Menschenantlitz zu erkennen vermögen, den Verlust ermesen, den sie durch den Tod eines Unbekannten erlitten haben.

*
*
*

Es gäbe eine Sühne für alle Kriegsdichtung von vier Jahren. Wenn sie sich in ihr Nichts auflösen wollte angesichts dieses erhabenen Heldengedichts, das in Form einer Feldpostkarte an die Familie des Verstorbenen gelangt ist:

3
— 71 —

hell. 7

K. u. k. Feldspital 1301 am 6/11 1917

Hochgeehrter Herr!

Erlaube mir mit zitternder Hand mitzuteilen, daß mein Herr Leutnant Janowitz den 4. November seinen Wunden erlag. Mir wurde trotz meines Bittens nicht erlaubt, mit seinen Sachen zu Euch zu kommen.

Hab wohl viel Thränen vergossen für den H. Ehre seinem Andenken. Mein innigstes Beileid. Gott hat es gewollt. Ich komm wieder zur Kompagnie.

Sein tr. Diener
Josef Greunz.

Handwritten mark

Und angesichts dieses Dokuments: Eine Karte, die ich dem Verwundeten geschrieben hatte — zur Beantwortung eines Telegramms brauchte das Feldspital sechs Wochen — und die nach seinem Tod einlangte, ist später mit dem folgenden Vermerk zurückgekommen:

Abgeschoben. Aufenthalt unbekannt.

* * *

Wie sehr ich wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Duldén — Aus-harren — —.
Goethe an Frau von Stein 1777.

Handwritten mark

Handwritten notes in a bracket

Das vorliegende Heft enthält — nebst später Geschriebenem — nur den kleineren Teil der im Februar und in der ersten Märzhälfte entstandenen Manuskripte und Dokumentensammlungen. Die täglich vermehrte Schwierigkeit der Drucklegung hat die Verteilung des Materials auf die folgenden, hiedurch noch unaktuelleren Hefte notwendig gemacht. — Die ungeheure Fülle des aus den ersten Kriegsmonaten Aufbewahrten, die mich immer wieder brüllend mahnt, sie ins Gedächtnis der Nachwelt zu erlösen, soll nach dem Krieg

wenigstens die Form einer Tatsachengruppierung erhalten. Verloren wird nichts gehen, was mein Blick gestreift hat. Doch muß immer wieder gebeten werden: Zuzug fernzuhalten! Da schon die Zeit die Bitte nicht erhört, mögen es ihre Genossen tun.

Der Mißton der Zeit ist diesmal nur gelegentlich ihrem erbärmlichsten Instrument abgenommen; er war auf allerlei Umwegen zu mir gedrungen. Längere Reisen bringen jene Erholung, die eine Entfernung vom Anblick der Neuen Freien Presse bewirkt.

* * *

Nachrufe für Wedekind. Der Plauderer der Neuen Freien Presse hat, da er den Menschen rasch antreten muß, nicht Zeit, die Biographie zu überblicken. So passiert das folgende. Wedekind war beinahe gleichalterig mit Gerhart Hauptmann: Wedekinds literarisches Schaffen setzte jedoch um Jahrzehnte später ein, wie das seines Altersgenossen.

Die Grammatik ließe erraten, daß Wedekinds Schaffen wie das Hauptmanns um Jahrzehnte später als das Goethes eingesetzt hat. Gemeint ist aber wohl, daß Wedekind so um dreißig bis vierzig Jahre später als Hauptmann zu produzieren begonnen hat. Das wäre so zwischen 1920 und 1930. Nun habe ich zwar »Vor Sonnenaufgang« 1890, »Friedensfest« 1891, »Frühlings Erwachen« jedoch 1892 kennen gelernt und Wedekind hatte auch schon vorher geschrieben und produziert. Zehn Zeilen tiefer wird denn auch bereits ein Ausgleich der Zeiten versucht:

Zwischen Hauptmanns »Friedensfest« und Wedekinds »Frühlingserwachen« liegen einige Jahre.

Auch diese geben schließlich klein bei.

... 1904, als »Frühlingserwachen«, sein zwölf Jahre früher entstandenes Jugendwerk . . . aufgeführt wurde.

Ebenso gut wie über die Anfänge ist der Biograph über das Ende des Lebens informiert.

Er hat die Kriegszeit zum großen Teil in der Schweiz zugebracht und sich dort zur Aufgabe gestellt, in öffentlichen Vorträgen gegen die Verunglimpfung deutschen Wesens und deutscher Art aufzutreten.

Jan 1877

Die einzelne Frauengestalt

In einem »Wo er recht hat hat er recht«-Feuilleton schreibt Herr Salten:

Wie abscheulich diese Geschichte eigentlich ist, war einem zuerst gar nicht so recht ins Bewußtsein gelangt . . . Ich wende mich nicht gegen die kämpfenden Weiber, weil sie einer feindlichen Macht dienen und weil da harte Worte etwa erlaubt sind . . . Wäre dergleichen bei uns überhaupt möglich, man müßte es ebenso sagen . . ., daß diese Tollheit von all den vielen Tollheiten, die der Krieg hervorgerufen hat, die schlimmste ist.

Da und dort, in ferneren wie in jüngeren Vergangenheiten, sehen wir einzelne Frauengestalten, gewaffnet und kämpfend, das Gewühl der männermordenden Schlacht durchschreiten. Wohlgemerkt, einzelne Frauengestalten. Und immer ist es, wo solcher Anblick sich bietet, eine Stunde der höchsten, der letzten Not. Immer ist da die Heimflur vom sieghaft eindringenden Feind niedergestampft, das Vaterland unterjocht, gedemütigt, am Rand des Abgrunds. Wenn dann den Männern jegliches Hoffen entsinken wollte, stand solch ein Mädchen auf, erweckt und begeistert, von der Gewalt des allgemeinen Unglücks aus seiner eingebornen Natur gerissen, und trat hervor, um die Männer anzufeuern, zu begeistern und zu führen.

Die Jungfrau von Orleans oder — —?

An diese einzelnen Gestalten geben wir unser Bewundern gern hin; sie sind vom Strahl des Ruhmes umleuchtet, sind vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer umwittert, und gerade weil sie als seltene Ausnahmen gelten dürfen, fühlen wir uns so sehr bereit, sie durchaus zu idealisieren, daß der nüchterne Verstand gar nicht dazu gelangt, sich all der vielen furchtbaren, häßlichen und rohen Dinge zu besinnen, die sie doch zweifellos entweder selbst getan oder mit angesehen haben müssen.

Einige Tage zuvor waren an derselben Stelle die folgenden Sätze zu lesen:

Aus 70 Batterien wird in vier Gruppen geschossen, eine beledert die Infanterie, die zweite die Artillerie, die dritte die Reservestellungen und die vierte sperrt die Anmarschwege.

Die Hauptfrage ist also: Wie und wo und wann kann abgeriegelt werden.

Beinahe wie ein eingelerntes Theaterstück rollt sich das ab.

den reichen Ladungen an Bord meines U-Bootes genommen habe? Sie sahen heute, wie engbeschränkt unser Raum ist. Man nimmt hier und da ein bißchen Lebensmittel mit, sehr gerne Kaffee oder Tee, aber bei dieser letzten Fahrt leistete ich mir auch den Luxus, ein Schweinchen und 4 Affen von den totgeweihten feindlichen Handelsschiffen in die Heimat zu bringen.«

»Und wann geht es wieder hinaus zu neuen Erfolgen, Herr Oberleutnant?«

Die Augen des jungen Offiziers leuchteten auf. »In zwei Wochen gehe ich wieder los. In der Zwischenzeit aber will ich meine geliebten bayerischen Berge wiedersehen. Morgen geht's nach Berchtesgaden.«

Julius Hirsch.

* * *

Vom Glück

Über seine Fahrt mit der »Möwe« berichtete heute Graf Dohna-Schlodien vor Vertretern der Presse:

Auf Grund der eingegangenen Aufklärungsnachrichten hatte ich mir für meine Fahrt einen ziemlich genauen Plan gemacht. Ich hatte dann auch gleich am ersten Tage das Glück, einen großen Dampfer zu sichten. Es war dies, wie bereits bekannt, der Dampfer »Voltaire« ich ließ die Nacht vergehen, ehe ich mich an den »Voltaire« heranmachte später konnte ich dann den Dampfer unschädlich machen.

Ich kreuzte dann etwa zehn Tage im Nordatlantischen Ozean, konnte aber in den ersten drei Tagen kein weiteres Schiff sichten; später jedoch habe ich jeden Tag etwa einen Dampfer abtun können. Die Schiffe hatten sämtlich wertvolle Ladung, zum Teil Kriegsmaterial; eines von ihnen hatte eine Ladung von 1200 Pferden

Hui, wenn der Graf Dohna-Schlodien erst das Glück haben wird, statt vor Vertretern der Presse vor solchen der Ewigkeit den Tod von 1200 Pferden zu verantworten und plötzlich vor diesen zweimal so viel erstarrten Augen, aus denen Wasser strömen wird, zu stehen und zu bekennen, er habe es den Vertretern der Presse berichtet! Wenn sie sich an ihn heranmachen werden, die 1200 toten Pferde! Wie wird dem Mute da zumute sein!

Kerenski selbst ist anwesend und sieht der Wirkung der
Flammenwerfer zu.

(Was ihm viel weniger zusteht, als zum Beispiel der
Schalek.)

Ein ganzer Zug ist tot. Leutnant Weis liegt mit dem Gesicht
nach hinten, ein Beweis, daß der Feind von der dritten Linie nach
vorne kam.

Bis zum Bataillonskommandanten dringen die Russen vor.
Dort rauben sie die Unterstände aus, zerschlagen die unbeweglichen
Dinge und saufen den Wein aus den Fässern.

Ein toter Russe bleibt in der Tür eingeklemmt liegen, den
Raub hat er noch in der Hand.

Waldkämpfe sind das Schauerlichste im Schauerlichen.

Man hält sich für umzingelt und inzwischen hat anderswo
die eingetroffene Verstärkung bereits »ausgeputzt«.

Im Hochwalde der Lysonia ist der Kampf in diesem Stadium
des Katz- und Mausspieles.

Der Tote ist tot. Nur der lebend Gebliebene gewinnt den Ruhm.

In einen sechsspännigen Munitionswagen geht ein Volltreffer.
Viele von den Leuten fliegen in Stücken in die Wipfel hinauf.

Der Wald ist voll von Flammen, Feuer, Rauch, Splittern und
Schrecken, der Boden ist überdeckt mit weißen und bläulichen
Gaswolken.

Die Feinde werfen Handgranaten und es entspinnt sich ein
rasendes Handgemenge; mit Dolchen, Kolben, Messern, Zähnen
wird gerauft.

Fliegen die Granaten zu weit, so werden die Kappen
geschwenkt und den Geschossen Verbeugungen gemacht.
»Habe die Ehre, rufen sie ihnen nach. Und zwischendurch
wird darüber geschimpft, daß die Russen ausgerechnet am
Gagetag losgegangen sind. »Wollen die unserem Ärar die
Löhnungen ersparen? Gerade hätte die Auszahlung
beginnen sollen!«

Der Oberleutnant Radoschewitz ist jetzt ganz ruhig. Seine
innere Krisis ist vorbei.

Welche Freude! Eine Kiste deutscher Eier-
granaten ist dort, das sind kleine Wurfgeschosse,
die man wie Steine schleudern kann.

Einer hat einen Armschuß bekommen, einem ist das Trommel-
fell geplatzt. Der Oberleutnant ist wie taub. Er taumelt. Einer neben
ihm hat einen Nervenschok.

Feldwebel Janoszi brüllt eine Rede.

Singend gehen sie los. »Stochere ihn aus dem
Graben—« so beginnt das muntere Lied, das so weh-
mütig endet.

Seine Leute stürzen sich nun über die dritte Linie her und jetzt gehen die Sturmtruppen nach beiden Seiten vor und sie wird »ausgeputzt«.

Die Methoden wechseln beständig, und die neueste unter den neuen ist die der »Sturmtruppen« und der »Grabenputzerei«.

Wer je eine Sturmtruppe nachts beim Ausmarsch gesehen hat, wird nie wieder ein Erlebnis romantisch, abenteuerlich, verwegen finden. Und wer je zu ihnen gehört hat, möchte um keinen Preis der Welt wieder fort. Lauter ganz junge, unverheiratete Leute unter Vierundzwanzig müssen sie sein. Schlank, beweglich, kühn und zu tollen Streichen geneigt.

(Noch schwerer soll, wer je zum Kriegspressequartier gehört hat, sich von diesem trennen können. Aber wahrhaftig, jener Satz war gedruckt. Wie andere Begriffe vom Vaterland hat doch dieses Mädchen als das lettische Mädchen Kürnbergers!)

Genau nach dem Muster der wirklichen Front wird hinten ein Übungsplatz angelegt und das »Ausputzen« im wirklichen Feuer gelernt.

Ist eine besondere Aufgabe im Feindesgebiet zu leisten, so wird sie mit allen Einzelheiten wie ein Theaterstück geprobt. Das Leichteste ist natürlich das gewöhnliche »Putzen«. Zwei Handgranatenwerfer gehen voran.

Ist die Handgranate geworfen, so rennt die Gruppe um die Traverse herum. . . . Die Infanterie, die folgt, besetzt dann die »geputzten«, das heißt, die eroberten Gräben.

Die Sturmtruppen auf der Lysonia unter Führung des Oberleutnants Tanka, des Leutnants Kovacs und des Fähnrichs Sipos arbeiten wie in der Schule. Sie führen ihre Lektion zum erstenmal einem wirklichen Feinde vor, aber das tritt für sie kaum in die Erscheinung. Sie glühen vor Eifer und Wichtigkeitsgefühl.

Die Exaktheit ihrer Bewegungen, das Ineinandergreifen ihrer Wirkungen ist erstaunlich, erschütternd, gewaltig.

Bis zehn Uhr abends wird »geputzt«.

Da sind es insbesondere der Leutnant Pintér und die Gefreiten Juhasz und Baranyi, die ihre Sache so ganz besonders bedächtig und vorschriftsmäßig durchführen.

Die erste Linie aber wird noch drei Tage lang »geputzt«. Dort findet man am dritten Tage einen Verwundeten, dessen Heil es bedeutet, daß die »Putzerei« so lange gedauert hat. Er bekam einen Bauchschuß und ist nur durch das fürchterliche dreitägige Liegen und Fasten gerettet.

Nun da die Sturmtruppen mit Handgranaten ihre Fuchslöcher ausräuchern, schreien sie um Gnade.

Während der drei Tage, in denen vorne geputzt wird,

säubert der Kommandant Oberst Söld von Dreihundert- undacht mit seinen übriggebliebenen Truppen den Wald. So viel Leichen hat er noch nie gesehen. Tag und Nacht arbeitet man, alle zu verscharren.

— ein paar Gänse retten sich aus dem zertrümmerten Käfig und spazieren nun wohlgenut im Trommelfeuer umher.

Wie verlaudet, hat sich das Kriegspressequartier entschlossen, acht Kriegsberichterstatterinnen, vier österreichische und vier ungarische zuzulassen. Vermutlich, weil sich die Einrichtung bewährt hat. Jene einzelne Frauengestalt jedoch, die für den Durchbruch der Geschlechtsschranken ein Beispiel gegeben und als erste das Gewühl der männermordenden Schlacht durchschritten hat, vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer umwittert, sie ist verstimmt; sie geht und niemals kehrt sie wieder. So bleibt nichts übrig als ein wehemütiger Rückblick, der diesen Unterschied umfaßt:

In Rußland bilden die Putzerinnen ein Bataillon. Wir aber haben das hier zu uns genommen, und die offizielle Welt, die es zugelassen, genehmigt und begünstigt, gelesen und im Konzertsaal gehört, in Wort und Bild schön gefunden hat, ist nicht erstarrt im Schrecken der Verantwortung, den Herold unserer Handgemenge in solcher Gestalt, in solcher einzelnen Gestalt der Nachwelt vorzustellen und uns selbst in der Verfassung, es ertragen und als pikantes Dessert beim Hyänenmahl goutiert zu haben! Sollte es aber den Teufel, der vielleicht noch Scham und ein menschliches Rühren fühlt, sollte es ihn, wenn er das Todesbataillon der Russinnen vorbeidefilieren läßt und dann zur Abwechslung die Feuilletons unserer Kriegskorrespondentin über die Schlacht von Brzezany liest, vor dieser weiblichen Handarbeit nicht dennoch grauser schütteln?

Nachschrift

Den Teufel wohl. Doch nicht den Sozialdemokraten, wie ich mit Staunen und Kummernis bemerke. Die Arbeiter-Zeitung nämlich ist nicht der Ansicht, daß solche Betrachtung und Beschreibung des Unmenschlichsten eine Frau als ein »emanzipiertes Unweib« oder als ein »an seinen primitivsten Instinkten irregewordenes Weib« qualifiziere. Denn sie findet, daß der Gebrauch dieser Bezeichnungen, der christlichsozialen Bauern-

abgeordneten in einer Interpellation an den Landesverteidigungsminister beliebt hat, »eine Roheit« sei, und da sie eine solche der Initiative von Bauernabgeordneten offenbar nicht zutraut, wohl aber »andere Sorgen als die seelische Verfassung« einer Kriegskorrespondentin, so nimmt sie als »selbstverständlich« an, daß »die Anfrage nicht von ihnen her stammt«. Sie sagt zwar nicht, wen sie eines solchen Mangels an Galanterie für einen weiblichen Kriegsberichterstatter für fähig hält, und begnügt sich damit, aus der »Immunität« der Interpellanten, »durchaus bewährter Hinterländer«, auf die Gesinnung jener Persönlichkeit schließen zu lassen, von der die Anfrage her stammt, nicht ohne zuzugeben, daß auch sie die Figur des weiblichen Kriegsberichterstatters für einen »Unfug« halte, wenngleich nicht für einen so groben, daß er Grobheit herausfordert und gar den »Ruf nach der Polizei«, als den sie die Interpellation bezeichnet. Es ist dabei ganz nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung diesen Ruf nach der Polizei, der eigentlich nur ein Ruf gegen die Patronanz eines Unfugs durch eine Behörde ist, verkürzt wiedergibt und nicht weiß, daß er vielmehr sogar ein Ruf gegen die Polizei ist, indem nämlich die Abgeordneten an einen konfiszierten Artikel des »Allgemeinen Tiroler Anzeigers« angeknüpft haben, der den Glanzpunkt dieses tragischen Karnevals in meinem Sinne und fast mit meinen Worten gewürdigt hatte. Es ist auch nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung die Antwort des Landesverteidigungsministers, der die Kompetenz, dem Unfug zu steuern, vom Kriegspressequartier auf die Presse abwälzt, als eine Abschüttlung der Interpellanten und nicht des weiblichen Kriegsberichterstatters darstellen möchte, was ihr einigermaßen dadurch erleichtert wird, daß sie das Alibi für das Kriegspressequartier — das schwer genug zu erbringen war — und nicht die Beschuldigung der Presse in Sperrdruck setzt. Es ist weiters nebensächlich, daß der Verfasser der Notiz in Ausübung der Advokatur für den weiblichen Kriegsberichterstatter die Ausübung einer Immunität beklagt, die bekanntlich noch nie von sozialdemokratischen Abgeordneten unter Beseitigung übler Privatrücksichten für eine gute öffentliche Sache in Anspruch genommen wurde, wenn ihnen etwa eine Soldatenmißhandlung berücksichtigenswerter erschienen wäre als eine

Offiziersehre. Selbst die Frage, ob die Vertretung eines sozialen oder kulturellen Anspruchs im Parlament anders als durch »Hinterländer« bewerkstelligt werden könnte, und ob etwa auch nur die Notiz der Arbeiter-Zeitung im Schützengraben entstanden ist, bleibe von mir unbeantwortet, der doch selbst zugeben muß, daß sämtliche Kriegshefte der Fackel im Hinterland geschrieben worden sind und in all der Zeit, in der zu seiner Beschämung ein Weib vor Drahtverhau Feuilletons über Leichen geschrieben und sie sogar photographiert hat. Da es aber der Arbeiter-Zeitung mit dem Gebot, solchen Frauen zart entgegenzukommen, so ernst zu sein scheint, wie mir mit dem Aufschrei über die Schändung der weiblichen Natur und über den monströsesten Anblick, den diese Zeit bewußtloser Entartung uns gegönnt hat; da weiters ein gedanklicher Zusammenhang jener Interpellation mit meiner Anschauung dieses Phänomens, der sich schon aus der Übereinstimmung des konfiszierten Innsbrucker Aufsatzes mit meiner Anschauung ergibt, nicht geleugnet werden kann — so will ich der Arbeiter-Zeitung, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mich gar nicht »gemeint« hätte, ein paar Worte sagen, so viele, als der vorgeschrittene Druck dieses Heftes, die Fessel nur dieser Zeit- und Raumverhältnisse, noch zuläßt, und nicht ohne das Versprechen, ihr erforderlichenfalls mehr zu sagen, in einer Sache, in der ich, zum Beweise der Kongruenz einer kleinen Wiener Erscheinung und eines großen Nachtbildes der Kultur, wahrlich keine Grenzen kenne, nicht vor den Instanzen der irdischen Gerechtigkeit, der staatlichen Gewalt oder der publizistischen Mißgunst. Um es dieser leichter zu machen, gestehe ich ihr, daß ich mich zu der Interpellation, deren Textierung ihr weniger »auffallend« erschienen wäre, wenn sie den konfiszierten Artikel beachtet hätte, zwar nicht als Verfasser — sie wäre roher geraten —, aber als herzlich zustimmender Leser bekenne und sogar als einer, der um die Möglichkeit ihres Zustandekommens gewußt hat. Nicht mehr und nicht weniger. Wieso, warum und woher, ist ein uninteressantes Geheimnis, das ich jedem Interessenten einzelweis zu verraten bereit bin. Die Tatsache der von den christlichsozialen Bauernabgeordneten überreichten Interpellation war mir eine ebenso erfreuliche Überraschung wie es mir eine angenehme Gewißheit war, daß sozial-

demokratische Abgeordnete über konfiszierte Aufsätze der Fackel interpellieren würden. Es besteht kein Zweifel, daß diese wie jene in bewußter Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflicht gehandelt haben, und ein Unterschied nur darin, daß ich die die Fackel betreffende Tatsache im Protokoll gefunden habe und nicht in der Zeitung. Wäre ich aber auch selbst der Urheber der andern Interpellation, so könnte ich mich gegen den Verdacht eines anonymen Angriffs mit der Beteuerung wehren, daß ich von ganzem Herzen bedaure, einen solchen nicht unterzeichnen zu können, weil ich nämlich nicht Abgeordneter bin. Da nun jener Verdacht eben durch die Übereinstimmung mit einer Ansicht, die ich öffentlich geäußert habe, entstehen konnte, so bin ich wieder gegen den Vorwurf gefeit, für mich eine Immunität in Anspruch zu nehmen. Was ich an der Interpellation, zu der ich mich über alle polemische Nötigung hinaus bekenne, einzig mißbillige, ist, daß sie nicht von sozialdemokratischen Abgeordneten eingebracht wurde, was sich aber vielleicht daraus erklärt, daß bisher kein Protest der Arbeiter-Zeitung gegen die Vorführung von Leichenphotographien durch eine Frau und im Konzertsaal ein hinreichendes Substrat für eine Interpellation geliefert hat. Das werfe ich ihr vor, bei aller Achtung, die ich sonst für ihr Bemühen habe, die Ehrenrettung der Menschheit durch diesen Krieg hindurch zu betätigen, eine Achtung, die keineswegs von jener abhängig ist, die sie mir zu zollen glaubt, wenn sie mich den »berühmtesten Schriftsteller Wiens« nennt, anstatt mich dafür zu achten, daß ich auf die Zuweisung eines so bedenklichen Ruhms nicht erpicht bin. Wenn aber der Eindruck, den ihre in meine Vorlesungen verirrtten Kritiker hin und wieder empfangen haben, sie noch befähigt, mir eine gewisse Zuständigkeit in sittlichen Dingen einzuräumen und nebenbei ein Gefühl für Ritterlichkeit, wo es um die Wahrung der an oder von der Frau verletzten Rechte der Natur geht — dann gebe ich ihr den Rat, ihre polemischen Mitarbeiter zu überwachen, damit nicht zwischen die Beweise einer lauterer Gesinnung, die sie gegen die Schande der Zeit durchsetzt, sich Äußerungen mischen, die diese bestärken könnten, und damit nicht unter die Typen verfolgten, gequälten, ausgebeuteten Weibtums jene Individualität gerate, die der blutigen Erniedrigung des Mannes zugeschaut hat.

Diese Zeitung, die in Gefahr ist, außer einer moralischen Kraft auch eine Zeitung zu sein, lasse es sich sagen, daß sie das Problem bei weitem nicht überblickt, wenn sie die Sorge um die seelische Verfassung einer Kriegsberichterstatlerin als eine geringe Sache belächelt, und daß sie, die über die Verrohung des Kindes im Krieg mit Recht Rubrik führt, eine arge Unterlassung begeht, wenn sie die ihr nahestehenden Abgeordneten nicht zu einer Interpellation über die Schaustellung von »ausgeputzten Gräben« vor den Schülern Wiens und über die Einreihung der darauf bezüglichen Feuilletons in Schülerbibliotheken veranlaßt. Sie bewahre sich vor Anwandlungen einer Galanterie, deren Verletzung mir ebenso sehr am Herzen liegt wie ihr das Bestreben, mit den Idolen dieser Lügenzeit tabula rasa zu machen. Ich, der ~~es~~ ^{ich} mehr mit der Kultur als mit den Frauenrechten ~~habe~~ ^{halte} und weder die Zulassung von Frauen zum noch vor das Geschworenenamnt herbeiwünsche, werde erst wieder zum Ritter, wenn ich eine in ihre Schranken zurücktreten sehe, und verbeuge mich tief vor der Ehre der Natur, die eine Feder aus dem Blut zieht und eine Persönlichkeit aus der Schaustellung eines Hochgerichts, vor dem ich, selbst gestützt auf alle Zustimmung einer sich besinnenden Gesellschaft, doch der erschütterteste Zeuge solcher Möglichkeit wäre. Wenn die gepanzerte Bresthaftigkeit, an deren Zukunft wir mit Begeisterung glauben mußten, dereinst entblößt, durch mein und vielfach auch der Arbeiter-Zeitung Wirken entblößt, vor der Nachwelt steht, dann werde ich auch für das Gelächter gesorgt haben über die Dupierung dieses armseligen Männerernstes durch die Verwirrung weiblicher Triebe. Daß mir ferner als irgendeinem eine Kränkung dieser, ernster als irgendeinem die Verhöhnung jenes war, wird man wissen! Und wenn ich als Abgeordneter der Menschheit bereit bin, jede auf so unseliges Wirrsal weisende Interpellation zu unterschreiben, so überhebt mich eine bessere Immunität zwar nicht der Pflicht, es vor einem gegenwärtigen Forum zu verantworten, gewährt mir aber die höhere, nie ein Wort zu bereuen und jedes, verstärkt, bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus aufrecht zu halten.

*Vik
+ halte*

Schweizer Feuilletonisten

Der Schweizer Feuilletonist ist von Natur anders. Er schwärmt nicht, sondern paßt sich im Ton dem Gegenstand an, so daß es, wenn er über die Einsiedler »Ferienkinder« plaudert, also zugeht:

... Rünlein .. Stäudlein .. Weißdornspröblein .. Brünlein ..
 Pilgerweiblein .. Menschein .. Völklein .. Schärlein .. Mägdlein ..
 Bänklein .. Heiligenstöcklein .. Trüpplein .. Büblein .. Bürschlein ..
 Wölklein .. Waisenkindlein .. Schärlein .. Mättlein ..

Damit aber ein bißlein Abwechslung sei auch ein bißchen so:

... Überhemdchen .. Wandergeistchen .. Geschichtchen ..
 Barfüßchen .. Mariechen .. Völkchen .. Barfüßchen ..

Dazwischen treffende Beobachtungen. Die Kinder singen:
 »In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!«

Es wurde mir wunderbarlich ums Herz. Nun sind die Kleinen kaum in der sonnenbeglänzten Schweiz angekommen, singen sie schon wieder: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn! Ihre Gedanken flogen aus der Sommerpracht, aus dem einzigartigen Zürichseezauber in die steinstarrenden Straßen und Vorstädte Wiens zurück . . . Nicht wahr, die Heimat ist doch etwas Einziges. Ein weltweites, weltumspannendes Herz ist zwar wie eine große goldene Nuß, aber ohne den süßen Kern einer Heimatliebe käme sie mir taub vor.

Ei fürwahr, fürtrefflich geredt; aber ganz abgesehen davon, daß auch die eidgenössischen Kinder unaufhörlich dieses Lied singen, wiewohl sie doch in der Heimat sind, ist festzustellen, daß die Schützlinge der Frau v. Einem, die leider so genannten »Ferienkinder« — mit deren Beglückung mehr Persönlichkeiten als es hungernde Kinder gibt, einen großen Schluß auf Wohltätigkeitsrum gemacht haben —, ist also festzustellen, daß sie auch andere Lieder singen, weil sie nämlich den ganzen Tag im Militärschritt marschierend, in Einem fort, singen müssen. Aber die Schweizer Feuilletonisten sind jetzt überhaupt geneigt, sobald sie es mit Wiener Angelegenheiten zu tun kriegen, sich aufs Beobachten zu verlegen. Die bekannte Propaganda, ein Ersatz für den Fremdenverkehr, bringt

Plan 15/16

Klärungen

An der neudeutschen Verbindung von Hochschulprofessur und Unterseeboot sind die ‚Süddeutschen Monatshefte‘ hervorragend tätig und ihr Herausgeber, der Herr Professor Cossmann, benützt seine freie Zeit zur Abfassung von Protokollen mit anders gesinnten Kollegen. Sie bilden den Inhalt eines Briefwechsels zwischen dem Reichskanzler und dem Großadmiral, welchen Herr Cossmann zum Schutze eben jener ‚persönlichen Ehre‘ veröffentlicht, die sowohl durch das Protokoll wie durch die Publikation in Mitleidenschaft gezogen wird. Die ziemlich düstere Angelegenheit, die durch keinen Heiligenschein zu erhellen ist und doch den Typus des Nationalliberal-professoralradikalen deutlich hervortreten läßt, wird noch durch die Anwandlungen einer kulturellen Reue, zu denen sich die ‚Süddeutschen Monatshefte‘ zuweilen hinreißen lassen, ein wenig verwirrt. Daß diese Zeitschrift seit Kriegsausbruch nichts ist als eine Monatsausgabe des groben Unfugs, der sich an Zerrbildern von sämtlichen auß germanischen Kulturen berauscht, und daß sie es für die ‚Neuorientierung‘ des deutschen Lebens in der Regel mit jenen hält, die von ‚Kismet-Knöppen‘ sprechen, wenn sie sich statt in einem Warenhaus ausnahmsweise in einer Moschee befinden, ist hier gelegentlich einer wohlthuenden Ausnahme besprochen worden. Die Unterseeprofessoren haben aber doch auch einen gewissen Ehrgeiz, vor der Kulturkritik bestehen zu können, und daraus mag sich die folgende Zuschrift der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ erklären lassen:

W

Verehrter Herr Kraus!

Aus Ihrer Bemerkung auf Seite 79 der neuen Fackel hatte ich den Eindruck, daß Sie einen Beitrag unserer Kriegshefte übersehen haben, nämlich die stenographischen Aufzeichnungen aus dem Münchner Schlachthaus im Aprilheft 1916; ich schicke Ihnen daher gleichzeitig dieses Heft.

ht

Mit vorzüglicher Hochachtung

Cossmann

München, 11. August 1916.

Meine Verpflichtung, einen Beitrag der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ nicht zu übersehen, schien mir nicht einleuchtend. Immerhin war mir so viel klar, daß Herr Cossmann, dem ich nachrühmte, daß er einmal einen Beitrag gebracht habe, der ‚Mut zum Scham-

gefühl vor Gott und der bewohnten Erde hat, dessen Inhalt »wert- und gewichtvoll«, sei und für den ich den »Süddeutschen Monatsheften« ihre sonstige Existenz im Kriege vergeben wolle, bei seinem Ehrgeiz gepackt war. Er legt — so viel entnahm ich aus seinem Schreiben, ehe ich das eingesandte Heft noch angesehen hatte — einigen Wert auf die Feststellung, daß er noch ein zweitesmal einen anständigen Beitrag gebracht habe. Ein nicht so deutsch gesinnter Mann würde vielleicht, wenn er sich mit dem Tadler überhaupt in eine Diskussion einläßt, sein ganzes übriges Inventar verteidigt und geantwortet haben: Oho, alle meine Kriegshefte enthalten nur anständige Beiträge! Herr Cossmann aber fühlt entweder, daß ich recht habe, oder er legt Wert darauf, von einem anerkannt zu werden, der sein Wesentliches verwirft. Er gibt seine Richtung preis, um das Lob seiner Fehltritte zu ernten. Der Artikel, den er meiner Beachtung empfiehlt, hätte keineswegs diesen Erfolg; er ist Material, aus dessen Drucklegung kaum mehr als die Tendenz ersichtlich ist, Roheiten, die im Münchner Schlachthaus geschehen, zu mißbilligen. Wie solches den »Süddeutschen Monatsheften« Verzeihung für ihre Tendenz erwirken sollte, die Welt in ein Münchner Schlachthaus zu verwandeln, ist unerfindlich. Das Vorzeigen dieser Leistung kann den günstigen Eindruck, den die Kontrastierung deutscher und türkischer Sitten erweckt hat, nur abschwächen, und der Herausgeber der »Süddeutschen Monatshefte« sollte nicht so freigebig in der Darbietung von Gegenbeweisen gegen sich selbst sein. Nicht der Artikel, den er so brav war aufzunehmen, höchstens die Bravheit, ihn vorzuzeigen, könnte ihm bei mir nützen. Dagegen bin ich gern bereit, ihm beizustehen und aus dem September-Heft der »Süddeutschen Monatshefte« eine höchst anständige, gegen die »Süddeutschen Monatshefte« geradezu aggressive Notiz, auf die er mich bisher nicht aufmerksam gemacht hat, zu zitieren:

Wir möchten jedem Deutschen die Gabe wünschen, daß er seine Zeitungen einmal eine halbe Stunde lang mit den Augen eines Ausländers lesen könnte. Er würde erröten, wie jämmerlich und albern die moralischen Klage- und Anklagefluten aussehen, die sich alltäglich über die Schurkerei und die Treulosigkeit unserer einst verbündeten Feinde und ihrer Staatsmänner ergießen. Wir wollen uns einmal ganz ruhig die Frage vorlegen, welcher Staatsmann seinen Zweck besser erfüllt: ein sogenannter schuftiger, der

die Ziele erreicht, die er für seinen Staat erstrebt, oder ein sogenannter ehrlicher, der sich und seinen Staat jedesmal daneben setzt.

Die oberste Pflicht jedes Staates, er sei groß oder klein, ist die Selbsterhaltung: das ist bei jedem Bündnisvertrag stillschweigend miteinverstanden, und hierin hat alle Treue im bürgerlichen Sinne ihre Grenze. Die Aufgabe der Staatsmänner ist es, die eigenen Bündnisse so zu wählen und zu erhalten, daß sie sich im Gebrauchsfall wirklich mit dem Vorteil aller Beteiligten decken und daß die Beteiligten hievon auch immer überzeugt bleiben. Wer sich aber seiner selbst nicht sicher zeigt, der beleidigt lediglich die anderen, wenn er von ihnen erwartet, daß sie so töricht sind, auf seine Karte zu setzen. Da bleibt dann nur mehr übrig, daß die Waffen noch einmal alle Rechnungen von Grund aus überprüfen. Und dabei kommt gottlob oft wieder etwas ganz anderes heraus, als die listigsten Rechenkünstler sich ausgetüfelt haben.

Wenngleich hierin wohl ein Unterseeboot verborgen ist und ein realpolitischer Vorbehalt für jenes professorale Expansionsbedürfnis steckt, das keine Grenzen kennt und anerkennt, so muß doch die Ablehnung des idiotischen Treubruch-Motivs und die Abweichung von der Melodie der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ anerkannt werden.

Solcher Vorurteilslosigkeit sollte aber noch eine andere Aufklärung gelingen. Noch ein zweites Motiv aus der Ideologie des politischen Gemütslebens, also einer nicht durch den Krieg und nicht durch ihr eigenes Dasein alterierten Sittlichkeit, also der Dummheit, belebt andauernd die polemische Debatte jener, die dem Blutbad einen heilsamen Zusatz von Tinte ver-gönnen: die Aushungerung. In Kürze gesagt: hier klagt die Dummheit die einzige Raison an, die in diesem Chaos von Gefühlsverrottung bisher merkbar wurde. Raison im Umkreis der Handlungen, die das sichtbare Leben bestimmen, kann nie anderes bedeuten als die Übereinstimmung von Mittel und Zweck. Zweck des kriegführenden Menschentums ist essen, mehr essen, handeln, mehr handeln, um mehr zu essen, um mehr zu handeln. Der Kriegszweck ist, was der Lebenszweck ist: das Lebensmittel. Was sollte das Kriegsmittel sein? Ist es sittlicher, für das Lebensmittel zu sterben als dafür zu hungern? Die Parteien sind geschieden nach der größeren Begehrlichkeit und dem größeren Widerstreben, ihr nachzugeben. Hier könnte der »Neid« einen Rest von Menschenwürde

decken. So oder so, und wenn der Zweck auch hier nichts anderes wäre als mehr essen und mehr handeln, so entscheidet doch nur die Macht auf dem Lebensmittelmarkt. Nun gibt es zweierlei Mittel, sich hierselbst zur Geltung zu bringen: die Hacke oder den Hunger. Organischer ist dieser, von der Materie des Streits bezogen, die im wahren Sinne des Wortes Materie ist. Aushungern war ein Kriegsmittel in Religionskriegen und selbst da sittlich, weil der Zweck das Mittel, mit dem er sich nicht deckte, doch geheiligt hat, weil der Kampf um eine Idee ging, in deren Idee es ist, über den Körper zu siegen. Um die Kirche zu schützen, war der Hunger ein probateres Mittel, als es die Hacke ist, um die Küche zu schützen. Wie könnte ein Zweifel bestehen, daß der Esser, der die Küche absperrt, geistiger handelt als der, der Blausäure und Flammenwerfer zu Hilfe ruft? Es kann der Moment eintreten, wo er gegen solche Mittel, die einer anwendet, um in die Küche zu gelangen, sie selbst anwenden muß. Wenn sie mit den Küchenmörsern beide aufeinander losgehen, scheidet die Frage nach Mittel und Zweck aus der Debatte. Solange es aber genügt, den Schlüssel umzudrehen, versündigt nicht der, der's tut, sich an der dürftigen Idee des Kampfes, sondern der andere, der in Ritterrüstung und mit Theodor Körner'schem Augenaufschlag eine höhere Idee vorgibt und die Welt vergessen machen möchte, daß nicht die ewige Seligkeit erhungert werden soll, sondern das Essen, und daß er nicht am Leibe gestraft wird für den Geist, sondern für den Leib. Auch er versucht es, dem andern die Küche zu sperren, verleugnet aber diese moralische Handlung, um sie dem andern vorzuwerfen. Denn Moral ist ihm immer das, wogegen der andere verstößt, wenn er's selber tut. Darum liegt ihm die blutige Vergeltung, die allen Widerspruch ausgleicht. Er vermißt diese Methode, wenn dort, wo einzig der Proviant den Erfolg und der Mangel den Mißerfolg bedeutet, seine Ideologie ihm die Genugtuung bietet, er sei »nicht durch Gewalt, sondern durch Hunger« unterlegen. Er wird immer dort ein Turnier aufführen, wo eigentlich ein Vergleich der Hauptbücher den Streit beenden oder überflüssig machen könnte. Er nur schiebt die Ideale vor, um irdische Dinge zu erreichen, und verficht Vorwand und Zweck mit dem Blut, das weder dem Zweck angemessen ist noch dem Vorwand. Die Reduzierung des Vorwands auf den Zweck nun besorgt das Mittel, das diesem

angemessen ist. Die Aushungerung ist hier nicht bloß ein Kriegsmittel wie ein anderes, sondern eine Bereinigung der Sachlage und eine Aufklärung der Lebensdinge gegen eine Moral, die nicht Aug um Auge, sondern die Faust aufs Auge haben möchte. Der Buchhalter als solcher, der gegen den gepanzerten Buchhalter mit der seiner Sphäre erreichbaren Macht aufkommen will, solange es geht, handelt nicht unnatürlich, da er dort handelt, wo eine unselige Verirrung des Menschengesistes das Schießen zugelassen hat. Es ist eine völlig völkerrechtsverdrehte Ansicht, grausam wie nur eine Grausamkeit, die von populären Gefühlen bedient wird: Flammenwerfer gegen »Kombattanten« bei der Austragung von Exportangelegenheiten für sittlicher zu halten als Einfuhrsperre gegen »Nichtkombattanten«, die in der Epoche der allgemeinen Wehrpflicht von jenen kaum durch das Alter, vorläufig noch durch das Geschlecht unterscheidbar sind. Als ob die Kombattanten nicht ebenso unschuldig oder schuldig wären wie die Nichtkombattanten, nicht ebenso wehrhaft oder wehrlos gegen den trostlosen Hunger wie jene gegen die trostlose Maschine; als ob das allgemeine Grauen, das in der Einstellung des demokratischen Prinzips unter den Machtbegriff beschlossen ist, Abstufungen zuließe. Die Mobilisierung der Moral in einem Krieg, dessen Möglichkeit die Moral negiert, ist das Kriterium eines Geisteszustandes, der die Welt durch sein heillooses Talent die neuen Ideale mit den alten Emblemen zu garnieren, vor den Kopf gestoßen hat, ihr nun noch diesen zerschlagen möchte, und der es ja möglich gemacht hat, daß sich jetzt jeder Warenknecht nicht nur Gott und die Kunst, sondern auch die Glorie auf sein Schild schmiert. Wie die Entrüstung über Treubruch in einem Lebensgebiet, dessen Wesen nicht die Treue, sondern der Export ist, so ist die Sentimentalität der Magenfrage ein Symptom jener furchtbaren Gefühlsverschlingung, die die heutige Situation besser erklärt als jeder politische und strategische Aufschluß. Wenn die 'Süddeutschen Monatshefte', die bei einwandfreier nationaler Gesinnung den Ethikern der Presse den Treubruch ausgedet haben, sie nun noch über die Aushungerung beruhigen wollten, würden sie sich dauernd mein Wohlgefallen erwerben.

Das Unterbewußtsein im Kriege

Ein Politiker hat an den Verlag der Fackel die folgende Aufforderung gerichtet:

Ich würde mich die Mühen Ihrer

Zeitverschwendung erlauben bis

ausdrücklich April 16 nach

Willen zu senden.

Wien 22/
11

R. R. Abj.

Die neuere Psychologie hat, soweit mein Wissen davon reicht, bisher bloß die Erscheinung des »Versprechens« beobachtet. Der vorliegende Fall von Verschreiben — freilich eines langjährigen Redners, der sich auch im Schreiben reden hört, und lebhafter, weil ihm das Parlament verschlossen ist —, ergibt ein umso berückenderes Beispiel von Einmischung des Unterbewußtseins, als der Schreiber nicht einmal durch die optische Kontrolle des (hier in verkleinertem Format wiedergegebenen) Bekenntnisses irre zu machen war. Seine Fortsetzung würde der Fall in den Seelen jener Leser finden, deren Blick so wenig stolpern wird wie seine Feder. Ich schätze dieses Autogramm, das ein Datum mit so furchtbarer Sicherheit verfehlt hat und dessen Verfasser selbst in keine schuldvolle Beziehung zu der Welt des Kriegsgewinnes, aber mehr: in die der Zeugenschaft und Kennerschaft gebracht werden soll, als eines der stärksten Dokumente zur Natur dieses Krieges.

Die Fundverheimlichung

Wien

Wien, 26. April. (Das Ende eines zugelaufenen Hundes.) Der 19jährige Straßenbahnschaffner Josef Schüch hatte sich heute vor dem Bezirksrichter Dr. Fialla (Josefstadt) gegen eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung zu verantworten. Nach einer vom Volksschullehrer Franz Wltschek erstatteten polizeilichen Anzeige soll der Beschuldigte am 6. März einen ihm auf der Straße zugelaufenen Hund, der sehr groß war, in seine Wohnung mitgenommen, daselbst am nächsten Tage mit einem Stocke erschlagen, kunstgerecht zerlegt und dann das Fleisch gekocht und gemeinsam mit seinem Onkel, dem Official Franz Schüch, verzehrt haben.

Der Angeklagte erklärte in der heute durchgeführten Verhandlung, daß er während seiner Dienstreise auf der Elektrischen von mehreren Fahrgästen auf den Hund aufmerksam gemacht wurde, der während der Fahrt auf die Elektrische aufgesprungen war. Er habe den Hund, der ohne Beißkorb und Marke war und ganz verwahrlost aussah, vom Wagen weggejagt. Der Hund sei jedoch der Elektrischen stets nachgelaufen und sei schließlich, als er am Abend den Dienst verlassen hatte, bis in seine Wohnung nachgefolgt. — Richter: Was haben Sie dann mit dem Hund gemacht? — Angekl.: Aus Mitleid habe ich den Hund, der ganz abgemagert war, in meine Wohnung genommen und ihn zunächst ordentlich gefüttert. Am nächsten Tage habe ich dann den Hund, weil er meine Wohnung verunreinigte und auf mich losgehen wollte, aus Angst mit einem Beil erschlagen, habe dann den Hund kunstgerecht zerlegt und die einzelnen Stücke nach und nach in dem Zimmerofen verbrannt. — Richter: Sie sollen den Hund verzehrt haben? — Angekl.: Ich werde doch das Fleisch von einem solchen Hunde, der ein gewöhnlicher Köter war und Zeichen von Räude hatte, nicht essen.

Auf den Vorhalt des Richters, warum er den Hund nicht einfach auf die nächste Wachtube gebracht hatte, erwiderte der Angeklagte: Daran habe ich nicht gedacht.

Der Zeuge Franz Schüch, der Onkel des Angeklagten, gab an, daß letzterer in seiner Gegenwart den Hund erst durch Schläge mit einem Pracker betäubt und dann, da er gestöhnt habe, vollends mit einem Beil erschlagen habe. Als der Hund tot war, habe der Neffe gleichfalls in seiner Anwesenheit den Kadaver tranchiert und die einzelnen Stücke im Ofen verbrannt. — Richter: Es wird behauptet, daß Sie und Ihr Neffe den Hund gegessen haben sollen? — Zeuge: Ich werde doch als Mann von sozialer Stellung kein Hundefleisch essen. — Richter: Das ist Geschmacksache. — Zeuge: Der Hund hatte überhaupt keine Rasse gehabt. Er war ganz abgemagert und schäbig.

In drastischer Weise schilderte die Zeugin Theresia Reinisch, eine Nachbarin des Angeklagten, das traurige Ende des Hundes. Sie erklärt, daß der Hund erst fürchterlich gequitscht, dann leise gestöhnt habe.

den Boden. — Verhandlungsleiter: Was wollten Sie dort machen? — Angekl.: Ich wollte mich aufhängen. — Verhandlungsleiter: Also der Boden war zugesperrt. Was haben Sie dann gemacht? — Angekl.: Ich bin die Stiegen wieder hinuntergelaufen und in den Keller hinein. Dort habe ich mich mit dem Unterrockbandel aufhängen wollen. — Verhandlungsleiter: Woran wollten Sie sich erhängen? — Angekl.: Es war ein Holzverschlag dort. — Verhandlungsleiter: Und wieso sind Sie wieder hinausgekommen? — Angekl.: Ich habe draußen eine Frau rufen gehört: »Wer ist da?« Darauf hab' ich mich losgemacht und bin davongerannt. — Verhandlungsleiter: Was war weiter? — Angekl.: Ich bin in der Nähe der Sophieninsel ins Wasser gesprungen. — Verhandlungsleiter: Wissen Sie, was später mit Ihnen geschehen ist? — Angekl.: Ich hab' die unangenehmen Wasserschlucke gemacht und dann bin ich gleich eingeschlafen. — Verhandlungsleiter: Wann sind Sie wieder zu sich gekommen? — Angekl.: Im Krankenhause. — Verhandlungsleiter: Hat Ihnen dann die Tat nicht leid getan? — Angekl.: Ich war so unglücklich. Ich hab' mit ihm zusammen sterben wollen. — Wie der Gefangenhausarzt aussagte, habe die Angeklagte Strangulierungsstreifen am Halse aufgewiesen, die vierzehn Tage später noch deutlich sichtbar waren. Er hält einen Selbsterdrosselungsversuch der Angeklagten für sehr wahrscheinlich. Sie hat im Gefängnis mehrmals Selbstmordversuche unternommen. Einmal hat sie versucht, sich mit Glasscherben, einmal mit einer Haarnadel am Unterschenkel Adern zu öffnen, um zu verbluten. Die Angeklagte bat wiederholt, er sollte ihr dazu verhelfen, daß sie bald hingerichtet werde. Der Gerichtshof beschloß, über den Geisteszustand des unglücklichen Mädchens ein Gutachten der Prager Universität einzuholen und bis dahin die Verhandlung zu vertagen.

Wenn man dereinst noch den Mut haben sollte, Kindern und Kindeskindern etwas zu erzählen, so möge man unter allen Heldentaten diese verbürgte auswählen!

Sie habe in die Wohnung des Angeklagten durch ein Gangfenster sehen können und beobachtet, wie der Angeklagte dem Hund die Haut abgezogen und ihn dann in kleine Stücke zerlegt habe. — Richter (zur Zeugin): Wissen Sie auch, ob der Angeklagte und sein Onkel den Hund gegessen haben? — Zeugin: Das habe ich nicht gesehen, aber die Frau Schüch hat mir auf meine Frage, was mit dem Hund eigentlich geschehen sei, gesagt: »Der Seppl« — das ist der Angeklagte — »hat ihn gekocht und gegessen.« Ich habe darauf erwidert: »Das ist gemein, und es wundert mich, daß so was gebildeten Menschen erlaubt ist.«

Die als Zeugin vorgerufene Frau Marie Schüch, die Tante des Angeklagten, erklärte, sich der Zeugenaussage gegen ihren Neffen entschlagen zu wollen.

Der als Zeuge vernommene Volksschullehrer Franz Witschek gab an, daß ihm die Nachbarn der Familie Schüch sehr aufgeregt die Geschichte vom Hund erzählt und unter anderm angegeben hätten, daß der Angeklagte das Fleisch bei der Wasserleitung gewaschen und dann im gekochten Zustande mit seinem Onkel gegessen habe. Auf die Frage des Richters an den Zeugen, wie der Hund lebend ausgesehen habe, erwiderte der Zeuge: Ich habe den Hund nicht gesehen, aber eine Trafikantin, bei der Herr Schüch mit dem Hund war, bemerkte: »Das ist aber ein schöner Hund.«

Der Richter konstatierte aus dem Akt, daß sich bisher der Eigentümer des Hundes nicht gemeldet habe.

Der staatsanwaltliche Funktionär Auskultant Dr. Herzl beantragte die Bestrafung des Angeklagten wegen Fundverheimlichung, da er nach dem Gesetze verpflichtet gewesen wäre, von dem ihm zugelaufenen Hunde bei der Polizei die Fundanzeige zu machen.

Der Richter sprach den Angeklagten frei mit der Begründung, daß der ohne Beißkorb und Marke dem Angeklagten zugelaufene Hund als eine herrenlose, von dem früheren Eigentümer jedenfalls preisgegebene Sache anzusehen ist.

Julius

Wenn dieses hier, wie es ist, aus dem Blatt, das die deutsch-österreichische Kultur vertritt, in Times, Figaro, Nowoje Wremja oder Corriere della Sera übergeht, so ist es die größte Greuellüge, die je über uns erfunden wurde. Wenn es als Bericht über eine Gerichtsverhandlung in London, Paris, Petersburg oder Rom erschiene, wär's der unwiderleglichste Beweis für den kulturellen Zusammenbruch der dort hausenden Nationen. Es ist ein Fall, in welchem die noch auf den Trümmern des Menschentums quälende Auseinandersetzung zwischen Mensch und Tier mit der Stummheit des Tiers zum Himmel schreit, Rache, Pest und Sintflut herabfordernd auf eine entartete Abart von Tier,

die nur zwei Beine hat, doch zwei Arme zum Morden. Nicht daß Fleischnot den Menschen, unter dessen Messer ja auch Kalb und Huhn nicht mit dankbarem Blick verscheiden, zwänge, vom Hund zu essen, ist das Entsetzliche, und der Witz des Richters, es sei Geschmacksache, mag der logische Ruhepunkt sein, von dem man schauernd dieses Wirrsal des Gefühls überblickt. Daß ein Offizial und ein Tramwaykondukteur es als gebildete Menschen ablehnen oder es mit ihrer sozialen Stellung unvereinbar finden, das Fleisch eines rasselosen Hundes zu essen — das ist wohl eine Möglichkeit innerhalb der Ordnung dieses Planeten, verständlich dem, der sich dort zur Not eingerichtet hat. Das Grauen beginnt bei der Unschuld. Bei der Glaubhaftigkeit der Versicherung, der Hund sei nicht für den Appetit geschlachtet worden, und bei dem Zugeständnis, daß es mit den Standesvorurteilen vereinbar sei, einen Hund zu tranchieren, den man nicht essen möchte. Wäre das kunstgerechte Zerlegen nicht *l'art pour l'art* gewesen, sondern die Tat des Hungers, der Mensch hätte tierisch gehandelt, und das wäre in der Zeit der schweren Not entschuldbar, wo Menschen nichts zu essen haben, weil Menschen geschlachtet werden, damit Menschen mehr zu essen haben. Da es nicht der Fall ist, so hat der Mensch nur menschlich gehandelt. »Das wildste Tier kennt doch des Mitleids Regung.« Ich kenne keins, und bin daher kein Tier.« Menschlich ist die Anklage auf Fundverheimlichung; menschlich Laune und Fragestellung des Richters, der den Wert des Funds nach der Eignung zum Lebensmittel, diese nach der Angabe schätzen will, »wie der Hund lebend ausgehen habe«; menschlich der Freispruch mit der Begründung, der herrenlose Hund sei eine preisgegebene Sache gewesen; menschlich der Bericht, der die Sachlichkeit der Beschreibung durch die Objektivität der Meinung ergänzt, es sei »eine durch ihre Begleitumstände merkwürdige Anklage wegen Fundverheimlichung«. Mensch-

lich alles an dieser Tragödie, in der — über alle noch so tieftraurige Begebenheit hinaus, die heute den Menschen im ohnmächtigen Kampf gegen die von ihm verschuldete Maschine den Tod sterben läßt, welchen man Heldentod nennt — das Tier den wahren Opfertod der Treue erleidet, der Treue als der zum Tier geflohenen Eigenschaft, die wieder Schutz sucht beim Menschen, unbehütet vom menschlichen Verstand und darum ohne Wissen um die Gefahr, ohne Arg, ohne Witterung, daß eben er sein Mörder sei. Um der Treue als Idee willen, ihr bis zum letzten Atemzug treu, fällt das Tier in dem einzig tragischen Konflikt zwischen der Lust, zu leben, und der Pflicht, das letzte Pfand des Schöpfers aus der vom Menschen verratenen Schöpfung zu retten. »Kreatur«, im Mund des Menschen zum Schimpf geworden, läuft ihm, wie die bewußtlose Natur des Weibs dem Lustmörder, zu, und er tötet sie — wie der nicht aus Raubsucht — aus Hunger nicht, sondern für die Lust, die ihm die Überlegenheit gewährt. Schwein, Esel, Ochs und Hund — Schimpfworte, um seinesgleichen, die tief unter jenen Gattungen stehen, zu bezeichnen, hat der Mensch daraus gemacht. Aber Schopenhauer hätte seinen Hund nicht »Mensch« rufen sollen, wenn er den Hund doch erhöhen und den Menschen herabsetzen wollte. Armeen brauchen Hunde und rufen sie als ihre »treuen, braven und unentbehrlichen Helfer« an. Sie der Maschine aussetzen, heißt Unwissenheit über die Idee zum größeren Opfer verpflichten. Nur das Tier, das dem Menschen erliegt, ist der Held. O daß doch die Menschheit in einen Traum verfiere, in dem sie vor Lastwagen gespannt und von klugen Pferden, die schon Hü und Hott erlernt haben, mit der Peitsche vorwärts getrieben würde! In dem der rüdische, schlechtrassige Mensch einem Hund zuläuft, weil sein verkommener Instinkt in ihm den letzten Retter ersehnt, und von ihm dafür kunstgerecht tranchiert wird! Wann tötete je der Hund den Menschen? In einen Schacht gestürzt, von Hunger zur Tollwut ge-

trieben, wenn ihm dorthin ein Verunglückter nachkam, biß er ihn und ließ dann von dem Fund. Der hier springt, den verlorenen Herrn in jeder Gestalt suchend, auf eine Maschine und muß am Biß des tollen Menschen sterben. Er glaubte sich nahe am Ziel, er sprang, wie Hunde selten tun, auf die Straßenbahn; er wird verjagt, springt wieder auf, verläßt den Mann nicht mehr und folgt ihm in die Wohnung. Weil er ihm die verunreinigt und weil er auf ihn losgehen will, der Ordnung halb und halb aus Angst, erschlägt ihn jener mit dem Beil. Aus Mitleid habe er ihn aufgenommen, dazu kam Furcht, das gibt ein Trauerspiel. Nachdem er ihn erlegt, zerlegt er ihn und Stück für Stück bestattet er im Ofen. Der Ordnung halb und halb aus Lust. Ich sah ihn oft. Solch einer, der keiner Fliege ein Haar krümmen kann, sitzt einem vis-à-vis im Zug und schlägt, damit die Fahrt schneller vergeht, mit seiner Schlächterprätze eine tot. Totschlag der Zeit, die nicht vorüberfliegt, nur kriecht und justament am Fenster sitzt, bloß für ein Weilchen, das den Tod ihr bringt. Patsch — und lacht. Trifft ihn der Schlag, so jammern die Verwandten. Ich saß ihm gegenüber, er fragte, ob er die Zeitung nehmen dürfe, aber er fragte nicht, ob es erlaubt sei, die Fliege zu töten. »Seitdem erfuhr ich mehr; was Fliegen sind den müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß.« Hätte ich die Wahl gehabt, über ihm oder der Fliege Schicksal zu sein, ich hätte gewählt! Wie es da auf dem Fenster lief, war's ein Mechanismus, den er nicht erfinden konnte. Sein Stolz verträgt es nicht, es kränkt ihn, wenn er's gleich nicht weiß. Fliegen kann er auch, aber das Unnütze stört ihn, und überlegen ist er den Tieren, weil er vor all seiner Stummheit ihre Sprache nicht hört. Hätte ich die Wahl gehabt, einen Hund oder dessen Schlächter zu tranchieren, ich hätte gewählt! Aber in dem großen Schlachthaus, in das wir geboren werden, ist der Hund, der seinen Herrn sucht, nur der Fund des andern, und ein Recht, das die Folterung von Kindern gewährt, erlaubt die

Massakrierung von Hunden. Er war sehr groß, doch dunkler Herkunft und schlecht genährt. Er war eine preisgegebene Sache. Nun, die ihr richtet über Menschen und Hunde, hört: Solch eine Sache kann vieles, was ein Mensch nicht kann. Solch eine Sache kann ihm all das sagen, was niemals er zur Sache sprechen könnte. Unsäglich leidet sie um ihn, sucht ihn ihr Auge, durch das allein sie es ihm sagen kann, der es versagt ist, es ihm anzusagen, der Gott, zu schweigen, was sie leidet, gab; unwissend, ob sie preisgegeben ist, stets preisgegeben ihrem Menschen-glauben, traut sie uns auf ihr ehrliches Gesicht! Solch eine Sache trägt jede Bürde des Gefühls, die das Bewußtsein uns erleichtern hilft. Man sieht sie sitzen, aber niemand ahnt, daß in der Sache eine Seele sitzt, daß ein Gefühl jetzt schmerzt, daß eine Hoffnung in ihr jetzt treibt, ihr aufgetragen hat, just an der Stelle hier zu warten. So sitzt sie wartend hier vor einem Bahnhof, wo ihre Herrin — denn die Sache war ein Hund — davongefahren ist vor ein paar Stunden... Als man Abschied nahm, schritt die Sache, der Hund, groß, traurig und ergeben, hinter dem Begleiter den Berg-hang hinauf, blieb immer wieder stehn und sah zurück. Noch sieht man sie; nicht anders geht ein schweres Herz. Bald ist die Sache verschwunden dem Blick... Bald ist sie entschwunden dem Hüter. Sie wird gesucht, gefunden: an der Bahn — denn jetzt ist ungefähr die Stunde, daß einst die Herrin angekommen war. Nun kommt sie nicht. Enttäuscht verschmäht die Sache jede Nahrung, selbst sonst geliebte Leckerbissen. Wendet sich ab von allem, was sie tierisch je begehrt, gibt sich dem Hunger preis; verzehrt sich selbst. Nach ein paar Tagen führt man den Hund zur Bahn, denn eine Freundin, die mit der Herrin fortgereist war, kommt. Sie selbst kommt nicht. Er aber rührt sich nicht vom Fleck, blickt auf den Wagen nur und sucht und sucht. Er ißt noch immer nichts, nimmt etwas Milch nur an, so viel gerade nötig, um nicht am Leid zu sterben. Das geht so

eine Woche lang. »Er war ganz abgemagert«, sagt der Zeuge. Arsen, Einsicht ins Unabänderliche, Gewöhnung an die stellvertretende Güte bringen ihn wieder hinauf. Man hört es wie ein Märchen, Schulkindern erzählt, die ihr beginnendes Menschentum nicht im Schützengrabenspiel verschütten und noch aufhorchen können, wenn Beispiele sittlicher Haltung ihnen dicht ans Herz gerückt werden. Seht doch nur hin! O du erhabnes Vorbild in dieser Zeit profaner Hungersnot! Von deinem Hunger trenn' ich mich nicht mehr. Es risse einen von der Menschheit weg, wär' man nicht längst schon über alle Berge. Dort lebt ein Hund. Gott hör's: Der Menschenehre ersten Preis, der Ehre, die sich preisgegeben hat, sich selber preisgebener Menschheit Preis geb' ich dem Hund! Und die Andacht möchte nicht mehr fort von der Stelle, wo das wartende Tier, für eine halbe Stunde herrenlos, länger verlassen, dasitzt, und will die Hand über der Sache, dem Fund, dem Hund halten, damit ihn nicht der Mensch, der Schinder finde, verheimliche, der noch nie aus Sehnsucht gehungert hat, der das Fleisch dieses Hundes nur verschmäht, weil es gramverzehrt ist, widrig dem Geschmack und Stand des Mörders, und der dieses Gottesgeschöpf dennoch töten würde, weil es ein Tier ist, und er, er, ein Mensch!

DIE FACKEL

Nr. 431—436

2. AUGUST 1916

XVIII. JAHR

Feiertage

Jul. 11/16

»... Bereits am Himmelfahrtstage seien in Bar-le-Duc Bomben mitten in die Volksmenge gefallen, die sich mittags bei der Ankunft des Pariser Zuges immer zu versammeln pflegt. 50 Personen seien getötet und 80 verwundet worden... Die Aufregung über den Angriff auf die unbefestigte Stadt sei furchtbar und habe mehrere Tage gedauert.«

»... Am 22. d. war Fronleichnamstag... Das schwerste Unheil richteten die Bomben am Festplatz von Karlsruhe an, wo die Menagerie Hagenbeck einen Anziehungspunkt bildete... Getötet wurden 110 Personen; verletzt wurden 147 Personen... Die Erbitterung über den zwecklosen Angriff auf die offene Stadt ist allgemein und tief.«

*

»... Aber die nutzlose Bosheit, die an Frauen und Kindern von französischen Fliegern verübt wurde, das Morden als Selbstzweck, die Roheit im Gewande einer Kriegshandlung ist ein besonderes Ereignis, gegen das niemand abgestumpft sein kann... Wir möchten die nicht Offiziere nennen, welche die Bomben in Karlsruhe auf harmlose Frauen und Kinder, auf die Zuschauer vor einer Menagerie geworfen haben... Wenn die Zeppeline über Paris schweben und Bomben herunterschleudern, so ist das Ziel eine militärische Anlage, so ist der Wille darauf gerichtet, den Feind in seinen Vorkehrungen zum Kriege zu treffen, Bahnhöfe, Geleise und militärische Gebäude zu zerstören... Die Zeppeline haben wiederholt Fahrten nach London unternommen. Niemand hat jedoch einer ihrer Befehlshaber auch nur daran gedacht, Bomben auf Schauspielhäuser oder ähnliche Erholungsstätten, wo friedliche Menschen sich zu harmlosen Vergnügungen zusammenfinden, zu schleudern... Schon die Erziehung schließt bei ihm jede Versuchung aus, Wehrlose durch eine Waffe zu treffen. Es macht gar keinen Unterschied, ob ein Soldat ruhige Spaziergänger in der Straße mit der Pistole in der Hand niederstreckt oder aus dem Luftraume durch Bomben absichtlich schwer verwundet, daß sie qualvoll zugrunde gehen oder in Stücke gerissen werden und das Pflaster mit ihrem Blute röten. Für das Außerordentliche des Krieges braucht jeder Offizier, den die Pflicht anweist, Leben nicht

zu schonen, die innere sittliche Überzeugung, daß er militärischen Notwendigkeiten gehorcht und nicht etwa die ihm anvertraute Macht dazu gebraucht, den Hang zur Grausamkeit zu befriedigen oder unter dem Vorwande des Krieges seinen nationalen Haß auszutoben. . . . Ein österreichisch-ungarischer oder ein deutscher Flieger schleudert keine Bomben gegen Frauen, mögen sie Fürstinnen sein oder nicht. Es ist gar nicht auszudenken, wie ein Mensch beschaffen sein und bis zu welchem Grade er den Rechtssinn verloren haben muß, bis er sich entschließt, auf eine Festversammlung zu lauern und die dichten Reihen durch seine Bomben auseinanderzusprengen. . . .«

Die Predigt

»... Es ist deshalb auch nicht nur das Recht«, sagte Pastor Philipps, »sondern unter Umständen sogar die Pflicht gegen die Nation, mit Kriegsbeginn Verträge und was es sonst auch sein mag, als ‚Fetzen Papier‘ zu betrachten, die man zerreißt und ins Feuer wirft, wenn man die Nation dadurch retten kann. . . . Krieg ist eben die »Ultima ratio«, das letzte Mittel Gottes, die Völker durch Gewalt zur Raison zu bringen, wenn sie sich anders nicht mehr leiten und auf den gottgewollten Weg führen lassen wollen. Kriege sind Gottesgerichte und Gottesurteile in der Weltgeschichte. . . . Darum ist es aber auch der Wille Gottes, daß die Völker im Kriege alle ihre Kräfte und Waffen, die er ihnen in die Hand gegeben hat, Gericht zu halten unter den Völkern, zur vollen Anwendung bringen sollen. . . . Darum mehr Stahl ins Blut! Auch deutsche Frauen und Mütter gefallener Helden können eine sentimentale Betrachtungsweise des Krieges nicht mehr ertragen. Wo ihre Liebsten im Felde stehn oder gefallen sind, wollen auch sie keine jammerseligen Klagen hören. Gott will uns jetzt erziehen zu eiserner Willensenergie und äußerster Kraftentfaltung. Darum noch einmal: Mehr Stahl ins Blut!«

Welche ultima ratio! Der Mensch am Feiertag, der Erbauung durch das höhere Wesen gewärtig, blickt hinauf: Zerstörung kommt! Was zur Entscheidung reift, ist die Frage, ob Jaguare und Leoparden, wenn sie aus irgend einem Grund einander zerfleischen wollten, auf die Idee verfielen, auch die Mütter und Jungen mitzunehmen, und ob ihre Triebe durch die Erwägung entfesselt würden, daß die Gegend befestigt sei. Feiertage haben sie nicht. Welch eine Stunde der Menschheit!

Unklug zunächst. Wer kann heute noch daran zweifeln, daß uns die feindlichen Massen, einschließlich die meisten Neutralen, wirklich kulturell für boches, hunns, Barbaren, politisch für Sklaven halten und sich selbst für die Schützer der geistigen und politischen Freiheit. Sie tun nicht nur so. Sie glauben es, größtenteils wenigstens wirklich. Lesen sie nun in unserer Presse ihr Urteil über uns mit Behagen erwänt, so werden sie sich immer mehr als die Überlegenen fühlen.

Das ist aber nicht die Stellung, welche uns zukommt und welche wir uns wünschen.

Was sich so der Verstand zurechtlegt, sagt schon vorher in unwilliger Auffassung das Gefühl.

Gebe ich dem Feinde innerlich das Recht zum Loben, so gebe ich ihm das zum Tadeln.

Man sollte sich bei uns endlich scheuen, Gefühle zu zeigen, die die Feinde nicht verstehen, und die von ihnen nicht erwidert werden. Die Losung sei immer wieder: Kühnste Zurückhaltung! Diese bilden den geistigen Zaun, welchen wir um unser deutsches Seelen- und Gefühlsleben ziehen müssen gegen Beschmutzung und Einbruch durch die Deutschenfeinde.

Da lobe ich mir einen einfachen Unteroffizier, der im November 1914 vor Ypern einen frisch gefangenen Engländer, der sich erdreistete, uns mit seiner Anerkennung beglücken und shake hands machen zu wollen, mit einer herzerquickenden Ohrfeige in seine Grenzen zurückwies.

Deutscher, werde stolz!

Albrecht.

* * *

Aug. 1917

Warum Pferde wiehern

[Verbrüderung zwischen französischen und amerikanischen Pferden.] In dem Blatte Arthur Meyers, dem „Gaulois“, schildert Marcel Hutin die Ankunft des ersten amerikanischen Truppensdampfers und erwähnt unter anderen Dingen die Tatsache, daß unter den neuen Kampfgenossen sich auch Artilleristen befanden. Wie Marcel Hutin mit Genugtuung feststellen konnte, haben nun die Pferde der amerikanischen Kanoniere ihre begreifliche Freude, den französischen Boden zu betreten, durch lautes und wiederholtes Wiehern zum Ausdruck gebracht. Die auf dem Hafenkai stehenden französischen Pferde haben die patriotische Kundgebung der amerikanischen Brüder sofort durch ein gleiches Wiehern erwidert. Hutin fügt wörtlich hinzu: »Dies ist das schönste und vollkommenste Zeugnis für die amerikanisch-französische Einigkeit, da das tiefe Gefühl der Verbrüderung von den Menschen auf die Tiere übergegangen ist.«

W

Haß und Stolz

Berlin, 30. April. Das Wolffsche Bureau meldet: Folgender französischer Befehl fiel an der Westfront in deutsche Hand: Am 26. März haben sich im Gefangenenlager von Noyon zwei Fliegerleutnants in kameradschaftlicher Weise mit zwei gefangenen deutschen Fliegeroffizieren unterhalten und ihnen beim Abschied die Hand geschüttelt. Wenn es auch militärische Pflicht ist, einen in tapferem, ehrlichem Kampf besiegten Feind zu achten, so beweist es doch bedauerlichen Leichtsinns und unbedingte Verkenntung des uns zugeschriebenen Charakters, wenn wir einem Gegner Wohlwollen und Zuneigung auf dem Tatort seiner Verbrechen und vor den Augen der Bevölkerung, die durch ihn gelitten hat, zeigen. Der Armeeführer geißelt durch den Tagesbefehl das unentschuldbare Verhalten der beiden Offiziere gegen einen Feind, den man nur hassen darf.

gez. Hubert.

Zur Bekanntgabe an die Truppen.

Zusatz der 25. Division: Diese beiden Flieger sind Schweinehunde und Idioten! Ich spucke ihnen voll Verachtung ins Gesicht! Sollte ich durch einen unglücklichen Zufall die Hand eines Boche berühren, so würde ich sofort meine Hand in einen »Pot de Merde« stecken, um sie wieder zu säubern.

Ja, das sympathische Wolff-Büro hat recht, das zu bewahren, wenn's wahr ist. Aber der Vollständigkeit halber sollte es auch das bewahren:

„Frankfurter Nachrichten“, 3. Februar 1917:

Deutscher, werde stolz!

Die Tageszeitungen brachten neulich einen Bericht über einen erfolgreichen Fliegerkampf, bei welchem ein französischer Fliegeroffizier gefangen genommen wurde. Der Bericht schloß: Der Franzose sollte dem schneidigen Vorgehen des deutschen Fliegers die höchste Anerkennung.

Vielen wohl wird es so gegangen sein wie mir, schreibt man der „Dtsch. Tagesztg.“, daß sie durch die geschmeichelte Erwähnung dieser Anerkennung aus französischem Munde unangenehm berührt waren. Das — im dritten Jahre des Weltkrieges gegen deutsche Art und deutsche Existenz!

Es hilft aber niemandem, seiner Empörung in kräftigen Worten Ausdruck zu geben, wenn die vielen, welche dieses Urteil befriedigt — und sonst würden es die Zeitungen nicht schreiben — gar nicht wissen, warum; warum eigentlich diese Art der Wiedergabe so unglücklich unklug ist, und warum zweitens in ihr etwas liegt, was uns die Schamröte ins Gesicht treiben muß.

Ganz nach der Kriegsfiabel gedacht, ohne Zweifel. Der Herr Hutin ist ein Journalist, der vom Tod lebt — warum sollte er weniger auf die Abnehmer bedacht sein, als die Interessenten diesseits der Rheingrenze? Wenn nach dem selbstmörderischen Witz des sterbenden Heine »Gottes Geschäft« es ist, zu verzeihen, so wird doch einem Kriegsschreiber das geschäftliche Interesse, das ihn zur Schändung der Kreatur bewegt, als das ausschließlich berechnete zugewilligt werden. Der vaterländische Hohn sollte bedenken, daß an derselben Stelle, an der er den feindlichen Wahn bloßstellt, im Laufe der letzten drei Jahre während der Verpulverung der Leiber zur Aufpulverung der Seelen schön Trostloseres geboten ward. Herr Marcel Hutin ist ein französischer Journalist. Aber Herr Richard Dehmel ist ein deutscher Dichter.

nicht falsch

Im April 1916 (Nr. 418 — 422, S. 42) war hier zu lesen:

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hingerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

121

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, Mähren, Krain —
 nur Deutscher wollt' endlich jeder sein —

die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« gefahren.

Und was kommt hintendrein noch getönt,
 was stampft so eisern die Erde,
 daß uns die Wand des Herzens dröhnt?
 Das waren die deutschen Pferde.
 Mit witternden Nüstern auf der Wacht
 trugen auch sie ihr Blut zur Schlacht
 für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —
 in den Dörfern tobten die Hunde;
 auch unsere Tiere spürten den Ernst
 der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht darnach angetan einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischsten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus

Revanchelust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners«
offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft
sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und
daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden,
nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche
Pferde zu sein.

Und in einer Vorlesung dieser Stelle, im Dezember 1916,
setzte ich hinzu:

Aber den Wunsch, deutsche Dichter zu sein, haben sie Gott
sei dank noch immer nicht!

Denn wenn sie auch »einrückend gemacht« werden, bis
zu dem Stadium der Begeisterung gingen sie doch nicht mit,
auf dem dieser Dehmel — man muß es der Nachwelt, falls es
deren Geschäft wäre, Dichtern zu verzeihen, in Erinnerung
bringen — das Geräusch der Maschinengewehre ausdrücklich
»Sphärenmusik« genannt hat und die Zeile geschrieben:

Marsch marsch, ruft Gott, schützt euer Land!

Dichter, die sich so hinreißen ließen (hier hat der hin-
gerissene Setzer anfänglich »hinreißen« gesetzt), hats 1916 tat-
sächlich nicht mehr gegeben. Kernstücke, die andere zum Dreschen
ermuntern, gibts noch immer, oder Spekulanten, die ihren
Dörmann stellen und weil die hektischen schlanken Narzissen
nicht mehr blühen, die Russen und die Serben zu Scherben
hauen wollen. Was aber bedeuten die Hutins aller Hinter-
länder gegen die eine unauslöschliche Tatsache, daß dieser Krieg
nicht nur das Publikum wie zur leiblichen Beute der Wucherer
zur geistigen Beute der Journalisten, also aller derer, die vom
Tode leben, sondern auch aus den paar Dichtern dieselben rasenden
Rolande der Dummheit gemacht hat, die ihre Leser seit der
ersten Extraausgabe waren! Seit dem Tage, da durch jenes
Machtwort, das Leiber entfesselt und Geister bindet, das
verurteilte Leben in eine Kinderstube verwandelt ist, wo Vieh-
knechte spielen. Weiß Gott, die nationalistisch verbohrtesten
Pferde hatten doch einen Vorzug vor den gesinnungsverwandten
Dichtern: daß die Pferde zwar keine Dichter, aber die Dichter
durchaus Pferde sein wollten, was durch ein von den Dichtern miß-
deutetes Hohngewieher an allen Fronten zum Ausdruck kam.

Ein deutsches Buch

»Der rote Kampfflieger« von Rittmeister Manfred Freiherrn von Richthofen ist 1917 im Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien erschienen. Die folgenden Stellen seien daraus zitiert:

... Meiner erster Gedanke war, den Popen hinter Schloß und Riegel zu setzen. So holten wir den vollkommen überraschten und höchst verdutzten Mann aus seinem Hause. Ich sperrte ihn zunächst mal auf dem Kirchturm ins Glockenhaus ein, nahm die Leiter weg und ließ ihn oben sitzen. Ich versicherte ihm, daß, wenn auch nur das geringste feindselige Verhalten der Bevölkerung sich bemerkbar machen sollte, er sofort ein Kind des Todes sein würde. Ein Posten hielt Ausschau vom Turm und beobachtete die Gegend. hell?

... Auf jeder Station, auch da, wo wir nicht hielten, stand ein Meer von Menschen, die uns mit Hurra und Blumen überschütteten. Eine wilde Kriegsbegeisterung lag im deutschen Volk; das merkte man.

... Ich fühlte mich mit meiner Pistole in der Hand ganz kolossal sicher.

Die Einwohner hatten sich, wie ich später erfahren habe, sowohl einige Tage vorher gegen unsere Kavallerie als auch später gegen unsere Lazarette sehr aufrührerisch benommen, und man hatte eine ganze Menge dieser Herren an die Wand stellen müssen.

... Den Kriegsbeginn möchte ich wieder mal mitmachen.

... Eigentlich hätte ich den Franktireur wie ein Stück Vieh runterknallen müssen.

... Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner, wo man ihn auch trifft, über den Haufen zu rennen, besonders natürlich feindliche Kavallerie. Schon sah ich mich an der Spitze meines Häufleins eine feindliche Schwadron zusammenhauen und war ganz trunken vor freudiger Erwartung. Meinen Ulanen blitzten die Augen.

... Alles das spielte sich auf einem schmalen Waldweg ab, so daß man sich wohl die Schweinerei vorstellen kann, die sich nun ereignete.

... Er hatte uns wohl von Anfang an beobachtet und, wie es den Franzosen nun mal liegt, aus dem Hinterhalt seinen Feind zu überfallen, so hatte er es auch in diesem Fall wieder versucht.

Verläßt man die Kirche, so hört man ganz in der Nähe, aus dem Café Sacher die schmeichelnden, lockenden Klänge einer ungarischen Kapelle dringen. Durch die Fenster sieht man den schwarzlockigen Maëstro. Wilder und wilder bewegen sich seine Arme, tiefer und tiefer sinkt sein Nacken. Die Musik steigert sich allmählich, wird ausgelassen und artet aus, mit Zimbeln und Pauken, zu einem schwer-mütigen, enthusiastischen und zügellosen Radau.

Zwar ist noch kein Frommer, der den Stephansdom verließ, dieses Anblicks froh geworden und solcher Versuchung zur Sinnenlust ausgesetzt gewesen. Das Ärgernis würde sicher abgestellt werden, denn der Riedl hat keine Musik, die Prostituierten kommen im Frieden erst bei der Nacht, jetzt ist Krieg und das Café Sacher lockt auf dem Opernring, wiewohl es selbst dort schwer wäre, von außen der Raserei des Maëstros in ihren Stadien zu folgen und die Wiener, in gewohnter Nichtachtung ihrer eigenen Sehenswürdigkeiten, an der Erscheinung vorübergehen und sie keinesfalls als einen Brennpunkt der Wiener Lebenslust ansehen, umsoweniger als diesem Faszinierer kein Plakat nachweisen kann, daß er der Gemahl einer Gräfin sei. Aber was liegt daran, es ist ein Stimmungsbild und erfüllt seinen Zweck, indem doch der Schweiz bewiesen werden soll, daß man »in Wien nichts von dem Ernst des Krieges spürt«, mit Ausnahme versteht sich der Offiziere, die das schwarze Band tragen. Denn die Aufgabe der Wiener Propagandaschmöcke besteht nicht nur darin, in der Schweiz zu erzählen, daß der Wiener nicht untergeht, sondern diese Überzeugung auch den Schweizer Kollegen beizubringen, was allerdings noch wirksamer durch deren Fernhaltung vom Schauplatz der Begebenheit geschähe. So kommt es, daß uns seit Monaten zwischen Kohlenfrage und Seifenkarte die Zeit mit journalistischer Heurigenmusik vertrieben und der Schweiz mit unserer Bereitschaft in den Ohren gelegen wird, auch noch ihre eigenen Sorgen durchzuhalten. Wenn sie sich unsere Leute gefallen läßt — über die Grenzen des Geschmacks und der Neutralität läßt sich nicht streiten. Unser Land ist mit Feuilletons bis zum Endsieg versorgt und wünscht, daß Zuzug ferngehalten werde.

... Die Mönche waren überaus liebenswürdig. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, soviel wir haben wollten, und wir ließen es uns gut schmecken. Die Pferde wurden abesattelt und waren auch ganz froh, wie sie nach drei Tagen und drei Nächten zum erstenmal ihre achtzig Kilo totes Gewicht von ihren Rücken loswurden. Mit anderen Worten, wir richteten uns so ein, als ob wir im Manöver bei einem lieben Gastfreund zu Abend wären. Nebenbei bemerkt, hingen drei Tage darauf mehrere von den Gastgebern an dem Laternenpfahl, da sie es sich nicht hatten verkneifen können, sich an dem Krieg zu beteiligen. Aber an dem Abend waren sie wirklich überaus liebenswürdig. Wir krochen in Nachthemden in unsere Betten, stellten einen Posten auf und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

Aus dem Kapitel »Langeweile vor Verdun«:

Für einen so unruhigen Geist, wie ich einer bin, war meine Tätigkeit vor Verdun durchaus mit »langweilig« zu bezeichnen. Anfangs lag ich selbst im Schützengraben an einer Stelle, wo nichts los war; dann wurde ich Ordonnanzoffizier und glaubte, nun mehr zu erleben. Da hatte ich mich aber arg in die Finger geschnitten. Ich wurde vom Kämpfenden zum besseren Etappenschwein degradiert.

... Es war ganz spaßig, die Franzosen an manchen Stellen nur auf fünf Schritt vor sich zu haben. Man hörte den Kerl sprechen, man sah ihn Zigaretten rauchen, ab und zu warf er ein Stück Papier herüber. Man unterhielt sich mit ihnen, und trotzdem suchte man sich auf alle erdenklichen Arten anzuzürgern (Handgranaten).

... Besonders eine Sau war interessant, sie kam jede Nacht durch den See geschwommen, brach an einer bestimmten Stelle in einen Kartoffelacker und schwamm dann wieder zurück. Es reizte mich natürlich besonders, dieses Tier näher kennenzulernen. So setzte ich mich denn an dem Ufer dieses Sees an. Wie verabredet, erschien die alte Tante um Mitternacht, um sich ihr Nachtmahl zu holen. Ich schoß, während sie noch im See schwamm, traf, und das Tier wäre mir beinahe versoffen, wenn ich nicht noch im letzten Moment hätte zugreifen können, um sie an einem Lauf festzuhalten.

... So hatte ich es schon einige Monate ausgehalten, da kam eines schönen Tages etwas Bewegung in unseren Lade n. Wir beabsichtigten eine kleine Offensive an unserer Front. Ich freute mich mächtig...

Nachdem in Rußland unsere Unternehmungen so sachte zum Stehen kamen, wurde ich plötzlich zu einem Großkampflugzeug, zur B. A. O. nach Ostende versetzt (21. August 1915).

Ich traf da einen alten Bekannten, Zeumer, und außerdem verlockte mich der Name »Großkampfflugzeug«.

Aus dem Kapitel »Ein Tropfen Blut fürs Vaterland«:

... Mein Großkampfflugzeug, das sich für das Bombenschleppen ganz gut eignete, hatte aber die dumme Eigenschaft, daß man von der abgeworfenen Bombe den Einschlag schlecht sehen konnte, denn das Flugzeug schob sich nach dem Abwurf über das Ziel weg und verdeckte es mit seinen Flächen vollkommen. Dieses ärgerte mich immer, denn man hatte so wenig Spaß davon. Wenn's unten knallt und man die lieblich grau-weiße Wolke der Explosion sieht und sie auch in der Nähe des Zieles liegt, macht einem viel Freude.

... Ich verfolgte ihn mit den Augen und klopfte Osteroth auf den Kopf. Er fällt, er fällt, und tatsächlich fiel er in einen großen Sprengtrichter; man sah ihn darin auf dem Kopf stehen, Schwanz nach oben. Auf der Karte stellte ich fest: fünf Kilometer hinter der jetzigen Front lag er. Wir hatten ihn also jenseits abgeschossen. In damaliger Zeit wurden aber Abschüsse jenseits der Front nicht bewertet, sonst hätte ich heute einen mehr auf meiner Liste. Ich aber war sehr stolz auf meinen Erfolg, und im übrigen ist es ja die Hauptsache, wenn der Kerl unten liegt, also nicht, daß er einem als Abschuß angerechnet wird.

... Ich nahm mir einen zweiten Piloten als Beobachter mit und schickte diesen abends zurück. Nachts setzte ich mich auf Sauen an und wurde am nächsten Morgen von diesem Piloten wieder abgeholt.

... Es ist aber nicht jedermanns Sache, auf Wetter gar keine Rücksicht zu nehmen, doch es gelang mir, einen Gesinnungstüchtigen zu finden.

Aus dem Kapitel »Bombenflüge in Rußland«:

... Man konnte das von oben sehr schön sehen; an jeder Ausweichstelle stand ein Transportzug. Also ein wirklich lohnendes Ziel für einen Bombenflug.

Man kann sich für alles begeistern. So hatte ich mich mal für eine Weile für dieses Bombenfliegen begeistert. Es machte mir einen unheimlichen Spaß, die Brüder da unten zu bepflastern. Oft zog ich an einem Tage zweimal los.

... Ich schleppte manchmal einhundertfünfzig Kilogramm Bomben mit einem ganz normalen C-Flugzeug. Außerdem hatte ich noch einen schweren Beobachter mit, dem man die Fleischnot

gar nicht ansah, ferner »für den Fall daß« noch zwei Maschinen-
gewehre. Ich habe sie nie in Rußland ausprobieren können.
Es ist sehr schade, daß in meiner Sammlung
kein Russe vorhanden ist. An der Wand würde sich seine
Kokarde gewiß ganz malerisch machen. So ein Flug mit
einer dicken, schwerbeladenen Maschine, besonders in der
russischen Mittagsglut, ist nicht von Pappe.

... Endlich ist man in einer ruhigeren Luftschicht und
kommt allmählich zu dem Genuß des Bombenfluges. Es
ist schön, geradeaus zu fliegen, ein bestimmtes Ziel zu haben und einen
festen Auftrag. Man hat nach einem Bombenwurf das Gefühl:
Du hast etwas geleistet, während man manchmal bei einem Jagd-
flug, wo man keinen abgeschossen hat, sich sagen muß: Du hättest
es besser machen können. Ich habe sehr gern Bomben geworfen.

... Und so konnten wir noch manches erreichen. Mein
Beobachter schoß feste mit dem Maschinengewehr unter die Brüder,
und wir hatten einen wilden Spaß daran.

Aus dem Kapitel »Endlich«:

... Wir unterhielten uns mit den Kameraden, da erzählte
einer: »Heute kommt der große Boelcke und will uns, oder
vielmehr seinen Bruder, in Kowel besuchen.« ... Ich wagte nicht,
ihn zu bitten, daß er mich mitnähme. Nicht aus dem Grunde
heraus, daß es mir bei unserem Geschwader zu langweilig
gewesen wäre — im Gegenteil, wir machten große und interessante
Flüge, haben den Rußkis so manchen Bahnhof ein-
getöppert — aber der Gedanke, wieder an der Westfront
zu kämpfen, reizte mich. Es gibt eben nichts Schöneres für einen
jungen Kavallerieoffizier, als auf Jagd zu fliegen.

Kuli

Aus dem Kapitel »Mein erster Engländer«:

... Was Boelcke uns sagte, war uns daher ein
Evangelium. In den letzten Tagen hatte er, wie er sich
ausdrückte, zum Frühstück schon mindestens einen, manchmal
auch zwei Engländer abgeschossen.

... Er schien aber kein Anfänger zu sein, denn er wußte
genau, daß in dem Moment sein letztes Stündlein geschlagen
hatte, wo ich es erreichte, hinter ihn zu gelangen. Ich hatte
damals noch nicht die Überzeugung, »der muß fallen«, wie ich
sie jetzt voll habe, sondern ich war vielmehr gespannt, ob er
wohl fallen würde, und das ist ein wesentlicher Unterschied.
Liegt mal der erste oder gar der zweite oder dritte, dann geht
einem ein Licht auf: »So mußt du's machen.«

... Stolz meldete ich zum ersten Male: »Einen Engländer
abgeschossen.« Sofort jubelte alles, denn ich war nicht der einzige;

schl?

außer Boelcke, der, wie üblich, seinen Frühstückssieg hatte, war jeder von uns Anfängern zum ersten Male Sieger im Luftkampf geblieben.

*

Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Jagdgefühl kennen gelernt als in den Tagen der Somme-Schlacht. Morgens, wenn man aufgestanden, kamen schon die ersten Engländer, und die letzten verschwanden, nachdem schon lange die Sonne untergegangen war. »Ein Dorado für die Jagdflieger«, hat Boelcke einmal gesagt. Es ist damals die Zeit gewesen, wo Boelcke in zwei Monaten mit seinen Abschüssen von zwanzig auf vierzig gestiegen war. Wir Anfänger hatten damals noch nicht die Erfahrung wie unser Meister und waren ganz zufrieden, wenn wir nicht selbst Senge bezogen. Aber schön war es!

... Der Geist Boelckes lebt fort unter seinen tüchtigen Nachfolgern.

*

... Es war wieder das übliche Bild. Boelcke schießt einen ab, und ich kann zusehen.

*

Aus dem Kapitel »Der Achte« :

Acht war zu Boelckes Zeiten eine ganz anständige Zahl. het

... Als Immelmann seinen ersten abschoß, hatte er sogar das Glück, einen Gegner zu finden, der gar kein Maschinengewehr bei sich hatte. Solche Häschen findet man jetzt höchstens noch über Johannisthal.

*

... Ich flog quietschvergnügt eines schönen Tages wieder mal auf Jagd und beobachtete drei Engländer, die scheinbar auch nichts anderes vorhatten als zu jagen. Ich merkte, wie sie mit mir liebäugelten, und da ich gerade viel Lust zum Kampfe hatte, ließ ich mich darauf ein. Ich war tiefer als der Engländer, folglich mußte ich warten, bis der Bruder auf mich runterstieß. Es dauerte auch nicht lange, schon kam er angesegelt und wollte mich von hinten fassen. Nach den ersten fünf Schüssen mußte der Kunde schon wieder aufhören, denn ich lag bereits in einer scharfen Linkskurve.

... Dabei flogen meine ersten blauen Bohnen ihm um die Ohren, denn bis jetzt war keiner zu Schuß gekommen. ... Sein Maschinengewehr rannte in die Erde und zierte jetzt den Eingang über meiner Haustür.

*

Aus dem Kapitel »Englische und französische Fliegerei«:

Zurzeit bin ich bemüht, der Jagdstaffel Boelcke Konkurrenz zu machen.

hell

... Dem Engländer dagegen merkt man eben doch ab und zu noch etwas von seinem Germanenblut an. Auch liegt dem Sportsmann das Fliegen sehr, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Sportlichen. ... Dies macht wohl bei der Johannisthaler Sportswoche Eindruck, aber der Schützengraben ist nicht so dankbar wie dieses Publikum. Er verlangt mehr. Es soll immer englisches Pilotenblut regnen.

Aus dem Kapitel »Selbst abgeschossen«:

... So habe ich mal einen Engländer abgeschossen, dem ich den Todesschuß jenseits der feindlichen Linien gegeben habe, und runtergeplumpst ist er bei unseren Fesselballons, so weit hat ihn der Sturm noch rübergetrieben.

hell

Aus dem Kapitel »Erste Dublette«:

... Das Wetter ist eigentlich sehr schlecht geworden, so daß wir nicht annehmen konnten, noch Weidmannsheil zu haben.

hell

... Nach seiner Landung flog ich nochmals über ihn hinweg in zehn Metern Höhe, um festzustellen, ob ich ihn totgeschossen hatte oder nicht. Was macht der Kerl? Er nimmt sein Maschinengewehr und zerschießt mir die ganze Maschine.

Voß sagte nachher zu mir, wenn ihm das passiert wäre, hätte er ihn nachträglich noch auf dem Boden totgeschossen. Eigentlich hätte ich es auch machen müssen, denn er hatte sich eben noch nicht ergeben. Er war übrigens einer von den wenigen Glücklichen, die am Leben geblieben sind.

Sehr vergnügt flog ich nach Hause und konnte meinen Dreiunddreißigsten feiern.

... Ich kriegte meinen Gegner vor und konnte noch schnell sehen, wie mein Bruder und Wolff sich jeder einen dieser Burschen vorbanden.

Aus dem Kapitel »Der 'alte Herr' kommt uns besuchen«:

... Um halb Zehn ist er auf unserem Platz. Wir kommen gerade von einem Jagdflug nach Hause, und mein Bruder

hell

steigt zuerst aus seiner Kiste, begrüßt den alten Herrn: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Darauf steige ich aus meiner Maschine: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Der alte Herr war glücklich, es machte ihm viel Spaß, das sah man ihm an. Er ist nicht einer von den Vätern, die sich um ihre Söhne bangen, sondern am liebsten möchte er selbst sich in eine Maschine setzen und auch abschießen — glaube ich wenigstens. Wir frühstückten erst mit ihm, dann flogen wir wieder.

... Das deutsche Flugzeug ist scheinbar angeschossen. Wir stürzen hin und müssen mit Bedauern feststellen, daß der eine der Insassen, der Maschinengewehrschütze, gefallen ist. Dieser Anblick war meinem Vater etwas Neues und stimmte ihn offenbar sehr ernst.

... Diesmal hatte ich wieder Glück und hatte meinen zweiten Engländer an dem Tage abgeschossen. Die Stimmung des alten Herrn war wieder da.

... Wolff war mit seiner Gruppe während der Zeit am Feinde gewesen und hatte selbst einen erledigt. Auch Schäfer hatte sich einen zu Gemüte geführt.

... Da plötzlich bäumt sich das feindliche Flugzeug auf — ein sicheres Zeichen des Getroffenseins, gewiß hatte der Führer Kopfschuß oder so etwas — das Flugzeug stürzt, und die Flächen des feindlichen Apparates klappen auseinander. Die Trümmer fallen ganz in der Nähe meines Opfers. Ich fliege an meinen Bruder heran und gratuliere ihm, d. h. wir winkten uns gegenseitig zu. Wir waren befriedigt und flogen weiter. Es ist schön, wenn man mit seinem Bruder so zusammen fliegen kann.

... Wir schlossen uns eng zusammen, denn jeder wußte, daß man es mit Brüdern zu tun hat, die dasselbe Metier verfolgen wie wir selbst. ... aber es kommt eben nicht auf die Kiste an, sondern auf den, der drinnen sitzt; die Brüder waren laurig und hatten keinen Mumm.

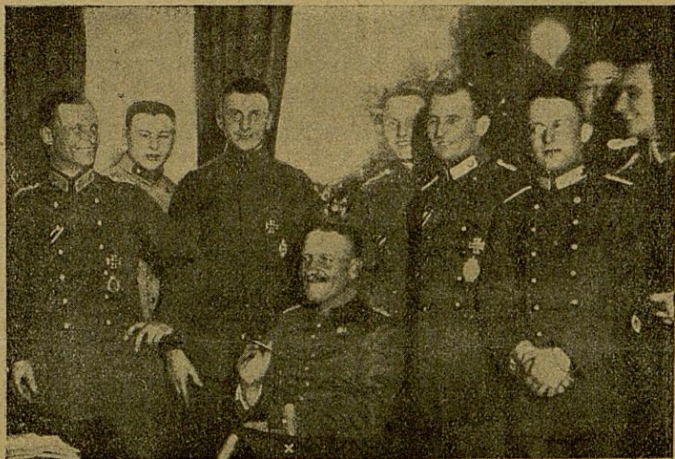
... Aber wenn einem die Kundschaft nicht mehr gibt, muß man sie halt nehmen, wie sie kommt.

... Was unter mir ist, womöglich noch allein und auf unserem Gebiet, kann wohl als verloren gelten, besonders, wenn es ein Einsitzer ist, also ein Jagdflieger, der nicht nach hinten rausschießen kann.

... Jedesmal fiel mein Freund darauf rein. So hatte ich mich sachte an ihn herangeschossen. Nun bin ich ganz nahebei. Jetzt wird sauber gezielt, noch einen Augenblick gewartet, höchstens noch fünfzig Meter von ihm entfernt, drücke ich

auf beide Maschinengewehrknöpfe. Erst ein leises Rauschen, das sichere Zeichen des getroffenen Benzintanks, dann eine helle Flamme, und mein Lord verschwindet in der Tiefe.

Dieser war der Vierte an diesem Tage. Mein Bruder hatte zwei. Dazu hatten wir den alten Herrn scheinbar eingeladen. Die Freude war ganz ungeheuer.



*Christ
1916*

Weihnachten 1916

Der »alte Herr« (X) bei der Jagdstaffel Boelcke

... Sechs Engländer hatten die beiden Brüder also an einem Tage abgeschossen. das ist zusammen eine ganze Fliegerabteilung. Ich glaube, wir waren den Engländern unsympathisch.

*

Aus dem Kapitel: »Mein Bruder«:

... Das täte uns leid, denn dadurch würde uns manche schöne Gelegenheit genommen, bei der wir die Engländer gut belapsen könnten.

hell

*

Aus dem Kapitel »Lothar ein ‚Schießer‘ und nicht ein Weidmann«:

„Mein Vater macht einen Unterschied zwischen einem Jäger (Weidmann) und einem Schießer, dem es nur Spaß macht, zu schießen. Wenn ich einen Engländer abgeschossen habe, so ist meine Jagdpassion für die nächste Viertelstunde beruhigt. Ich bringe es also nicht fertig, zwei Engländer unmittelbar hintereinander abzuschießen. Fällt der eine herunter, so habe ich das unbedingte Gefühl der Befriedigung. Erst sehr, sehr viel später habe ich mich dazu überwunden und mich zum Schießer ausgebildet. Bei meinem Bruder war es anders.“

„... Zu Hause fragte er mich stolz: »Wieviel hast du abgeschossen?« Ich sagte ganz bescheiden: »Einen.« Er dreht mir den Rücken und sagt: »Ich habe zwei,« worauf ich ihn zur Nachsuche nach vorn schickte. Er mußte feststellen, wie seine Kerle hießen usw. Am späten Nachmittag kommt er zurück und hat nur einen gefunden. Die Nachsuche war also schlecht, wie überhaupt bei solchen Schießern. Erst am Tage darauf meldete die Truppe, wo der andere lag. Daß er runtergefallen war, hatten wir ja alle gesehen.“

Aus dem Kapitel »Der Auerochs«:

Der Fürst Pleß hatte mir gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier erlaubt, bei ihm auf seiner Jagd ein Wisent abzuschießen. Der Wisent ist das, was im Volksmund mit Auerochse bezeichnet wird. Auerochsen sind ausgestorben. Der Wisent ist auf dem besten Wege, das gleiche zu tun. Auf der ganzen Erde gibt es nur noch zwei Stellen, und das ist in Pleß und beim Revier des ehemaligen Zaren im Bialowiczer Forst. Der Bialowiczer Forst hat natürlich durch den Krieg kolossal gelitten. So manchen braven Wisent, den sonst nur hohe Fürstlichkeiten und der Zar abgeschossen hätten, hat sich ein Musketier zu Gemüte geführt. Mir war also durch die Güte seiner Durchlaucht der Abschluß eines so seltenen Tieres erlaubt worden. In etwa einem Menschenalter gibt es diese Tiere nicht mehr, da sind sie ausgerottet.“

„... Ich stand auf der Kanzel, auf der, wie mir der Oberwildmeister berichtete, bereits mehrmals Majestät gestanden hat, um so manchen Wisent von da aus zur Strecke zu bringen.“

„... Auf zweihundertfünfzig Schritt verhoffte er noch einen Augenblick. Es war mir zu weit, um zu schießen. Getroffen hätte man ja vielleicht das Ungetüm, weil man eben an so einem Riesending überhaupt nicht vorbeischießen kann.“

... Schlecht zum Schießen. Da verschwand er hinter einer Gruppe von dichten Fichten. Ich hörte ihn noch schnaufen und stampfen. Sehen konnte ich ihn nicht mehr. Ob er Wind von mir bekommen hatte oder nicht, weiß ich nicht.

... War es der ungewohnte Anblick eines solchen Tieres oder wer weiß was — jedenfalls hatte ich in dem Augenblick, wo der Stier herankam, dasselbe Gefühl, dasselbe Jagdfieber, das mich ergreift, wenn ich im Flugzeug sitze, einen Engländer sehe und ihn noch etwa fünf Minuten lang anfliegen muß, um an ihn heranzukommen. Nur mit dem einen Unterschied, daß sich der Engländer wehrt. Hätte ich nicht auf einer so hohen Kanzel gestanden, wer weiß, ob da nicht noch andere moralische Gefühle mitgespielt hätten?

... Hindenburg hatte mir einen Monat vorher gesagt: »Nehmen Sie sich recht viel Patronen mit. Ich habe auf meinen ein halbes Dutzend verbraucht, denn so ein Kerl stirbt ja nicht. Das Herz sitzt ihm so tief, daß man meistens vorbeischießt.« Und es stimmte. Das Herz, trotzdem ich ja genau wußte, wo es saß, hatte ich nicht getroffen. Ich repetierte. Der zweite Schuß, der dritte, da bleibt er stehen, schwerkrank. Vielleicht auf fünfzig Schritt vor mir. Fünf Minuten später war das Ungetüm verendet. Die Jagd wurde abgebrochen und »Hirsch tot« geblasen. Alle drei Kugeln saßen ihm dicht überm Herzen, sehr gut Blatt.

*

... Man ist noch lange nicht am Ende der Erfindungen. Wer weiß, was wir in einem Jahr verwenden werden, um uns in den blauen Äther zu bohren!

*

Aus einer faksimilierten Beilage:

Rittm. Freih. von Richthofen.

Jagdstaffel Richthofen. . . .

Gott sei ferner mit Ihnen.

Glossen

Ein anderer Ton

— — Banfield bestätigte auch die Nachricht, daß er englischer Abstammung sei. Sein Vater war noch englischer Staatsbürger.

Sehr ergriffen war der Korrespondent über die Worte Banfields: »Wann wird endlich ein Ende sein? Es ist schon genug. Schade um die vielen Menschenleben. Was jetzt geschieht, ist nur reine Vernichtung, nur mehr ein Morden, kein Krieg mehr.«

Der sieht denn doch aus einer höhern Höhe.

* * *

Brünner Bluttausch

Ein Feldpostbrief, der in einem Brünner Blatt zu lesen war:

Das Trommelfeuer am 10. Juni war ein Vergnügen im Vergleich zum Konzert am 18. und 19. Den ganzen Tag und die ganze Nacht haben die Italiener getrommelt. Um 11 Uhr nachts war dann allgemeiner Angriff. Wir haben geschossen, daß die Rohre heiß wurden — wir mußten eine Zeitlang aussetzen. Die Infanteristen mußten die Gewehre wechseln, viele haben geschwollene Hände von ununterbrochenem Feuer. Die Maschinengewehre haben überhaupt nicht aufgehört und stundenlang gemäht. . . Du glaubst gar nicht, wie begeistert man wird, wenn man sieht, wie eine Sturmwelle nach der anderen zerfetzt wird und sie nicht und nicht vorwärtskommen. Man vergißt ganz, daß einem so eine Granate an den Kopf schlagen kann . . . Heute ist vollkommen Ruhe. Ich habe wenigstens ein paar Stunden schlafen können. Mein armer Garten ist etwas demoliert von lauter Sprengstücken. Wir haben viel Kupfer gesammelt von den italienischen Granaten. Hoffentlich liefert uns Cadorna bald wieder welche. Es wäre schade, wenn der Spaß schon aufhören würde. Wir warten mit Sehnsucht darauf, daß sie noch ein paarmal anrennen! Aber

2

leh 157

Zum ewigen Gedächtnis



Eingänge: II. Taborstraße 8. — II. Praterstraße 13.

Heute Eröffnung! Vorstellungen um 6 und 8 Uhr abends. Heute Eröffnung!

Erstaufführung von

Bogdan Stimmoff

Von Alfred Deutsch-German.

- Der König Zar Ferdinand von Bulgarien
 - Bogdan Herr Georg Reimers (Burgtheater)
 - Anja Frau Lotte Medelsky (Burgtheater)
 - Max Falk Herr Eugen Frank (Burgtheater)
 - Die Fee der Treue . Frau Marietta Piccaver
 - Giovanni Herr Lackner (Volkstheater)
 - Anna Fräulein Kutschera (Burgtheater)
- usw. usw. usw.

Ort der Handlung: Im Vorspiel Bulgarien, im 1. Akt Amerika, im 2. Akt auf dem Ozean, im 3. und 4. Akt auf dem Schlachtfelde Bulgariens und am Königshof zu Sofia.

Der billigste Platz ist 6 Meter von der Bildfläche entfernt. Preise von 60 Heller an.

DIE FACKEL

Nr. 437—442

31. OKTOBER 1916

XVIII. JAHR

Tagebuch

152
Strome 1/15

Dialog der Geschlechter

Ein Quodlibet

Aus Hannover wird telegraphiert, daß die dortige Zensur die Aufführung von Strindbergs »Vater« am Residenztheater verbot. Das Stück passe aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht in den Ernst der Zeit.

Wenn man sich die Tonnen Unflats, die, den Dimensionen der Zeit entsprechend, allabendlich von Deutschlands Bühnen herab über Deutschlands Volk entleert werden, als Schiffsladung vorstellen wollte, so dürfte der Dampfer »Vaterland« als ein Schinackel erscheinen. Aber eben darum erweist sich das Verbot des Strindbergschen Werkes als eine aus ethischen und ästhetischen Gründen erflossene Schutzmaßregel gegen den Bürger, der sich vom Ernst der Zeit bei Kraatz und Stobitzer erholen muß, indem man bekanntlich nach des Tages Müh' und Wucher »sich amüsieren will«, welches Wort längst kein Fremdwort mehr ist, sondern ein auch von der Berliner Polizeidirektion anerkanntes und von dem Eigenschaftswort »amüsic« abgeleitetes Zeitwort. Sollte aber aus dem Hannoverschen Verbot etwa zu schließen sein, daß uns wieder einmal die ganze Richtung nicht paßt, so würde sich das Bedürfnis nach einer endgiltigen Norm für eine zulässige Behandlung des Problems der Geschlechter auf der deutschen Bühne herausstellen. Wie, in welchen Tönen, bis zu welchem Grad der Aufrichtigkeit dürfen sie zu einander sprechen? Eine Balkonszene wie die zwischen Romeo und Julia hat trotz der »Reinhardt'schen Aufmachung« wenig Verlockendes und an und für sich mehr die Faßong dessen, was der Aufgeklärte einen Klimbim nennt. Wie Strindberg die Geschlechter sieht, ist aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht vorführbar. Aber es gibt einen goldenen Mittelweg. Es gibt einen Dialog, der alles enthält, was die neuzeitliche Seele eines Volkes zu offenbaren hat, wenn Er und Sie sich gegenüberstehen und die letzte schuldvolle

Wahrheit einander vorhalten. Gewiß glaubt man jetzt, ich würde die umfassendste Liebeserklärung zitieren, die je ein Dichter geformt hat und die da lautet:

Ach Irma, ach Irma,
dich liebt die ganze Firma!

Nicht doch. Es war zwar das Hohelied der protokollierten Liebe, aber die Geliebte bleibt darin stumm, und nur die Sehnsucht des Mannes, die nach Kontorschluß plötzlich hervorbricht, hat Flügel und Worte. Haste Worte? müßte man auch sie fragen, die sich so von einer G. m. b. H. angeschwärmt fühlt, und sie dürfte antworten: »Nee, nich zu machen, schließt von selbst!« Er aber läßt sich nicht abschrecken, und die sachliche Lebensanschauung des deutschen Mannes, die auch in der Liebe ohne Ansehen der Person urteilt, spricht sich allsogleich in dem Bekenntnis eines Entschlossenen aus, der geschäftlich reussiert hat und dem zum vollen Glücke nur eines fehlt:

Kinder, ich brauch' ein Verhältnis,
das möglichst pompös gestellt is.
Ob sie stark oder schlank wie die Birken,
ejal — dekorativ soll se wirken!

Aber ein Verhältnis ist schließlich noch nichts, was uns über die Beziehung der Geschlechter orientiert. Wohl wäre er in einer schwachen Stunde fähig, sich loszureißen und ihr den starken Entschluß zu eröffnen:

Rosa, wir fahren nach Lodz!

und er wäre wohl auch der Mann, diesen Entschluß auszuführen. Es würde aber selbst diese Regung weniger die erotische Seite des Lebens betreffen als die Tüchtigkeit, die den ersten zwischen Himmel und Erde verkehrenden D-Zug benutzen wird. »Ja, die wahre Liebe, ist das nicht«, sagte man einst, sondern es ist, wie immer in dieser Kulturzone, mehr die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, des Praktischen mit dem Dekorativen. Wo bleiben die Troubadoure? Jetzt aber wird auftreten Willy Wenzke, genannt der süße Willy, der Liebling der Damenwelt. Er fragt unvermittelt:

Ist denn kein Stuhl da, Stuhl da, Stuhl da
für meine Hulda, Hulda, Hulda —

nee, is nich. Das ist bloß Galanterieware, nicht Leidenschaft. Sofort treten vier uniformierte Chordamen in die Bresche, die mit vorgeworfenen Schenkeln und die Oberlippe streichend, behaupten:

Ja, wir sind eine eigene Rasse,
tralala lala lala.
Zivil ist ganz 'ne faule Klasse,
tralala lala lala.

n

Nachdem sich dies unter lebhafter Zustimmung des Zivils begeben hat, tritt eine Dame in Zivil auf, die, die Hände abwechselnd vom Busen in die Richtung zum Publikum führend und zwischendurch gleichfalls die Oberlippe streichend, die Versicherung abgibt:

Ja, so ein Leutenant
so schick und sauber
wirkt auf ein Mädchenherz
als wie ein Zauber.
Zum Beispiel ein Husar, ein Kavallrist —
besonders, wenn er schick und sauber ist!

n

Das ist sicherlich schneidig, hat aber heute doch wegen der stofflichen Verallgemeinerung eher an Verständnis verloren als gewonnen und bringt wieder nur die Ekstase des Weibes zum Ausdruck, ohne daß das andere Geschlecht einen Ton dazu sagt. Dieses, einer ganzen Welt die Stirn bietend und nur noch im Joch der Prügelmassen schmachend — es wird weiter gedroschen —, erlebt eine starke Genugtuung, da endlich das Lied wie Donnerhall erklingt:

Pauline, au au au, au au, au au,
wie haben sie dir vahaun!

n

Der gebildete Sally Katzenelbogen, Export, Frankfurt a./O., tippt hiebei seinem Nachbarn, dem Rechtsanwalt Krotoschiner II an die Schulter: »Wie sagt doch Nietzsche? Jehst du zum Weibe, verjäß de Peitsche nich!« Worauf Krotoschiner II versetzt: »Na hörn Se/mal, lassen Se mich man bloß mit dem Mann zufrieden, der Mann is mir nich kompetent, der hat doch bekanntlich 'n böses Ende jenommen. Oberfauler Kunde, sag ich Ihnen. Kenn' Se Dolorosa?« »Nee, sitzt dort nich Hertha Lücke vom Palais de danx, Kantstraße funfzenn, Belletahsche, Rufnummer Kurfürst achthundertvierundfunfzigtausendsiebenhundertsiebenundfunfzig?« »Ach Unsinn, Gegenteil,

das ist Gerda Mücke vom Lindenkasino, Leibnizstraße neunundfunzig,
zwei Treppen, Lützwow neunhundertsevenundfunzigtausendacht-
hundertdreiundfunzig, Teelefonn mit Warmwasser, Luftschiff im
Hause, zu jedem Appertemang 'n Kulturbatt, pickfein! « » Jewiß doch —
un wissen Se, wer neben sitzt? Motte Mannheimer, Kunststück,
der wickelt se alle in blaue Lappen! « Die Musik ist inzwischen von
sadistischen Motiven zum Ausdruck reinsten Adoration übergegangen.

Puppen, du mein Augenstern — h

Das ist innig, auch, wie wir erfahren haben, als Marschlied und bei
Stürmen geeignet, aber über die Beziehung der Geschlechter gibt
es keinen Aufschluß. Und ist wieder ein Monolog. Aus den Neunziger-
jahren kommt eine Dame auf die Szene, Fräulein Frieda Fleuron,
vulgo Käsebier, genannt die totschieke Nachtigall, gefolgt von drei
andern Damen, und stellt sich vor:

Fesch, schick, wirklich indresant — b
stell'n wir uns jetzt vor Sie hin.
Wir sind, das weiß ein jeder, anerkannt
als Nachtigall'n von Berlin.

Für Wien wird die letzte Zeile geändert, für Dresden ist das Lied
verloren. Dagegen gibt es eines, das zeitgemäß ist, weil es den Genien
beider Hauptstädte mit einem Schlag huldigt. Ich habe einmal
die zwei ersten Zeilen gehört, bin aber imstande es fortzusetzen:

Ja, mein Herz gehört nur Wien. h
Doch sehr schön ist auch Berlin.
Denn sehn Sie, so ein Leutenant,
so indresant und auch scharmant,
ich geb' ihm gern ein Rangdewu —
doch noch lieber hab' ich Ruh.
Denn ach, denn ach, denn ach,
man wird ja so leicht schwach.
Dahum sag' ich, mein Herz gehört Wien.
Doch sehr schön ist auch Berlin.

Die Städtenamen werden umgestellt, je nachdem ob Frieda Käsebier,
ehedem unter dem Namen Fleuron bekannt, in einer Reichshalle
oder bei der Waldschnepfe ihre Künste spielen läßt. Wir sind
während dieser Vorgänge sichtlich um zehn Jahre älter geworden,

und in einem »Bierkabarett«, wo es nicht ausgeschlossen ist, auch Sekt zu erhalten, treten abwechselnd Herren und Damen vor die Rampe, die, sei es mit der trotzigten Herausforderung: »Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür!«, sei es mit der zynischen Anklage: »Ich bin eine Dirne, was liegt daran!« in brüsker Weise zur Hebung des Konsums beitragen, und man hat dennoch wieder nur den Eindruck, daß die beiden Typen aneinander vorbeileben. Um das verwirrte Publikum, das plötzlich nach »Schneider-Duncker« verlangt und aus dem gellende Hilferufe: »Schneider-Duncker soll komm'n!« hörbar werden, zu beruhigen, tritt Schneider-Duncker auf und muß sich zu Zugaben entschließen. Nachdem hierauf eine Dame ein Lied über eine Hinrichtung gesungen hat, fordert unvermittelt ein Konferenzier oder sonst ein vifer Bursche das Publikum auf, ihm Zitate aus Klassikern zuzuschmeißen, aus denen er sofort bereit ist ein Gedicht zu machen; er übernimmt jede Garantie. Einer ruft in folgedessen immer wieder: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Er besteht darauf. Eine innige Mädchenstimme wünscht: »O schmölze doch dies allzu feste Fleisch!« Der Dichter ist ratlos, der Fall ist ihm noch nicht vorgekommen. Er scheint aber immerhin, wenn alle Stricke reißen, entschlossen, sich so aus der Affaire zu ziehen:

Durch diese hohle Gasse muß er kommen —
 der Kellner nämlich, schon hört man das Geräusch —
 aber das Essen ist nicht zu genießen —
 o schmölze doch dies allzu feste Fleisch —

da bringt ihn ein besoffener Budiker in Verwirrung, indem er spontan hinaufbrüllt: »Popologie!« Mit diesem klassischen Zitat weiß jener vollends nichts anzufangen. Als aktuelle Anspielung ist es verständlich. Man lebt in der Zeit der Prozesse gegen die bekannte »Normwidrigkeit«, die so lange grassierte, bis Harden sich das Verdienst erwarb. Auch aus diesem Milieu ist also wieder nichts für die Erkenntnis zu profitieren, wie die Geschlechter Zwiesprache halten. Wir treten deshalb in die Friedrichstraße hinaus und hören zwischen Aschinger, Autos, Schutzmännern, Kaffees, Kintopps und Koofmichs, zwischen Fußwohl und Salamander, zwischen Feentempeln aus Zigarren und Walhallen für Bier, zwischen Brillanten, die Glas, und Kometen, die Lichtreklamen sind,

zwischen Rowdies, Maklern, Gesundbetern, Wiener Operettensängern und Bohemiengs, zwischen »Luden«, »Pupen«, »Nuttен«, »Neppern«, »Schleppern«, »Schiebern« und »Schneppen«, die aber alle ein und dasselbe Gesicht haben, zwischen Benzin und Moschus, zwischen Tuten und Rufen wie: »B. Z. am Mittag!« »Neieste Nummer des Semplecissimus!« »Der Heiratsonkel!« »Maxemilian Harden gegen Willem den Zweiten!« »B. Z. am Mittag!« »Die große Glocke! Sensationelle Enthüllungen, Schweinerei bei Wertheim!« »Pikantes aus Moabit!« »Wachsstreichhölzer, Wachsstreichhölzer!« — die furchtbare Proklamation: »Die Welt am Montag! Der Männervenustempel in der Kochstraße polezeilich jesperrt!« Wir besinnen uns vor dieser Wortbildung, die einen Wirbel im Betriebsstrom zu bewirken scheint, wir erkennen, was es alles gibt und nicht mehr gibt je nachdem, wir haben die Empfindung, daß man sich hier sehr ins Unrecht setzen würde, ließe man sich plötzlich das Wort »Asphodeloswiese« einfallen, daß es öffentliches Ärjernis erregen könnte und daß, wenn hier Aphrodite aus dem Asphalt emporstiege, sie aufgefordert würde, »dem Schönheitssinne Rechnung zu tragen«, und wenn sie sich weigerte, unter dem Beifall der Passanten, wenn auch unter Sträuben, wegen Unjebühr nach der »Sitte« gebracht würde. Dann, wenn alles vorbei ist, ziehen die Geschlechter weiter ihres Wegs. Wir folgen einer Empfehlung in das Lokal »Rosenkavalier, lauschigstes Eckchen der Welt«, also in eine Kaschemme, wo die Volksseele mehr angrtnu ist, um sie zu belauschen, wie sie singt und sagt:

Emil du bist eene Pflanze,
ja so jefällst du mir!
Du jehst immer uff's Janze,
ik bin varrück't nach dir!

Unter solchen Umständen geschieht selbst in dieser Atmosphäre ein Wunder. Nämlich, daß ein Lied, welches in ihr lag, seit zwanzig Jahren nicht erfunden wurde, so daß Text und Musik von mir sind. Das Publikum singt mit.

Komm mal ran da,
Süße Wanda,
Komm mit mir auf die Veranda!

Ihre Antwort aber könnte mir nicht einfallen. Vielleicht ist sie das bekannte Bekenntnis:

Ach Ernst, ach Ernst, ach Ernst!
Was du mir alles lernst!

Na wenn schon. Daß man sich in der Liebe auskennen muß, ist ja Grundbedingung. Wie sagt doch der Dichter?

Ja ja die Liebe, ach die Liebe ist so schön —
Nur muß man den Zauber auch verstehen!
Wer die Liebe zu genießen nicht versteht,
der lass' es lieber gehn, der ist ganz einfach blöd!

Daß man den Zauber verstehen muß, vaschtehste, ehe man sich darauf einläßt, ihn zu erleben, ist klar und für jeden, der helle ist und sich von Mysterien nicht an die Wimpern klimpern läßt, mehr minder selbstverständlich, zumal in einer Epoche, wo in sämtlichen Lokalen ein kolossaler Betrieb ist. Aber wenn man einmal so weit ist — was dann? Und wenn der Mann gewitzigt ist, wie schützt sich die Frau? Ein Malheur ist bald geschehn. Denn:

Mutter — der Mann, der Mann, der Mann
rückt immer näher an mir heran.
Mutter paß auf, Mutter komm her,
sonst passiert noch een Malheur!

Jeder Teil wäre nun mal gründlich vorbereitet und könnte sich das Leben danach einrichten. Aber beide zusammen? Nein, keines dieser Dokumente einer Ursprünglichkeit, die hinter der Ordnung lebt, gibt über die Beziehung der Geschlechter Aufschluß. Wo erfährt man etwas? Vielleicht vom Leben selbst, also von den Schaufenstern. Da die Menschen hauptsächlich Träger und Vermittler von Gebrauchsartikeln sind, so dürfte die Beziehung am lebendigsten aus der Begegnung jener beiden Wachspuppen hervorgehen, auf deren Postament etwa geschrieben steht:

Erst spritzt er sie — dann spritzt sie ihn
Mit dem Wundermittel »Perolin«.

Aber ist es eigentlich ein Dialog? Es ist eine Erkenntnis, wie die des Fejetongredakteurs vom »Tageblatt«, der zu Weihnachten das Problem der Geschlechter mit der beherzten Rundfrage anging:

»Muß er hübsch sein? Muß sie klug sein?«

Ejal — hübsch verdienen muß er und dekorativ soll sie wirken. Wann aber sprechen sie sich endlich aus? Immer schmachtet entweder sie nach Geld und Liebe oder er nach Liebe und Geld — aber das entscheidende Wort, das sie einander zuführt, fällt nicht. Halt, einmal fiel es doch! Und wirklich, was sie einander zu sagen haben, heute wie in der Zeit, die alles, was jetzt geschieht, vorbereitet hat, ist in diesem einen schlichten Dialog enthalten:

»Liebes Fräulein, ach, ich wet-te —
Sie sind eine Erzkoket-te!«

»Sie sind doch bekannt, mein Lieber —
als Schieber, als Schieber!«

Was zu großen Beifallskundgebungen der Koketten und der Schieber Anlaß gibt. Beide Gruppen drohen einander scherzhaft mit dem rechten Zeigefinger. Es dürfte vorläufig die letzte zulässige Wahrheit über das Strindberg-Problem sein. Es ist tipptopp, paßt aus ästhetischen und ethischen Gründen in den Ernst der Zeit und hat für die Geschlechter, die zur Gründung der nächsten Generation in Kompagnie treten, nichts Verletzendes. Das »Metropol« ist allabendlich ausverkauft, Bender und die Gutzke muß man gesehen haben, die Orchestrions spielen es, und die Luft der »Passage«, wo die Koketten wandeln, die Schieber schieben und im Ernst der Zeit gereifte Strichjungen streichen, enthält statt Ozon nur diesen einen Klang. Automaten singen ihn und er summt in den traumlosen Schlaf der Automaten.

Apr 7 1118

Am Sarg Alexander Girardis

trete die Trauer zurück und lasse den Wunsch die Wache halten: der erbarmende Genius der Vergangenheit möge die unbefugten Leidtragenden verjagen, dorthin, wo sie in Blut und Schmutz Freudenfeste feiern, dorthin, wo der unerbittliche Zeitgeist sie treffen will und sie ihn. Die unbefugten Leidtragenden, die nur der letzte Verzicht auf ein Schamgefühl ermutigen kann, um Girardi zu klagen, sind die Henkersknechte eines Lebens, das sie gezwungen haben, sein eigenes Grab zu schaufeln. Die unbefugten Leidtragenden, die tieftrauernd von aller Scham Verlassenen, sind aber auch die Bewohner einer Theaterstadt, die ihrem Ruin als Zuschauerin bis zum Schluß beiwohnt, sind die Verräter eines Volkstums, die ihr Gewand verkauft haben, um in die Hölle zu fahren; ihre Heiligtümer in Aktiengesellschaften verwandelt sahen, ihre Wahrzeichen umgelogen, und nun in den Weltuntergang als Tanzoperette mit Berliner Text und Budapester Melodie hineinrennen. Nicht der Hingang, sondern das Dasein dieses einzigen Girardi war beweinsenswert. Denn wenn alles Menschentum der Kulisse nur ein Wertmaß der Zeit ist und einem unholden Gegenwärtigen nur ein Widerwärtiges gemäß sein kann, das die noch lebendigen Sinne fliehen mögen, so waren sie vor Girardis Ton rettungslos einer unerfüllbaren Sehnsucht preisgegeben; denn dieses Bühnenleben war das Maß des Unermeßlichen, das uns verloren ist. Da stand durch drei Jahrzehnte ein Gast der Zeit in ihrem unsäglichen Ensemble, und es war von tragischer Wirkung, wie die Natur zur letzten Aussprache mit einer Entmenschtheit kam, die eben noch Nerven hat, sich kinematographisch zu erleben. Doch ihrer Schmach unbewußt, treibt diese Zeit-

Straßenrufe

Hätt' man mich gefragt, ich hätte die Zeit
mir gewählt, in die ich geboren,
sie mir ausgesucht nach der Neuigkeit,
die der Tag mir ruft in die Ohren.

O könnt' ich noch einmal zurück aus der Qual!
Wie lärmten doch Handel und Händel!
Einst hatte die Zeit — ach hätt' ich die Wahl —
nur die Neuigkeit: »Kaufts an Lavendel!«

Jetzt kreischt mir am Sonntag die Vettel ins Ohr
als verkörperte Weltgeschichte,
die den Sieg gewann und den Athem verlor:
»Extraausgabe! Beide Berichte!«

genossenschaft auch Firlefanz mit den Reliquien, stellt sie in einem Etablissement aus, das außen von Marmor ist und innen ohne Geist, und geriet also auf den kindischen Einfall, einem Girardi das Burgtheater zu eröffnen, anstatt es ihm zu Ehren zuzusperren. Aber er wußte nicht, wie ihm geschah, und er ging dahin, ohne zu merken, daß sie ihm ein Bein abgenommen hatten. Wir aber sollen es merken. Nichts bleibt zu tun, als es zu wissen. Und da Girardi hinging, ist erst wahr geworden, was ich damals, gerade vor zehn Jahren, gewußt habe, als er aus Ekel an einem berlinisierten Wien nach Berlin ging. Ich hab's ihm nachgerufen — und uns, dem Volk, das seine Selbstbestimmung in der Hingabe an sein Verhängnis betätigt. Ich fragte, ob es denn der Donau nicht nahegehe, daß sie jetzt über Passau nach Berlin fließt und in die Nordsee mündet; und meinte, daß die Wiener Kultur tot sein müsse, wenn ihr das Herz herausgeschnitten wurde und sie dennoch weiterleben kann. Die Weltausstellungsreife der Wiener Eigenart, schrieb ich, das ethnologische Interesse, das man jetzt an uns nimmt, die Zärtlichkeit der Berliner für uns — dies alles ist fast so tragisch wie unsere Unempfindlichkeit gegen solches Schicksal. »Wir freuen uns, wie sie Stück für Stück von uns ausprobieren und immer mehr Geschmack an unsern Spezialitäten haben und so lange an allem, was wir haben, teilnehmen, bis sie uns eines Tages ganz haben werden. Sie setzen den Wiener auf ihren Schoß, schaukeln ihn und versichern ihm, daß er nicht untergeht; das macht beiden Teilen Spaß und ist ein Zeitvertreib, der über den langweiligen Ernst eines Fäulnisprozesses hinüberhilft. Wir sind auf unsere Tradition stolz gewesen, aber wir waren nicht imstande, die Spesen ihrer Erhaltung aufzubringen. Unsere Gegenwart war tot, unsere Zukunft ungewiß, aber unsere Vergangenheit war uns geblieben. Sollten wir auch die verkommen

lassen? Da war es doch klüger, sie einem Volk in Kommission zu geben, das eine hinreichend starke Gegenwart hat, um sich auch noch den Luxus einer fremden Vergangenheit leisten zu können Bis die Hypertrophie der technischen Entwicklung, der die Gehirne nicht gewachsen sind, zum allgemeinen Krach führt, ist es das Schicksal der von Müttern gebornen, rindfleischessenden Völker, von den maschinengeborenen und maschinell genährten Völkern verschlungen zu werden.« 1908 war's, als ich es schrieb. Der Zeitschauer, der uns anpackt, wenn wir jetzt mit einem Fuß noch auf dem Franziskanerplatz stehen und mit dem andern schon vor dem Haus, in dem das Kaiser Wilhelm-Kaffee etabliert ist, erstarrt zu der ohnmächtigen Erkenntnis, daß der Fortschritt dieses Haus bejaht und die Bombe jenen Platz zerstören würde. Und fern bleiben wir der Trauer, wenn die Zeit nicht nur die Macht hat, den Wert zu morden, sondern auch den Mut, ihn zu beklagen!

Miri 1918

Samm**Der darbende Bürger**

Vor acht Jahren, in einem nicht mehr erhältlichen Hefte der Fackel, ist ein Aufsatz über den »Prozeß Friedjung« erschienen, in welchem ich lediglich aus Hören und Sehen der einander gegenüberstehenden Parteien, also aus einer Abschätzung von Persönlichkeitswerten zu politischen Folgerungen gelangte, die sich heute wie ein Motivenbericht zum Weltkrieg lesen. Es wird sich empfehlen, die erste Raumgelegenheit zum Wiederabdruck dieses (wie ich jetzt erst erfahre, in dem Werke des Scotus viator über die südslavische Frage zitierten) Aufsatzes zu benützen. Der Grundgedanke, daß Österreich das Land ist, in dem keine Konsequenzen gezogen werden, ist unangetastet geblieben: sonst hätte man nicht die des Weltkriegs gezogen. Die unsägliche deutsch-österreichische Banalität, die ich damals in der Stimme des Historikers Friedjung ihren Biedermannstonfall gegen Recht und Kultur mobil machen hörte, ist seither mit den Mitteln einer entwickelteren Mechanik über das Leben hinweggeschritten und die Ansicht, daß ein Volk, dessen Lieder Goethe, Wilhelm Humboldt und Jakob Grimm, Puschkin, Scott und Mérimée begeistert haben, eine »Mordsbande« sei, hat triumphiert. Herr Friedjung aber, der Historiker der mit falschen Dokumenten gefüllten Belgrader Bomben, wirkt in unverminderter geistiger Frische fort und hat sich, wie ich aus einem Zitat der »Arbeiter-Zeitung« ersehe, von seiner serbischen Vergangenheit nicht abschrecken lassen, sich für die »Vossische Zeitung« Gedanken über Serbiens Zukunft zu machen. Nur völlige Humorlosigkeit vermag ihn davor zu bewahren, vor dem Einfall, daß das serbische Volk »zu den Kriegsgewinnern gehört«, nicht zu erbleichen; sein Kriegsgewinn bestehe darin, daß es »in Zukunft durch mehr politische und wirtschaftliche Bande mit dem Reich der Habsburger ver-

Affaire Friedjung

Lang' hat in Nibelungenstaaten
man durchgehalten und sich treu gefrettet.
Nun tut man gütlich sich am Braten
der Gans, die jüngst das Kapitol gerettet.

knüpft sein wird. Ist nach meiner Definition der Historiker nur ein rückwärts gekehrter Schmock, so ist der Prophet nur ein vorwärts schauender Historiker. Bekäme Herr Friedjung, dem es nur deshalb nicht gelingen wird, das Öl seiner Beredsamkeit in den Weltbrand zu gießen, weil die Flammen an tödlicher Langeweile ersticken könnten, nur ein Quentchen Vorstellungskraft geschenkt, könnte er nur ein Millionstel der tragischen Gegenwart des serbischen Volkes mit seinem Gefühl erfassen — der Witz, dieses den Kriegsgewinnern zuzuzählen, weil ihm das Los, dem zu entgehen es leidet, als Erlösung winke, dieser Witz würde ihn so kalt anstarren wie das Grab, das eine arme Seele sich selbst schaufeln muß. Herr Friedjung stellt »ein Minimum« von Forderungen auf Auslöschung des serbischen Staates, an deren tollhäuſlerischem Plan, wie er behauptet, »sich nichts mehr ändern läßt«, ein Entwurf, den durch Druck weiterzubreiten man sich versagen darf, weil seine Authentizität nicht einmal so feststeht wie die serbischen Dokumente von anno dazumal und weil die Regierung vermutlich doch die Konsequenz gezogen hat, in diesem Fach auf die Mitwirkung des Herrn Friedjung zu verzichten und ihn seinen eigenen Forschungen zu überlassen. Nur so viel muß erwähnt werden, daß Herr Friedjung von den serbischen Bauern und deren Söhnen spricht, als ob viele von der Gattung noch vorhanden wären, und ferner, daß er es als »eine Sünde gegen den heiligen Geist einer gesunden Politik« bezeichnet, eine Vereinigung von Serbien und Montenegro zu dulden. Es ist zwar eine größere Sünde gegen den heiligen Geist, diesen für eine Berufsangelegenheit des Herrn Friedjung zu halten, aber man kann ja von solchen Leuten nicht verlangen, daß sie sich von dem Inhalt dessen, was ihnen von der Zunge geht, erdrücken lassen. Wären sie sich der Tragweite ihrer Phrasen so sehr bewußt wie der Tragweite ihrer Kanonen, so wären ja diese nicht losgegangen. Daß das neue Österreich wirklich Lust haben sollte, mit den Geistern dieses Kalibers fortzuwursteln, muß nicht unbedingt daraus geschlossen werden, daß Herr Friedjung auch jetzt noch bei wichtigen Gelegenheiten als patriotischer Sachverständiger zugezogen wird. Zum Abschluß von »Kaiser Karls erstem Regierungsjahr« hat er sich mit einem

Feuilleton im Fremdenblatt eingestellt, von dem einige Sätze genügen dürften, um ihm bei den Volksschülern, die da kommen werden, zu schaden oder mindestens ein heiteres Andenken zu sichern:

... Es läßt sich aber nicht sondern, wieviel zu diesem größten Erfolge des Weltkriegs das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe der Kämpfer beitrug, wieviel die Begeisterung für den unermüdlich tätigen jungen Herrscher, der die Herzen seiner Soldaten im Sturme zu erobern verstand und dessen Bild sie bis nahe den Toren des einst meerbeherrschenden und noch immer gleich märchenhaft schönen Venedig geführt hat.

Kein Volksschüler wird sich hier durch das Ineinandergreifen zweier Offensiven in dem Genuß der Beschreibung Venedigs irre machen lassen. Alles andere läßt sich schon durch bloße Andeutung genießen:

Im Sonnenglanz des Sieges — — das treulose Rumänien — — durch die Klammer des Herrscherhauses zusammengehalten — — treue Hingabe an die schweren Pflichten seines Amtes — — die Liebe seiner Völker erwarb — — ein Füllhorn von Gaben über das Reich der Habsburger ausgeschüttet — — das innige Verhältnis des Herrschers zur Gattin und den Kindern — — Wohlfahrt des Reiches — — zu verwalten und zu mehren — — allgemeine Bestürzung über die Lebensgefahr, in der der Kaiser in den Sturzwellen schwebte — — durch eigene Kaltblütigkeit wie durch den Opfermut seiner Umgebung — — in die Bresche zu treten — — tapferen Bundesgenossen — — Proben seiner unerschütterlichen Bundestreue ablegte — — ehrenvollen, das Reich gegen künftige Angriffe sichernden Frieden — —

So weit das Schönegeistige. Die Gesinnung des Herrn Friedjung dokumentiert sich in Sätzen wie diesen:

Metall im Blute ist für die Paladine des Herrschers ebenso notwendig wie das Eisen in der Faust.

(Paladin bedeutet ursprünglich nicht nur »Hofritter«, sondern auch »irrender Ritter, Abenteurer«.)

... seine (Deutschlands) ans Wunderbare grenzende militärische Tüchtigkeit.

Unerschütterlich mußte darauf beharrt werden, daß nur von Siegen auf den Schlachtfeldern die Entscheidung kommen könne.

Nie riß der Gedankenaustausch zwischen Wien und Berlin ab . . . Gerade in den gefährlichen Sommertagen dieses Jahres —

(Herr Friedjung meint die Zeit, da man auf die Welterlösung hoffen durfte)

formte sich der herrliche Plan zur Niederwerfung Italiens im Geiste der verbündeten Herrscher, bei den Beratungen der Generalstäbe.

plan

Nun aber wieder zum Schöngestigen, weil es doch echter ist als die Gesinnung eines Menschen, der den Krieg nur aus dem eigenen Geschichtswerk kennt, serbische Bomben nur aus seinen Dokumenten und der seine Begeisterung für Ekrasit und Cyankali gewiß nicht teilt. Der ganze Schönbart, der sich sträuben würde, wenn er die Wirkungen eines Bauchschusses auch nur zu Gesicht bekäme, steckt doch ehrlich in dem folgenden Satz:

Mit heller Freude nahmen die Völker Österreichs und Ungarns die Berichte auf über die Fürsorge des Kaisers für den Soldaten und den darbenden Bürger, über seinen gewinnenden Umgang mit den Kriegern an der Front, mit den Verwundeten und Leidenden in den Spitälern.

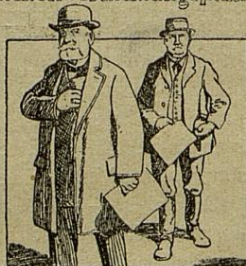
felis

Ei siehe da, fürwahr, ich höre den Friedjung von 1909:

•Als unser erhabener Monarch Tausende und Abertausende unserer Brüder und Söhne zu den Waffen rief . . . « Spürt man, was in jenem Satz geleistet ist? Wie hier die durch alle Fibel- und Zeitungsbravheit durchgebrachte Einteilung der Staatsbürgerpflichten in einem Punkte renoviert wurde? »Der Soldat« hat zu kämpfen, die Verwundeten — sie lassen sich schon eher als Plural gebrauchen — haben zu leiden, — und der Bürger? Der hat — ei, siehe da — durchzuhalten, also müßte wohl von dem ausdauernden Bürger oder von dem hoffenden Bürger die Rede sein? Aber da wäre doch wieder die Fürsorge nicht am Platze. Also wird der darbende Bürger wie ein längst vorrätiger Typus, als eine Selbstverständlichkeit, eingeführt und er wirkt auch im Munde des Friedjung sofort als abgetackelte Phrase. Denn wie der Dichter die Kraft hat, ein altes Wort zum erstenmal zu sagen, so hat der Schönredner ei, siehe da, die Kraft, einen neuen Begriff — da ja das Darben des Bürgers doch nur eine vorübergehende Erscheinung sein kann — wie eine abgegriffene Floskel hinauszustellen. Ich glaube, wenn der Friedjung am ersten Schöpfungstag

dazugetreten wäre, so wäre die Welt als Phrase zur Welt gekommen und Gott hätte gesagt: Ei siehe da, es ist gut. Der darbende Bürger erweist sich als eine außerordentlich wichtige Bereicherung unseres heimischen Vorstellungsschatzes, er hat eine Lebenskraft, als ob er schon immer gedarbt hätte, als ob er weiter darben müßte und auch dazu entschlossen wäre, weil sich das so gehört. »Es ist doch merkwürdig« — klingt es vom sonoren Friedjungschen Organ —, wie sich der darbende Bürger in dem Moment seiner Erschaffung bereits eingebürgert hat. Ich höre Herrn Friedjung sprechen und ich sehe den Bürger darben. Der darbende Bürger sieht so aus:

Bürger
und **Bauer**
versichern Besitz und
Erwerb gegen alle feind-
lichen Vernichtungspläne



durch Zeichnung von

**7 KRIEGS-
ANLEIHE**

Ein Staatsstreich

Grund

In dem Staat, in dem für Papiergeld die Bedeckung des Goldes fehlt und für Zeitungspapier die der Wahrheit (aber nicht die der Valuta), kann es sogar geschehen, daß eine Redaktion coram publico einen Meinungswechsel nicht allein vornimmt, sondern ankündigt, also die Absicht einbekennt, statt der ihr bisher honorierten Meinung fortan eine neue, von einem andern Geldgeber bestellte, zu vertreten. Es versteht sich in Anbetracht des Umstandes, daß die Gehirnerweichung der Leser mit der Charakterlosigkeit der Schreiber gleichen Schritt gehalten hat, von selbst, daß dem unveränderten redaktionellen Ensemble auch eine kaum alterierte Abonnentenliste entsprechen wird. Die österreichische Spezialität dieser Erscheinung wäre aber nicht apart genug, wenn sich der Gesinnungswechsel auf alle Fragen des öffentlichen Lebens gleichmäßig erstrecken müßte. Der neue Geldgeber hat vielmehr beschlossen, die Weltanschauung seines Personals, die in eine Stellung zur innern Politik und eine Stellung zum Ministerium des Äußern zerfällt, nur bezüglich des Herrn Seidler zu verändern, bezüglich des Grafen Czernin aber auf sich beruhen zu lassen, so daß die Leser, die ja doch hauptsächlich erfahren wollen, wer wo abgestiegen ist und welche was angehabt hat, in den politischen Begleiterscheinungen unseres Kulturlebens nur einen geringen Unterschied merken werden, den sie vielleicht überhaupt nicht merken würden, wenn man sie nicht darauf aufmerksam gemacht hätte. Wie man sieht, handelt es sich um das 'Fremdenblatt' und es ist vielleicht wirklich ungerecht, bei einem solchen Blatt von Gesinnungswechsel zu sprechen. Aber unser Ministerium des Äußern, das die Ehrlichkeit hat, sich einer journalistischen Beziehung, die es unterhält, nicht zu schämen, hat es sich nicht nehmen

lassen, den Umschwung der Dinge in einer feierlichen Note zu proklamieren. Und zwar so:

Das ‚Fremdenblatt‘, das bis vor kurzem als offizielles Organ der österreichischen Regierung galt, (vermutlich der österreichischen Regierung, die das nicht genau wußte) wird nunmehr zu den Fragen der inneren Politik selbständig (es dürfte dies das einzige Selbstbestimmungsrecht sein, das in unzweideutiger Weise zugestanden wird) und nach einem von ihm heute veröffentlichten Programm Stellung nehmen und kann daher jetzt in diesen Angelegenheiten nicht mehr als offiziös angesehen werden. Die Stellung dieses Blattes zu Fragen der auswärtigen Politik, in welchen es wiederholt die Ansichten des Ministeriums des Äußern zum Ausdruck bringt, bleibt unberührt. Ohne hiemit für alle die Außenpolitik betreffenden Äußerungen des ‚Fremdenblattes‘ eine Haftung zu übernehmen, erklärt das Ministerium des Äußern, daß es jede Verantwortung für die Ausführungen der genannten Zeitung ablehnt, welche die innere Politik und die Verwaltung betreffen.

Aber wer ist denn dann für die in dieses Ressort fallenden Überzeugungen verantwortlich? Doch nicht am Ende die Redaktion, die schreibt, oder gar der verantwortliche Redakteur, der nicht liest? Jedenfalls nicht mehr das Ministerratspräsidium, denn das ‚Fremdenblatt‘ hat sich gegen die innere Regierung freie Hand vorbehalten, so weit das einer Hand möglich ist, die gegenüber der äußern Regierung offen bleibt. Das ‚Fremdenblatt‘ hat aber die neue Ära wirklich mit einer schwungvollen Attaque gegen den Herrn Seidler eingeleitet, und ließ dieser geradezu ein Programm folgen, aus dem hervorging, daß es die Ordnung der innern Dinge nunmehr selbst in die Hand nehmen wolle. Wenn man sich gerade im Ausland aufhält, da solch ein Staatsstreich sich begibt, so erfährt man es natürlich als eine hochoffizielle Meldung:

Wien, 1. Febr. (W. K.-B.) Das ‚Fremdenblatt‘ kennzeichnet in seinem heutigen Leitartikel seine künftige Stellung zur innern Politik. Die Ereignisse der letzten Jahre hätten bewiesen, daß das deutsche Volk in Österreich der Eckpfeiler dieses Staates ist. Dem Heldenmut in der Feldschlacht kam die Opferwilligkeit im Hinterland gleich. Es liegt uns fern — — aber niemand kann leugnen — — Durchhalten — — Was wir dazu beitragen können, damit dem deutschen Volke werde, was ihm zukommt . . . werden wir tun. Das Blatt erklärt sodann, mit aller Kraft und Ent-

schiedenheit die höchsten staatlichen Interessen gegen die umstürzlerischen, auf die Zerreißung Österreichs hinielenden Bestrebungen verteidigen, auf die Förderung der erwerbenden Klassen durch den Staat hinwirken und den modernen Geist des Wirtschaftslebens auf das kräftigste unterstützen zu wollen.

best

Und natürlich auch vom modernen Geist des Wirtschaftslebens auf das kräftigste unterstützt werden zu wollen. Daß ein solches Papier, das von einer Aktiengesellschaft redigiert wird und dessen nationalökonomischer Fachmann von Partezetteln Tantiemen nimmt, an der Wiedergeburt dieses Staates beteiligt sein will, ist wahrhaft tröstlich.

Es schließt: Ein Österreich, das in der Welt geachtet wird, das in der Monarchie den ihm zustehenden Einfluß besitzt, in welchem die Deutschen die ihnen gebührende Stellung, in dem alle Völker die Gewähr für ihre wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung finden, in dem allen zerstörenden Kräften entschlossen entgegengetreten wird, ein solches Österreich, denken wir, daß aus dem Kriege entstehe. An der Erreichung dieses Zieles, erklärt das Blatt, mit voller Objektivität, aber auch mit der nötigen Entschiedenheit mithelfen zu wollen.

best

Daß ich in einem Österreich, an dessen Sicherung das ‚Fremdenblatt‘ mitgewirkt hat, nicht lange durchhalten werde, das kann man sich schon denken. Das sympathische Wiener Korrespondenzbureau hat nichts eiligeres zu tun, als dem ungeduldigen Ausland zu versichern, daß nunmehr das ‚Fremdenblatt‘ die Konsolidierung unserer Verhältnisse in die Hand genommen hat, es also mit den bekannten Aufteilungsplänen unserer Feinde wieder einmal Essig ist (den wir aber leider noch immer nicht hereinkriegen können). Jedoch schon um der Eventualität, daß das ‚Fremdenblatt‘ Ordnung machen könnte, vorzubeugen, sollten sich die Nationen so schnell als möglich versöhnen, denen ohnedies reichlich übel davon sein dürfte, fortwährend von der ihnen gebührenden Stellung und von der Gewähr für ihre wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung lesen zu müssen, wobei selbstverständlich immer den Deutschen, deren kulturelle Entwicklung ja bereits abgeschlossen ist, die Stellung gebührt. Aber den Scherz solcher Programmatik beiseite: sollte denn das Blutopfer nicht wenigstens die eine Entschädigung bringen, daß jene Profession, die es bewirkt hat, mundtot gemacht

wird? Sollte es möglich sein, daß wir über Leichenberge geschritten sind, um von einer Papier-, Zucker- oder Waffenfabrik gemietete Talente sich als Geburtshelfer der Zukunft uns vorstellen zu lassen? Ich für meine Person lege gar keinen Wert darauf, daß das Gerücht von einem Besitzwechsel des Fremdenblatts auf Wahrheit beruhe. Ich räume gern ein, daß die Redakteure einer Wiener Zeitung nicht so gesinnungslos sind, sich vom Morgenblatt zum Abendblatt einem neuen Geldgeber anzupassen, und daß der Überzeugungswechsel also vielmehr im Auftrag des alten Geldgebers erfolgt sein kann, der nur eine neue Gesinnung hat, weil er nämlich einen schwerindustriellen Zuschuß bekommt. Fern sei es von mir, selbst einer Aktiengesellschaft zuzutrauen, daß sie ihr geistiges Inventar so ohne weiters an eine andere verkaufe, da ja auch in ihrem eigenen Schoße das Bedürfnis nach einer politischen Neuorientierung rege werden mag. Wie dem immer sei und wenn selbst die Redakteure den Abschied nahmen, weil sie zu charaktervoll sind, um einen politischen Standpunkt, der ihnen durch Jahrzehnte »stapelgrün auflag«, mit einem ganz ungewohnten zu vertauschen, der Hauptspaß bleibt doch, daß die Abonnenten bleiben und daß die Wiener Idiotie das Vertrauen jener norddeutschen Konsortien, die jetzt hierzulande umgehen, nicht enttäuscht. Wenn dieses Gesindel von Meinungsaufkäufern die Wahl hat, zur Durchsetzung ihrer schuftigen Wünsche, zur Propagierung des Gedankens, daß der Krieg bis zur völligen Auspovertung Österreichs fortgesetzt werden muß, neue Blätter in Wien zu gründen oder einen Stock von Abonnenten schon vorzufinden, so wären sie noch dümmere als dieser Stock, wenn sie sich nicht fürs-zweite entschieden. Die unsägliche Schmach, daß die Empfänglichkeit des Zeitungslesers gekauft werden kann, ohne daß sie gefragt wird, dürfte kaum ein Abonnent des Fremdenblatts fühlen — der frißt, wenn nur der Druck der gleiche bleibt, die Weltanschauung des Siegers von Königgrätz so gern wie die des Besiegten, und der Regierung fällt es nicht ein, die geistige Wehrlosigkeit gegen diese neuestens so smart betriebene Ausbeutung zu schützen, im Gegenteil, das Ministerium des Äußern bleibt mit dem ‚Fremdenblatt‘ auf Gedeih und Verderb

verbunden. Was aber das Innere anlangt, so will ja der neue Kurs unter Umständen gar oppositionell sein, und das ‚Fremdenblatt‘ wird lieber gratis in allen Hotelzimmern als gegen Bezahlung in einem Kabinett aufliegen, in dem keine Ordnung herrscht, und an Kraft und Entschiedenheit mit den strengsten Masseusen, deren Annoncen es bringt, wetteifern. Es gibt nun leider kein Preßgesetz, das eine Redaktion, wem immer sie gehöre, auf wessen Wink immer sie Meinungen apportieren mag, zwingen könnte, mit einem feierlichen politischen Programm auch die Photographien der Leute, die es verfaßt haben, zu veröffentlichen. Die Kirche hat längst auf die Initiative verzichtet, am Glück des Staates mitzuwirken, aber daß die Leute, die den Krummstab im Gesicht tragen, dazu kapabel sind, das scheint einem offiziellen Nachrichtenbureau keinen Augenblick zweifelhaft. So habe ich es im Ausland gelesen und infolgedessen den Entschluß gefaßt, zurückzukehren. Im Ausland schämt man sich hin und wieder, ein Österreicher zu sein, und da geht der Patriot lieber gleich dorthin, wo man sich nicht mehr schämt.

Inschriften

Die unzulängliche Macht

Was uns so radikal verheert,
was uns durch Macht geführt zum Dreck,
war neben Herzverhärtung Hirnerweichen.

Nicht Bosheit, Dummheit hat uns aufgezehrt.
Wir waren fähig zu dem schlimmsten Zweck,
unfähig aber, diesen zu erreichen.

Rekonvaleszenz

Die Welt soll am deutschen Wesen gesunden?
So zahlen wir erst die Erholungsspesen
und gehen selber dann in die Kur!
Nicht allzuweit: wir brauchen ja nur
zu sorgen, bis unser deutsches Wesen
von Potsdam nach Weimar zurückgefunden.

Am Scheideweg

Der Freund hat für zehn Tage Mehl euch verheißen,
der Feind euch fürs Leben die Freiheit gewährt.
Ich rat' euch, nachdem ihr das Mehl verzehrt,
getrost in die andere Speise zu beißen.

Das verjüngte Österreich

Das Wunder dieser Stunden vor dem Kehraus ist die scheinbare Unveränderlichkeit einer Lebensform, die sich auf dauernden Bestand eingerichtet hat und vorbei an der nur in Druckerschwärze erlebten Kriegshölle, vorbei an Lues und Läusen aus einer Friedenswelt in eine Friedenswelt herüberzuleben hofft. Wäre, wenn's mit rechten Dingen zuginge, die seit jeher fühlbare Erscheinung, daß nur Schwachköpfe und Windbeutel das öffentliche Interesse okkupieren, in solcher Verdickung derzeit möglich? Wäre es denkbar, daß hinter der Realität von Tanks, Flammenwerfern, Minen und Grünkreuzgranaten solch ein Gekröse im Nebel der Redensarten fortwuchern könnte und die Frechheit hätte, von »geistigen Waffen« zu reden? Daß die zweibeinigen Phrasen es wagen würden, unsern tausendmal erlebten Überdruß so schamlos zu ignorieren und als Entschädigung für allen tragischen Verlust dieser Zeiten, für den organisierten Raub an Gut und Blut, für den gottlosen Eingriff in Glück und Leben und alle Schicksals- und Schöpferrechte sich selbst uns anzubieten, ihr Nichts, ihr Minus, das, an unser Dasein angehängt, es bankerott macht? Die Qual der Sicherheit, im täglichen Zeitungsblatt die Anwesenheit dieser Konkursmasse festzustellen, den täglich überbotenen Exaltationen dieser von Fibelromantik geblähten Saldokontowelt, diesem Gefühlsbarock einer ausgearteten Mechanik beizuwohnen, ist wahrlich ein grausameres Verhängnis als alle Schmach, die die

dem auch ein Waggon mit der Aufschrift »Tabak« einrangiert war. Ein Personenzug rollte ein und blieb stehen. Mehrere Fahrgäste bemerkten die lockende Aufschrift, eilten zu dem Waggon, öffneten ihn und begannen ihn auszuräumen. Böses Beispiel verdirbt gute Sitten! Kaum war die Öffnung des Waggons bemerkt worden, als von allen Seiten Bahnbedienstete, Arbeiter, selbst Frauen und Kinder herbeieilten und sich förmlich um den Tabak rauften. Und als endlich Polizeiorgane einschreiten wollten, war der Waggon schon längst leer — — Aus diesem Grunde heraus sind alle die unzähligen Post- und Bahnhofsdiebstähle zu erklären. Die stete Besorgnis vor dem drohenden Hungerspenst läßt die Leute alle Besinnung verlieren, ihr Rechtsbewußtsein wird gelockert, und haben sie einmal diese Bahn beschritten, so weichen sie von ihr nicht mehr ab. — —

Und was sie einmal haben, das genießen sie dann auch in vollen Zügen.

* * *

Ein Blick in die Zukunft

[Die neuen Bestimmungen bezüglich des Eisenbahngepäcks.]
Wir erhalten folgende Zuschrift: — — Es werden sich die widerlichsten Szenen im Gepäcksraum abspielen. . . .

Mir scheint, die neuen Bestimmungen bezüglich des Eisenbahngepäcks hats immer schon gegeben.

* * *

Eine Überschrift

Von allen Überschriften, die dieser Krieg gebracht hat, war doch die schönste, die mich jetzt aus einem vergilbten Ausschnitt anlächelt. In den Vereinigten Staaten war die Präsidentenwahl noch unentschieden. Da packte das Neue Wiener Journal die Situation zu balkendicken Lettern zusammen:

Beispielloses Chaos in Amerika.

1767

infamste aller Zeiten den Körpern angetan hat. Hunger ist nichts neben dem Erdulden der Vorstellung, daß gleichzeitig an Tafeln so etwas von so etwas gesprochen wurde und daß es Ohren gibt, die es gehört haben. Kam es aus Mündern? Sind diese Menschen wie wir geschaffen? Den Magen haben sie, wo wir das Herz haben. Kein Zwerchfell scheidet ihr Oben und Unten, darum erschüttert sie kein Gelächter über sich selbst. Wer aber, der lachen könnte, wo ein Treubund zum Vorwand für Nachtmähler dient, vermöchte das Erlebnis dieser reichsdeutschen Kollegenwoche, diese Orgie einer Verlogenheit, die die Welt noch immer für ein mit Butzenscheiben verziertes Warenhaus ansieht, nachzuschildern? Die grauenvolle Zuversicht einer Taubheit, die keine Stummheit ist, und einer Blindheit, die den Aschermittwoch des tragischen Karnevals nicht herankommen sieht, das Lallen eines Optimismus, der die Menschheit ringsherum für so verblödet hält wie ihre Wortführer, das unbewegte Anbieten desselben falschen Papiers, das Ehre, Vorsicht und der Ekel an solchen Versuchen hundertmal abgelehnt haben, diese unerschrockene Belästigung einer Menschenwürde, die sich mit den Händen nur die Ohren zuhält, weil sie noch nicht die Kurage hat loszuhaun — wer, der Nerven hatte, es zu überstehen, hätte die Kraft es abzubilden? Nein, es ist das Wunder dieser Stunden, daß die Larven und Lemuren, daß die längst Toten, denen wir den Untergang verdanken, ihm mit zuversichtlichen Mienen assistieren können, ja daß sie, von keiner Hohnfalte des Schicksals oder der Satire in ihr Nichts gescheucht, uns eine verschönte Welt, eine erhebende Zeit, ja ein »verjüngtes Österreich« vorzuspiegeln wagen. Und für den unwahrscheinlichen Fall, daß die Zukunft dieser Welt und dieses Staates noch einige Aufnahmefähigkeit für die Möglichkeiten der Gegenwart übrig haben wird, sei ihr der Trinkspruch, den der Führer des

geistigen Wien, ein ehemaliger Börsenjournalist, vor den Vertretern des geistigen Berlin gehalten hat, aufbewahrt:

Betrachte ich die Versammlung, so entrollt sich mir ein erhebendes Bild. Vor meinem geistigen Auge schweben die Genien der Freundschaft und der Treue. Der Bund, der vor mehr als 40 Jahren geschlossen wurde zur Abwehr habgieriger Feinde und zur Verteidigung unseres Seins, der Bund, um den der fürchterliche Weltbrand wüthet, hat die Feuerprobe bestanden. Das Herzblut des Volkes hat den Bund besiegelt. Treue und Freundschaft den Bürgen und Zahlern. Rückhaltlos haben die beiden erlauchten Herrscher, die jetzt mit Krone und Zepter beliehen sind, den Bund als heiliges Erbe übernommen, in Treue gehütet und mit dem Volk in Waffen unerschütterter aufrechterhalten. Den beiden Fürsten, die den Willen und die Stärke des Volkes, dessen volles Empfinden und friedfertiges Sehnen verkörpern, den Trägern der staatlichen Machtfülle, bringen die Männer, die den Pulsschlag der öffentlichen Meinung hören, bringen alle, die hier im Saale vereinigt sind, in geziemender Ehrerbietung ihre Huldigung dar.

Um dem Ausdruck zu geben, gestatten Sie, daß ich Sie einlade, ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. und Se. Majestät Kaiser Karl I. auszubringen. Hoch! Hoch! Hoch! Freundschaft und Treue, wiederhole ich, geben der heutigen Festversammlung das Gepräge. Sendboten unserer treuesten Freunde sitzen an der heutigen Tafel. Ich grüße die Herolde, die mit der geistigen Waffe für den Treubund kämpften, ich grüße die Abgesandten, ich kann sagen, die außerordentlichen Gesandten der reichsdeutschen Presse, wenn Sie wollen, des deutschen Volkes.

Aus der mächtig und prächtig aufgestiegenen Metropole und aus anderen uns trauten, blühenden Städten des deutschen Reiches, aus München, Frankfurt, Hamburg und Königsberg sind Sie nach Wien, in die altehrwürdige Stadt an der Donau, gekommen. »Deutsch ist der Strom, er brauste schon im Lied der Nibelungen«, so rief Anastasius Grün den Nord- und Süddeutschen zu, die im Jahre 1868 zum Schützenfeste sich in Wien eingefunden hatten. Auf deutschem Boden, wo das deutsche Lied aus dem deutschen Herzen klingt, heiße ich Sie, meine lieben Kameraden, von ganzem Herzen willkommen. . . . Es ist ein bis in die ältesten Zeiten reichender schöner Brauch, daß Gesandte mit allem erdenklichen Prunk und Glanz empfangen werden. Diesen Prunk und Glanz bieten uns die hohen Staatswürdenträger und die vielen anderen illustren Persönlichkeiten, die unserer Einladung Folge zu leisten die Güte hatten.

A. Zylberstein
Herr v. v. Reichstein
bleibt nun zurück

Aus Freundschaft und Treue quellen Anerkennung und Dankbarkeit. Wenn die mordenden und sengenden Eindringlinge vertrieben sind und wenn kaum ein Stückchen unseres heimatlichen Bodens von Feinden besetzt ist, wenn wir bei aller Entbehrung und Entsagung, die ja auch unsere Widersacher bedrängen, in hoffnungsvoller Stimmung am häuslichen Herde sitzen dürfen, so danken wir dies den tapferen Soldaten, die mit ihren Leibern einen unüberwindlichen Wall um uns bilden, und den ruhmreichen Feldherren, die an der Spitze unserer Armeen stehen. . . .

. . . Das Bleibende »in der Erscheinungen Flucht« ist die Presse. Ich sage nicht »der ruhende Pol«, denn die Presse ist ruhelos, in fortwährender Bewegung, sie ist das Perpetuum mobile. . . .

Wir, meine lieben Kameraden aus dem Deutschen Reiche, sind zu jeder Stunde für den Treubund eingestanden, alle, ohne Unterschied der Parteien. . . .

Lassen Sie mich mit einigen Versen aus dem Bundesliede schließen, das Ernst Moritz Arndt vor mehr als hundert Jahren ertönen ließ:

Es lebe alte deutsche Treue,
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort.
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort. . . .

Ich erhebe mein Glas auf die unerschütterliche, unverbrüchliche Einigkeit der bundestreuen Presse im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn Hoch! hoch! hoch!

Dy 1/18

Summ

Die Gerüchte

In Wien waren Gerüchte verbreitet, daß in ganz Österreich Gerüchte verbreitet seien, es seien in Wien Gerüchte verbreitet, mehr wurde über das Wesen der Gerüchte nicht gesagt, als daß das Wesen der Gerüchte eben darin bestehe, daß man es nicht sagen könne, man war nur auf Gerüchte angewiesen, um überhaupt herauszubekommen, was es für Gerüchte eigentlich seien, und so gingen denn in ganz Österreich Gerüchte von Mund zu Mund, die nichts geringeres besagen wollten, als daß in Wien Gerüchte verbreitet seien, es seien in ganz Österreich Gerüchte verbreitet. Dazu kam allerdings noch ein konkreter Umstand, der den Gerüchten die sonst meistens vermißte Nahrung gab, nämlich die Verlautbarung der österreichischen Regierung, welche feststellte, daß Gerüchte verbreitet seien, die ausdrückliche Warnung enthielt, sie zu glauben oder zu verbreiten und die Aufforderung, sich an deren Unterdrückung tunlichst auf das energischste zu beteiligen. Hiezu kam noch eine ganz gleichlautende Erklärung der ungarischen Regierung, welche davon ausging, daß die Gerüchte auch in Budapest und in ganz Ungarn verbreitet seien, ohne daß man freilich auch dort mehr wußte, als daß Gerüchte verbreitet seien, was bald ein jeder Mensch in Ungarn wie in Österreich gerüchtweise erfahren hatte. Auch dort ergab sich ganz wie hier für die Bevölkerung die loyale Pflicht, den Gerüchten tunlichst auf das energischste entgegenzutreten, was sich auch jedermann zu Herzen nahm und dergestalt ausführte, daß einer den andern fragte, ob er schon von den Gerüchten gehört habe, und wenn dies verneint wurde, ihn bat, sie nicht zu glauben, sondern ihnen erforderlichenfalls tunlichst auf das energischste entgegenzutreten. Diese Prozedur wurde aber namentlich in der diesseitigen Territorialhälfte der Gerüchte mit besonderer Energie durchgeführt. Zuerst erfolgte eine feierliche Eröffnung der Gerüchte, indem nämlich die Abgeordneten Teufel, Pantz und Waldner, von denen jeder einzelne nur ein

Schluss des Auftrags
Das verjüngte Otho

Drittel ~~ist~~ und die deshalb nur zusammen ausgehen, beim Ministerpräsidenten Dr. von Seidler erschienen, um ihn auf die seit einigen Tagen in Umlauf befindlichen Gerüchte aufmerksam zu machen. Dr. v. Seidler gab zur Antwort, daß ihm die in Frage stehenden und im Umlauf befindlichen Gerüchte wohl bekannt seien. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man zum erstenmal, daß die Gerüchte das angestammte Herrscherhaus betreffen und daß die Verbreiter der Gerüchte den Glauben der Bevölkerung an dasselbe vergiften wollten. Der Ministerpräsident beteuerte, daß diese Gerüchte unwahr seien, was aber die Abgeordneten Teufel, Pantz und Waldner schon wußten und was sich nach dem § 63 bzw. § 64, die ja keinen Wahrheitsbeweis zulassen, von selbst versteht, so daß eigentlich der Dr. v. Seidler, der sich für die Unwahrheit der Gerüchte »verbürgt« hat, gegen diese Paragraphen, die schon die Möglichkeit eines solchen Gedankens ahnden, verstoßen hat. Kein vernünftiger Mensch, meinte der Ministerpräsident, werde an derartigen Unsinn glauben. Trotzdem trat er ihm auf das energischste entgegen und vergaß nur zu erwähnen, daß Unvernunft hier geradezu ein Verbrechensmerkmal ist, indem das Gesetz vom Staatsbürger nicht so sehr Vernunft als Ehrfurcht verlangt. Interessante Aufschlüsse gab er jedoch, und mit ihm der ungarische Ministerpräsident, über die Provenienz der Gerüchte. Schon in der offiziellen Verlautbarung waren die Gerüchte verzeichnet worden, daß die Gerüchte »im Frieden jeweils von einer einzigen phantasievollen Persönlichkeit ausgingen und es lange Zeit währte, bis sie breitere Massen erfaßten«; anders jetzt. Dasselbe Gerücht sei »zur Ursprungszeit jedesmal an ganz verschiedenen Stellen gleichzeitig zu vernehmen, weshalb die Annahme gerechtfertigt sei, daß man es mit einer Organisation der Gerüchte zu tun habe«. Das war ungemein spannend und es fehlte nur noch eine Andeutung darüber, ob die Gleichzeitigkeit der Verbreitung desselben Gerüchtes durch Lokalausgange, Gehörproben oder dergleichen erhoben wurde. Seidler sowohl wie Wekerle zogen aus den gemachten Wahrnehmungen den Schluß, daß die Verbreitung der Gerüchte »ein neues Zeichen der aus den Reihen unserer Feinde kommenden Versuche« sei, Verwirrung zu stiften; sie gehöre »in das Arsenal unserer

Gegner«, die keine Mittel scheuen, um das Gefüge der Monarchie zu erschüttern sowie die Bande der Liebe und Verehrung zu lockern. Diese Vermutung beruht indes ganz bestimmt auf einem übertriebenen Gerücht, das zur Ursprungszeit gleichzeitig in Wien und in Budapest zu vernehmen war, weshalb die Annahme gerechtfertigt ist, daß man es mit einer Organisation zu tun hat. Ich speziell habe schon des öfteren der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Lügen der Entente im allgemeinen lange nicht so gefährlich sind wie unsere Wahrheiten und daß sie deshalb bei weitem nicht so viel Verwirrung anrichten können. Wenn wir den vierjährigen Lügenfeldzug der Entente überblicken, so müssen wir so wahrheitsliebend sein, zuzugeben, daß die Lügen der Feindespresse über unsere Zustände dort, wo sie nicht geradezu die Übersetzung unserer Fakten waren, diesen höchstens um ein paar Tage, Wochen, sagen wir Monate vorausgeeilt sind. Kein Redakteur des ‚Figaro‘ wird für seine schadenfrohen, sich am fremden Hunger mästenden Leser Schlimmeres über unsere Ernährungsverhältnisse erfinden können, als der Bürgermeister von Wien dem Grafen Czernin nach seiner Heimkehr vom abgeschlossenen Brotfrieden gesagt hat, und wenn in der ganzen feindlichen Welt als die erste Tat der Northcliffe-Propaganda eine allerdings grauenhafte, auf den ersten Blick verleumderische Darstellung des deutschen Fliegerwesens verbreitet wurde, so darf man andererseits nicht übersehen, daß es sich um eine wörtliche Übersetzung der Schrift des Freiherrn von Richthofen gehandelt hat. Ich habe schon oft gesagt, daß sich statt eines Einfuhrverbots der feindlichen Literatur ein Ausfuhrverbot der vaterländischen sehr empfehlen würde, weil dann die Lügen der Feinde, die heute bloß wir nicht zu lesen kriegen, auch im Auslande nicht verbreitet wären. Was nun die Gerüchte betrifft, so liegt es mir mindestens so fern wie dem Dr. v. Seidler, sie in die Kategorie jener Wahrheiten zu stellen, die wir uns selbst verdient haben, und ich wäre sogar bereit, wenn ich eine Ahnung hätte, was es für Gerüchte sind, ihnen tunlichst auf das energischste entgegenzutreten. Das einzige, was ich von ihnen sicher weiß, ist, daß sie zwar Lügen enthalten, aber solche, die ganz wie die Wahrheiten, die uns als Lügen vorkommen, bei

uns selbst gewachsen sind und nicht im Arsenal der Entente, sondern in der alldeutschen Presse hergestellt wurden. Dies ist denn auch der einzige Anhaltspunkt, den ich habe, um mir vom Wesen der Gerüchte eine Vorstellung machen zu können. Zum Wesen ihrer Erfinder gehört es sicherlich, sie vorsichtig der Entente zuzuschieben, was immerhin der bessere Teil der Tapferkeit ist, da ohne die Ablenkung durch den Ruf »Haltet den Verleumder!« möglicherweise dessen Feststellung erfolgt wäre. Gerüchte haben nun nicht nur die Eigenschaft, daß sie sich wie ein Lauffeuer verbreiten, sondern daß sogar noch die Löschaktion zur Verbreitung beiträgt, und es ist immerhin die Frage möglich, ob die Verwirrung, die die Feinde bei uns zu allem Überfluß stiften wollten, nicht eher durch geheimnisvolle Andeutungen über solche Absichten herbeigeführt wird. Denn es ist eine Erfahrung, daß in einem ohnedies schon aufgeregten Publikum durch die plötzliche Versicherung, es liege gar kein Grund zur Beunruhigung vor, diese gern entsteht und daß der Ausruf »Es brennt — nicht!« eine panikartige Wirkung hat, in deren Rauch die Negation erstickt. Ferner ist zu bemerken, daß Gerüchte noch mehr als die Katastrophen, auf die sie hinzielen, dem Gesetz der Serie unterworfen sind. Denn kaum hatte der Dr. v. Seidler sich gegen sie gewendet, so wurde alles was er tat zum Gerücht. Er hatte das Malheur, eine nächtliche Konferenz der Parteiführer einzuberufen, die gar keinen und darum auch keinen geheimnisvollen Zweck hatte, wohl aber die Folge, daß sofort »die verschiedenartigsten, ganz abenteuerlichen Gerüchte verbreitet« waren, denen er neuerdings auf das energischste entgegenzutreten mußte. Man wird dereinst von ihm sagen können, daß er, ohne die Kolportage in Österreich freigegeben zu haben, doch viel zur Förderung jener Literatur beigetragen hat, der sie hauptsächlich zugutegekommen wäre. Kein Tag ohne Gerüchte. Da geschah es zum Beispiel, daß »in Paris und Rom Gerüchte über einen Wechsel in höheren Kommandostellen der österreichisch-ungarischen Armee verbreitet« wurden, gegen die aber, damit sie nicht auch bei uns eindringen, rechtzeitig in einer amtlichen Erklärung auf das energischste eingeschritten wurde, in welcher dargelegt war, es handle sich um

eine Stimmungsmache der Entente, um ein Manöver unserer Gegner, die, wie schon der Ministerpräsident jüngst betont habe, »kein Mittel scheuen, um das Gefüge der Monarchie zu erschüttern«. In diesem Fall gelang es tatsächlich, das Gerücht zum Schweigen zu bringen, ehe es zur Wahrheit wurde, denn schon ein paar Tage später war die feindliche Lüge mit einer vaterländischen Tatsache identisch, das Manöver beruhte auf einem strategischen Rückzug, und die Enthebung des Conrad von Hötzendorf, die Ernennung eines neuen Heeresgruppenkommandanten und eines neuen Armeekommandanten wurde amtlich gemeldet. In diesem Falle also durfte das Publikum erfahren, was der Inhalt der Gerüchte sei, war aber leider nicht mehr in der Lage, ihnen entgegenzutreten. Was die anderen Gerüchte betrifft, so wäre es immerhin tröstlich, wenn das Arsenal unserer Gegner nichts anderes enthielte als sie. Aber vielleicht besteht doch die Hoffnung, daß es seinen Betrieb nicht später als die alldeutsche Presse den ihren einstellt. Geschähe wenigstens das letztere, so wäre der Fall gewiß seltener zu verzeichnen, daß Gerüchte nicht nur als Kriegsmittel, sondern sogar als Kriegsgrund Verwendung finden. Es besteht kein Zweifel, daß die Bomben, die auf Nürnberg geworfen wurden, ehe Deutschland Frankreich den Krieg erklärte, dem Arsenal der Entente entstammt wären, wenn nicht die Gerüchte, daß sie auf Nürnberg geworfen wurden, dem Arsenal der alldeutschen Kriegspropaganda entstammt wären. Seit dem Tage, an dem diese Gerüchte verbreitet, und noch lange, nachdem sie vom Oberbürgermeisteramt von Nürnberg dementiert waren, sind den Gerüchten Türen und Tore, offene Städte und andere Festungen geöffnet, und gewiß ist, daß durch Gerüchte, die ja imstande sind, einen Krieg zu stiften, wenn's diesen einmal gibt, auch noch Verwirrung gestiftet werden kann. Das ist vornehmlich in Staaten möglich, deren Lebensinhalt die Organisation ist und deren Bürger Maschinen sind, jeder einzelne zum Bollwerk gegen den feindlichen Siegeswillen wie geschaffen. Daß gegen solche Anlagen Versuche, sie zu unterminieren und Verwirrung zu stiften, unternommen werden mögen, ist begreiflich und eine Berufung auf die feindliche Absicht, es durch Gerüchte zu bewerkstelligen, durchaus sinnvoll. Auf

Staaten jedoch, deren Lebensinhalt schon in Friedenszeiten der Pallawatsch war und deren Angehörige selbst als Gerüchte umgehen, wären solche Machinationen schwerlich von Einfluß. Der einzige Zustand, der hier, wo sich keine Talente in der Stille und im Strom der Welt keine Charaktere, sondern Gruppen bilden, noch gestiftet werden könnte, wäre nicht der der Verwirrung, sondern der Ordnung. Aber daß der Wunsch, hier Ordnung zu machen, gerade bei den Feinden bestehe, hat noch kein Gerücht und nicht einmal die Beilage der ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ behauptet.

Drum:

Laßt mich der Regierung ein Loblied singen,
damit sich die Feinde gehörig giften.
Denn nimmermehr wird es ihnen gelingen,
in unseren Reihen Verwirrung zu stiften!

Die weise Vorsicht warnte bei Zeiten,
Gerüchte zu glauben und zu verbreiten.
Sie mahnte, das Unkraut auszujäten
und den Gerüchten energisch entgegenzutreten.
Denn solche Gerüchte, wie satksam bekannt,
sind doch eine Mache der Entente.
Hat man die Quelle nur, den Lauf
hält jeder gleich mit Empörung auf.
So riß denn jeder sich um die Ehre,
daß energisch er den Gerüchten wehre,
und jeder fragte jeden empört,
ob er schon so etwas gehört,
und jeder erwiderte beklommen,
daß auch er schon von den Gerüchten vernommen,
so daß keiner im Land mehr das Faktum bestreitet:
Die Feinde haben Gerüchte verbreitet.
Sie im Keim zu ersticken, ist keiner faul
und jeder steht da mit offenem Maul,
zu spucken in alle Feindessuppen.
Es bilden sich schon die bekanntesten Gruppen.
Bald gab es Gerüchte ohne Zahl
und jedes schwoll an zur Ohrenqual,

doch niemand wußte, welches der Feind
Verwirrung zu stiften hatte gemeint.
Denn solcher Art sind seine Schliche:
ist man den Gerüchten auf der Spur,
und hat man sie schon, so vermißt man nur
noch von den Gerüchten das eigentliche.
Doch jeder schwört, kriegt er's zu fassen,
es sollte ihm ordentlich Haare lassen.
Drum ist auch jeder mit Recht beflissen,
was man nicht sagen darf, doch zu wissen.
Und weit und breit im Publikum
gäb' jeder jedem viel darum,
wenn er ihn nicht mehr mit Gerüchten quälte,
sondern ihm die Gerüchte erzählte.
Und es erhob sich ein großes Geschrei,
was in den Gerüchten enthalten sei.
Jedoch sie zu glauben, war keiner verleitet,
denn sie waren ja doch von den Feinden verbreitet.
Drum eben gab es ein Fürchten und Flüchten
vor den verbreiteten Gerüchten,
es liefen die Männer, die Kinder, die Damen,
sobald nur die Gerüchte kamen,
und alle gelobten, darüber zu wachen,
um einander aufmerksam zu machen,
und den Gerüchten entgegen aus ihren Betten
sprangen sie, um sich davor zu retten,
und alles rief und riet und rannte,
bis Stadt und Land wie ein Lauffeuer brannte.
Nur durchgehalten, nur durchgefretet —
schon ruft eine Stimme: Alles gerettet!

Drum sei der Regierung ein Loblied gesungen,
die Feinde aber sollen sich giften.
Denn ihnen ist es fürwahr nicht gelungen,
in unseren Reihen Verwirrung zu stiften!

Sept. 1918

Auf hoher See

›Wie wir uns der Welle entgegenstemmen müssen‹

rief einst der Kapitän Seidler, als er auf hoher See um die Rettung eines Budgetprovisoriums rang

›welche, aus dem Nordosten heranrollend, schon den Boden unserer wirtschaftlichen Kultur bedroht, können wir uns anderseits nicht dem Gedanken verschließen —‹

Da ich das Gefühl hatte, daß es schon kein Gedanke sein werde, verschloß ich mich der weiteren Lektüre und dachte darüber nach, wie es denn komme, daß so viele tüchtige Männer unseres öffentlichen Lebens zwar Karriere gemacht, aber den Beruf verfehlt haben. Während unser Czernin heute sicher den Brotfrieden darum gäbe, wenn er, anstatt ihn zu schließen, berufen gewesen wäre, ihn in einer Sonntagsplauderei zu besprechen, trauert unser Seidler einer versunkenen Hoffnung seiner Jugendtage nach, die ihm ein noch weiteres Gebiet eröffnet hätte, nämlich nicht die Freie Presse, sondern das freie Meer. Im Ernst, Seidler, der von außen als eine der drolligsten Gestalten der Weltgeschichte erscheint und im tiefsten Grunde seines Seelenlebens eine tragische Figur ist, muß in seiner Kindheit von dem stürmischen Wunsche durchwogt gewesen sein, Matrose zu werden. Man kann es unschwer daraus schließen, daß ihm von allen Phrasengebieten keines so zugänglich ist wie jenes, auf dem die Vergleiche aus dem Marineleben wachsen. Wenn er nur den Mund aufmacht, so kann man, topp, darauf wetten, daß der in das schwankende Staatsleben verschlagene Seemann zum Vorschein kommen wird. Eine alte Teerjacke, dieser Seidler, hei! Weiß Gott, keine Landratte! In dem Moment, als er ins Kabinett eintrat, wußte er auch schon, daß es eine Kajüte sei. Da er aber nun einmal ans Ruder gelangt war, ging er sofort auf Deck, rief alle Mann an Bord und nun galt es, das

Staatsschiff mit fester Hand, eh schon wissen. Im Parlament freilich hatte er nicht so sehr das Gefühl, das Staatsschiff in den sicheren Hafen gebracht zu haben, sondern dünkte ihm vielmehr, daß die Regierungsbank eine Sandbank sei, auf der er aufgefahren war und nun festsaß. Dieses Festsitzen war ihm aber eine solche Passion, daß er geradezu der Meinung war, den Passagieren (sprich: Passascheren) sei es um nichts anderes zu tun und wenn sie sich trotzdem beklagten und ihrerseits der Meinung waren, das Ziel der Fahrt sei denn doch ein anderes und der dauernde Ruhestand wäre eigentlich nicht auf der Sandbank, sondern wo anders zu suchen, damit nämlich nicht die ganze Schifffahrt zu dauerndem Ruhestand verurteilt sei, so war er um eine Antwort nicht verlegen, in der nebst der alten seemännischen Tüchtigkeit auch die Kenntnis der neueren Methoden der maritimen Kriegführung bemerkbar würde:

... Geben Sie mir freies Meer, dann werden Sie leicht erkennen, daß ich zu fahren vermag; aber es ist das Schicksal dieser Regierung, daß sie in den Sturm, unter Klippen politischer Natur, ja geradezu zwischen Minenfelder geworfen worden ist...

So daß also die Sandbank noch die einzige Rettung für Mann und Maus wäre. In Wahrheit jedoch kann der Kapitän noch von Glück sagen, daß auch die Minenfelder gleich den Klippen, von denen es ja ausdrücklich zugegeben ist, politischer Natur sind, nicht so sehr ein Erlebnis als ein Ornament. Man stelle sich, wens anders wäre, den Herrn Seidler vor. Natürlich würde ich, wenn ich auf der kommenden Friedenskonferenz mein Selbstbestimmungsrecht durchsetzen könnte, mich nicht von einem Herrn regieren lassen, der, ganz abgesehen davon, daß er zwischen den diesbezüglichen Minenfeldern gefährliche Theaterstücke schreibt und sie nicht verbietet, sondern aufführen läßt, eine Redensart in einem Moment gebraucht, in welchem ihr blutiger Inhalt so vielfach lebendig wurde. Denn gewiß würden die, denen es geschah, nie auch nur annähernd so pathetisch davon zu sprechen wagen wie so ein nach allen Windrichtungen verbindlicher Bureaukapitän, der von sich behauptet, er hätte »trotzdem den Kurs eingehalten«. Man müßte den Weltkrieg wirklich von vorn anfangen, wenn man ihn überstanden haben

sollte, ohne wenigstens von einem geistigen Typus befreit zu sein, der sich nur durch den Rettungsgürtel der schäbigsten Schablone über Wasser halten kann. Es hat mir nie eingehen wollen, daß so etwas eine »Regierung« sein könne und daß einer in der Lage sein soll, mir das Maß von Freiheit und anderen Lebensmitteln zu bestimmen, mit dem ich keine zwei Worte zu sprechen imstande wäre. Man kann es einem intelligenten Abgeordneten schon nachfühlen, daß es ihn eine ziemliche Überwindung kosten muß, vor einer solchen Autorität erst umständlich zu begründen, warum man ihr das Vertrauen verweigere. Als Seidler wieder einmal um die Rettung des Budgetprovisoriums rang, spürte er den Hohn nicht, mit dem ein Sozialdemokrat zur hohen Sandbank hinaufrief:

Wenn die Regierung das Staatsschiff vor den Klippen retten will, muß sie es hinausführen auf die hohe See großer sozialer und politischer Reformen.

Seidler schwamm in Seligkeit, weil ihm die Sphäre, in der er sich heimisch fühlt, selbst von der Opposition zuerkannt war. Ich lasse mich aber hängen — und wär's vom König oder vom Peutelschmied —, wenn er nicht damals, als er die Deputation der deutschen Mannen vor den Thron führte und dabei stand, als der Herr Ornik aus Pettau die Worte ausrief:

Majestät! Wir bitten inständigst, durch den Steuermann des Staates auch ohne Parlament die Staatsnotwendigkeiten zu prüfen —

— wenn er nicht damals Autorfreuden erlebt hat. Ich habe Wilhelm Engelhardts Dichtung »Durch Feuer und Eisen« nicht gelesen, aber ich möchte wetten, daß das Pathos ihrer kriegstüchtigen Sprache von Seeluft geschwellt ist. Wie aber, frage ich, kommt ein solcher Genius dazu, die erste Rangklasse im Staat innezuhaben? Muß ich mich schon von einem Volkstheaterautor regieren lassen, dann lieber gleich vom Hermann Bahr! Der schwätzt doch was vom neuen Österreich und der Lebensabend vergeht uns wie geschmiert. Aber so ein Musterknabe, der im Matrosenanzug Karriere gemacht hat und sich im Kabinett wie in der Kajüte und in dieser wie in der Kinderstube bewegt, ist nicht mein Fall. Ich weiß es positiv: Als man ihn einst

fragte: Ernstl, was willst du werden?, rief er: Tapitän! Als es dann Ernst wurde und man ihn fragte: Was bist du?, rief er: Tapitän!! Und als es noch ernster wurde und man ihn fragte: Was willst du bleiben?, rief er: Tapitän!!! Des freuten sich die Ratten, ehe sie das sinkende Schiff verließen.

Postscriptum. Es ist ein eigenes Verhängnis, daß die Feuilletonisten unseres Chaos und die Admirale unseres Festlands die Feder schon hingelegt haben, beziehungsweise nicht mehr am Ruder sind, wenn meine Würdigung vor den Leser kommt, so daß es den Anschein hat, sie wäre schon als Nachruf geschrieben. Das ist aber nur insoferne richtig, als alles was ich schreibe, irgendwie zum Nachruf taugt. Seidler — ein Hintze, der seinen Beruf verfehlt hat und, wenn's noch eine Gerechtigkeit gibt, einmal das Marinekommando erhalten wird, das jener abgelegt hat — Seidler beteuerte noch, daß er den deutschen Kurs einhalten wolle, und schon glaubte man, Unterseeboote wären ihm zu Hilfe gekommen, oder die Direktion habe die Preisgabe des Schiffes beschlossen, um das kostbare Leben des Kapitäns zu retten. Da kam es im letzten Augenblick doch anders. Ein westlicher Wind brachte die Entschliebung. Die ganze Fahrt mit ihren ernsthaften Gefahren war ein Gspäß gewesen, eine Amerikareise des Männergesangsvereins. Da aber eben Amerika es war, das uns wegen der seinerzeitigen Landung des Männergesangsvereins den Krieg erklärt hat, so wurden wir doch stutzig und entschlossen uns, lieber Mann und Maus zu retten und den Kapitän, der sich ans Ruder klammerte, über Bord zu werfen, auf die Gefahr hin, daß die Haifische seekrank werden und den Delphinen das Singen vergeht.

Sept 18

Ein Mord im Weltkrieg

Wenn in einem Ringstraßenhotel ein Mord geschieht, so sind folgende Begleiterscheinungen zu beobachten. Die Straße liegt im strahlenden Sonnenlicht da, vor dem Hotel jedoch brechen sich die Wellen des Menschenstroms. Warum sie das tun, ist rätselhaft, aber es ist so. Plaudernd, lachend, flirtend drängen sich die Korsobesucher aneinander vorüber. Sie ahnen natürlich gar nichts. Denn wenn sie was ahneten, würden sie ja die Polizei verständigen, die arme Kammerfrau Earl dort oben retten und den Emo Davit entlarven. In den bequemen, eleganten Korbstühlen in der Hoteleinfahrt sitzen vornehme Fremde, aus Brünn, vielleicht gar aus Pest, denn die Bagasch aus Paris und London kann jetzt leider nicht kommen. Daß die Korbstühle bequem und elegant sind, versteht sich bei einem erstklassigen Hotel von selbst, muß aber doch in Anbetracht der Mißgunst der Entente erwähnt werden. Was tun die vornehmen Fremden? Sie betrachten selbstredend das Straßenbild. Welches Straßenbild? No, das sich ihnen darbietet, nachlaufen wern sie ihm! Wie ist das Straßenbild? Eines der schönsten, der farbenreichsten, der großstädtischesten, das (nicht: die) Wien aufzuweisen vermag. Und zur selben Stunde? Spielt sich oben im Hotel ein furchtbarer Kampf auf Leben und Tod ab, ein Kampf zwischen dem Mörder und seinem Opfer. Also ein Nahkampf, in jeglicher Hinsicht. Was sich sonst noch irgendwo in weiterer Entfernung von den plaudernden, lachenden, flirtenden Wienern und den sie betrachtenden Fremden abspielt, tut nichts zur Sache und steht im Generalstabsbericht, zusammengefaßt in den Worten: Nichts

Neues. Würde aber auch, selbst wenns am Piave etwas bewegter zuginge, keine Attraktion mehr ausüben. Nicht was dort unten geschieht, sondern was dort oben geschieht, ist ein Fall, der den Corso und sein Spalier eine Woche lang in Atem halten wird. Die Kontraste sind aber auch gar zu kraß. Das Leben geht weiter (Zifferer) und oben sinkt blutüberströmt das Opfer zu Boden. Warum hat man es nicht gehört? Sehr einfach: Die schweren Portieren des mit allem Komfort und Luxus ausgestatteten Zimmers — Kleinigkeit, Bristol! — ersticken seinen Todesschrei, lassen das verzweifelte Röcheln ungehört verhallen, Die schweren Portieren sollte man abschaffen. Der Mörder hält den Atem an. Das hat man gehört. Wahrscheinlich, weil sich sofort herausstellen wird, daß das Domestikenzimmer eine einfache Einrichtung hat. Auch bezüglich des Mordinstrumentes gehen die Meinungen einer und derselben Zeitung auseinander. Es war ein Schlegel, wie ihn Böttcher, ein Klopfer, wie ihn Fleischhauer, eine Keule, wie sie Athleten, oder eine Handgranate, wie sie Kinder gebrauchen und wie sie in einem vornehmen Stadtgeschäft erstanden wird, oder werden könnte, wenn das Spielzeug nicht das letzte in seiner Art gewesen wäre, das sich auf Lager befunden hat. Der Absatz dürfte schon zu Weihnachten ein reißender gewesen sein, so daß nach Ostern das letzte Exemplar ein Raubmörder erstehen konnte. Die Sensation einer Stadt ist aber nicht dieses Faktum, sondern der Mord; nicht die Perspektive in die ungezählten Morde, die waren und sein werden, sondern der eine, denn er geschah im Hotel Bristol, das, wenn es auch den veränderten Zeitumständen entsprechend sich mit einem Rostraum statt eines Grillroom bescheiden muß, unter allen Umständen ein fashionables Etablissement bleibt. In dem vornehmen Stadtgeschäft, wo man die Handgranaten für Kinder bekommt, weiß man sich

genau an den Käufer zu erinnern, nur schwankt man, ob er die Handgranate für Kinder vor zwei Monaten oder gestern Nachmittag, kurz vor der Bluttat, gekauft hat. Doch hat der Leser, da die beiden Versionen Spalte an Spalte stehen, eine leichte Übersicht und kann selbst entscheiden. Jedenfalls wächst die Sensation erheblich, wenn man erfährt, daß das Instrument zu einer Bluttat, die in einem vornehmen Stadthotel passiert ist, in einem vornehmen Stadtgeschäft gekauft wurde. Was folgt aber daraus. Ein Leitartikel in einem vornehmen Weltblatt mit der Aufschrift »Der Raubmord im Hotel« und mit dem Untertitel, der die Wahrheit deutlich genug ausspricht: »Bedürfnis nach stärkerem Schutz für Sicherheit«. Wie soll diese, dieser oder dieses garantiert, durchgeführt oder erfüllt werden? Dazu gehört Psychologie, denn: »vielleicht« ist dieser Vorfall nur die Wiederholung u. s. w., Lesage hat jedoch in seinem Dienerroman recht und »wir möchten uns nicht« bei Rückblicken aufhalten, aber wir tun es doch, und zwar gelangen wir von Lesage auf dem kürzesten Weg zurück über das Hotel Bristol zum Räuberhauptmann Grasel, der »auf« dem Galgen geendet hat, nachdem er auf dem Holländerdörfel bei der Sophienalpe verhaftet worden war, von wo nur ein Katzensprung über Taine zum Grafen Stadion und zum Freiherrn von Stein ist, von dem wir über Eipeldau wieder zum Räuberhauptmann Grasel zurückgelangen, nicht ohne die schlichte Erkenntnis: »Lange Kriege sind nicht gut für die sittliche Entwicklung. Der Abscheu vor Blutschuld stumpft sich ab.« Blättern wir jedoch um, so erfahren wir zu unserer Freude, daß der Hofrat Moriz Stukart, in dessen Ressort zwar der Mordfall nicht gehört — er ist Verwaltungsrat der Münchengerätzer Schuhfabrik —, sich gleichwohl für ihn interessiert zeigt. Er tritt eben in seine

eigenen Fußstapfen und nennt sich, um darzutun, daß er seinen Anspruch auf Reklame bei einem Raubmord noch nicht verwirkt habe, einfach: »Gewesener Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei«. Dieser Stukart, der darin ein wenig an den pensionierten Artisten aus der »Prinzessin von Trapezunt« erinnert, der noch im Wohlstand das Heben schwerer Gegenstände nicht lassen kann, oder doch an den Berthold Frischauer, der noch angesichts einer 120 Kilometer-Kanone sich als Unser Pariser Korrespondent betätigt und des zum Zeichen sogar in Paris Steuer zahlt, der Stukart also kann den Gedanken einfach nicht ertragen, daß es schöne Raubmorde geben und er nimmer leben soll. Seine Pensionierung aber verschafft ihm den unleugbaren Vorteil, daß er zur Mitteilung seiner sachverständigen Ansicht nicht mehr auf den Reporter warten muß, sondern die Artikel zum Preise seiner Findigkeit gleich selbst schreiben kann. Er erzählt, daß er bereits heute früh von einer befreundeten Familie, die in einem der vornehmsten Hotels in Wien logiert, telephonisch angerufen und angefragt worden sei, was sie, seiner Meinung nach, »in betreff der Verbesserung der Sicherheit« — das bekannte Bedürfnis nach Vermehrung der Sicherheit für Erhöhung des Schutzes — in ihrer Wohnung vorkehren »oder ob sie nicht ihre Wohnung in dem Hotel aufgeben solle«. Stukart antwortete seinen Freunden, »sie sollten nur ruhig in ihrem Hotel verbleiben«, was gewiß das richtigste ist. Sonst aber, nachdem wir bezüglich der Sicherheit einer einzelnen in den Brennpunkt unseres Interesses gerückten Mischpoche beruhigt sind, begnügt sich der Fachmann damit, Mißtrauen gegen die Tätigkeit seines Nachfolgers zu erregen, und verlangt nichts weniger, als daß der Kriminalpolizist »sich frei wie der Vogel in der Luft bewegen soll«. Durch die »Unzahl von Beamten«, die heute am Tatort

erscheinen, und unter denen der Name Stukart fehlt, würden nur die Spuren verwischt. Der Wunsch, daß dies im vorliegenden Falle bereits geschehen sei, hat gewiß weder im Herzen eines pensionierten Kriminalpolizisten, das ja keine Mördergrube ist, noch zwischen den Zeilen Raum, wohl aber die Hoffnung, daß »die Zahl der Verbrechen geringer werden« möge, auf daß es dem Nachfolger nicht mehr gelänge, sie zu entdecken. Die Entschädigung, die Herrn Stukart dafür zuteil wird, daß er nicht mehr in der Lage ist, es nicht zu können, ist reichlich. Es gelingt dem gewesenen Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei, die Presse an der Verwischung der Spuren des vorliegenden Mordfalls tätig zu sehen, und er kann es erleben, wie dem heutigen Chef des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei durch Indiskretion, Geschrei und vorzeitigen Tadel die Arbeit erschwert wird. Als es dann trotzdem dem heutigen Chef des Sicherheitsbureaus gelang, hatte dieselbe Presse allerdings die Stirn, die »zielbewußte, energische und unermüdliche Arbeit der Polizei«, der sie eben noch Planlosigkeit, Untüchtigkeit und Langsamkeit zum Vorwurf gemacht hatte, herauszustreichen und zu schreiben: »Wer der emsigen, klug kombinierenden Tätigkeit der Beamten in diesen Tagen zusah, mußte sie bewundern«. »Eine objektive Berichterstattung muß konstatieren«, daß der Chef des Sicherheitsbureaus »trotz verwirrender Widersprüche«, die die Berichterstattung eingeworfen hatte, und »trotz scheinbarer Aufklärung belastender Momente«, die sie wie eine fieberhaft tätige Gegenpolizei zu Gunsten des Herrn Emo David — ehe dessen originalitalienische Herkunft feststand — betrieben hatte, »keinen Augenblick irre wurde«. Mit welcher Dreistigkeit der Versuch des Irremachens unternommen und wie durch die berüchtigte Methode der »Laienfragen« die Absicht betätigt wurde, die

Polizei ins Verhör zu nehmen, zeigt die folgende Jargonprobe:

Die Polizeibehörde scheint eher dem Glauben zuzuneigen, daß Emo D. der Mordtat tatsächlich nicht fern steht. Um so merkwürdiger berührt es, daß die große Öffentlichkeit über eine Reihe von Fragen zur Stunde noch nicht aufgeklärt ist, die sich auch dem Laien in Untersuchungsfragen aufdrängen. Wiestehtes zunächst mit den Fingerabdrücken? Heute wird freilich offiziös versichert, daß der Mörder nicht unbedingt sich über und über mit Blut besudelt haben müsse, daß er auch nicht unter allen Umständen in das Blut seines Opfers hineingetreten sein dürfte. Vor Tische las man anders! . . . Sind dem in Verwahrungshaft Befindlichen die Fingerabdrücke bereits abgenommen worden? Sind diese Abnahmen mit den zahlreichen Abdrücken, die sich am Tatort vorgefunden haben müssen, verglichen worden, und welche Resultate hat diese Vergleichung gezeitigt? . . . Ist diese Untersuchung vorgenommen worden, und welches Resultat hat sie gezeitigt? . . . Die Polizeibehörde muß also die Frage beantworten, ob und wo es ihm in der Zwischenzeit möglich gewesen ist, seine Schuhe derart gründlich zu reinigen, daß sie auch nicht die geringsten Blutflecken aufwiesen.

Sie hat die Laienfragen bekanntlich damit beantwortet, daß der Emo D. nicht selbst Hand angelegt und nicht persönlich in das Blut seines Opfers getreten ist. Aber sie hat es versäumt, von einem Meinungshändler, der kein Problem unberührt lassen kann und auf jedem Tatort die Spuren seiner Zudringlichkeit zurückläßt, Fingerabdrücke zu machen. Nach Tische las mans anders und der Laie mußte sich entschließen, den Fachmann zu bewundern, was freilich einer nicht minder unappetitlichen Regung entsprang, da ja Kriminalpolizisten zwar Tadel verdienen, wenn sie einen Raubmörder entwischen lassen, aber beileibe keine Reklame, wenn sie ihn fangen, indem sie dadurch erst ihre Daseinsberechtigung erweisen und hinter ihrer eigentlichen Verpflichtung, Raubmorde zu verhindern, immer noch zurückbleiben. Aber die Wiener Tradition, vom Schauplatz einer Schandtat journalistische Ehren aufzuheben,

muß in dem enthaltsamen Nachfolger fortleben. Stukart, der vergebens gehofft hat, daß sie mit seiner Karriere abgeschlossen und in den Schuhen eines Raubmörders stecken geblieben sei, wird immerhin noch die Entschädigung zuteil, daß ihm eine so objektive Berichterstattung geschwind mit einer Erinnerung an den Fall Hugo Schenk zuhülfe kommt, wo sich »der junge Stukart« auch nicht irremachen ließ und sich bekanntlich die Sporen verdient hat, also an eine Zeit, wo noch keine Aussicht war, daß er dereinst sogar an Stiefeln verdienen werde. Aber der Glücksfall, daß der entlarvte Davit — »wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß dies die richtige Schreibweise des aus alter, rein italienischer Familie stammenden Mannes ist« — in Riedls Café de l'Europe verkehrt hat, gibt Gelegenheit, noch andere Wiener Renommeen an dem ausgiebigen Ertrag der Affäre zu beteiligen. »Im Café de l'Europe erzählt man, daß Davit wohl nicht als Stammgast bezeichnet werden könne.« Das denn doch nicht. Und es ist »selbstverständlich, daß man in diesem Kaffeehausbetrieb, der doch so viele laufende Kundschaft besitzt, sich an einzelne Personen, die keine besonderen Wünsche äußern, nicht genauer erinnert.« Bedürfte es noch eines Beweises für die Größe dieses Betriebs, so wäre er hier gegeben. Was aber die bekannte Aufmerksamkeit des Personals betrifft, so kann versichert werden: »Vom letzten Tage selbstverständlich ist bekannt, daß er ruhig und heiter mit seiner Kollegin die illustrierten Blätter durchblättert. Auch als er das Kaffeehaus verließ, zeigte er keine besondere Erregung.« Da geht er hin, dachten die Marqueure, gleich wird er den Raubmord im Hotel Bristol arranschirn und nix laßt er sich anmerken . . . Eine analoge Wahrnehmung gibt auch die Gesangslehrerin des Mörders zu, nachdem sie der Präsident gefragt hat: »Könnte man ihm damals in der letzten

Stunde, die er am Tage des Mordes genommen, ansehen, daß er sich zur Assistenz an einer blutigen Mordtat begibt?« Durchaus nicht, er hat sich verstellt; sie hätte ihn durchschaut, wenn er selbst der Täter gewesen wäre. Ganz ahnungslos dagegen war die Versicherungsgesellschaft, bei der der Täter, der damals noch David hieß und eine Seele von einem Menschen war, angestellt gewesen ist. Sein Vorgesetzter sagte einem unserer Mitarbeiter: »Ich bin starr! Ich verliere den Glauben an die Menschheit, wenn so etwas möglich ist! Ich und die Bürokollegen Davids hätten für seine Unschuld die Hände ins Feuer gelegt.« Die Versicherungsgesellschaft, deren Prokurist verhältnismäßig spät den Glauben an die Menschheit verloren hat, erst im vierten Kriegsjahr nach der Überführung des Emo David, ist zum Glück keine Feuerversicherungsgesellschaft. Die Presse aber schwankte keinen Augenblick, David preiszugeben, und ging so weit, ihn mit einer Rücksichtslosigkeit nach allen Seiten den »Strategen des Mordes« zu nennen, der »mit der Vorsicht der Feigheit es vermied, mit dem Blut seines Opfers in Berührung zu kommen«. Dieser mutige Griff, durch den zwei Vergleichswelten überraschend zur Deckung gelangten, glückte ihr auch mit dem geheimnisvollen Schlüssel, der in der Mordaffäre eine Rolle spielt. Nachdem der Schlüssel gefehlt hatte, der Schlüssel verleugnet worden war, der Schlüssel verschwunden, der Schlüssel gefunden, der Schlüssel im Überzieher vergessen und schon von einem Geheimnis des Schlüssels die Rede gewesen war, hieß es, daß der Schlüssel des Geheimnisses nunmehr vorhanden sei, denn dieser Schlüssel war das Fehlen des Überziehers, in welchem der Schlüssel war, dessen Geheimnis nunmehr tatsächlich aufgeklärt schien. Trotzdem behält die Affäre ihr Rätsel, wie überhaupt jeder Wiener Mordfall einen gewissen Schleier, sein gewisses Quisiquasi auch

nach der Entdeckung nicht abzulegen pflegt. Die zahlreichen Nichtbeteiligten, die bei solchen Gelegenheiten in die Aktion verwickelt sind, handeln wie unter dem Banne einer Mitwisserschaft und unter der Verpflichtung, sie erst nach Preisgabe des Opfers zu verraten. Sie benehmen sich wie der Chor, der eine Operettenhandlung mit jener verständnisinnigen Teilnahmslosigkeit begleitet, zu der ihn fünfhundert en suite -Vorstellungen berechtigen, und was da auftritt, Gäste, Kellner, Hotelbedienstete, Passanten, Gefolge, um ein paar Schwimmtempi des Entsetzens zur Handlung beizusteuern, bewegt sich nicht anders, als ob es an der Todesstarre des Opfers beteiligt wäre. Kein Zweifel, daß die klischierte Art, in der diese Erzählungen und Mitteilungen von Augen- und Ohrenzeugen mit Glasaugen und Wachs ohren gehalten sind, den lebendigen Inhalt einer Wiener Begebenheit ebenso zuverlässig wiedergibt, wie die hinreißend starren Formen unseres Meisters Schönflug die Fülle einer Welt, die eines Tages von selbst in Einrückendgemachte und Tachinierer zerfiel. Auch die Episodisten, der brave Vater des entarteten Kurt Franke, dessen Verbrechen von der Presse als eine Frucht der von ihr geförderten Kinoerziehung durchschaut wird und der zu ihm die Worte spricht: »Aber Vater, wofür halten Sie mich denn? I' werd' doch nit a so was tun«, das freiherrliche Ehepaar Vivante, das pantomimisch im Hintergrund die aufbewahrten Goldstücke zu zählen hat, sie alle spielen nur die Rolle von Geschöpfen, denen der Odem von einem Polizei-offizial eingehaucht ward. Bei allem berechtigten Stolz auf die Mondainität eines Falles, der einmal nicht auf dem Elterleinplatz, sondern auf der Ringstraße spielt, darf man nie vergessen, daß wir doch im Bereich einer Schöpfung leben, in der das Weib eine »Prifate« ist, zumeist eine Hilfsarbeiterin, während der Mann sich schon bei der Verabreichung

des Schandlohns der späteren Einwendung des groben Undanks bewußt zeigt, wobei ihm ein »Vertrauter« hilft, welcher den Weg zum Baum des Lebens behütet. Liebesleid und Lust, Tod und Leben, alles entspringt und mündet hier in einem Amtszimmer der ungelüfteten Geheimnisse und man kann von Glück sagen, daß der Mörder oder sein Opfer oder der Unterstandgeber oder Aftermieter, der Vorschubleister, der Kronzeuge in diesem Falle nicht Sikora heißt. Auf welchen Rostraum das Leben im Hotel Bristol heute angewiesen ist, zeigt das Protokoll mit der Emma Freifrau von Vivante:

Ich bin mit der Familie Emo Davits entfernt verwandt. . . .
 Dieser verkehrte naturgemäß in unserem Hause in Wien, besonders seit Mitte 1917 kam er fast täglich zu uns ins Hotel, war etwa viermal wöchentlich bei uns zum Abendbrot. Er holte sich auch täglich zwischen 4 und 5 Uhr das Schwarzbrot und hatte, wenigstens äußerlich, das Benehmen eines Gentlemans. Die Earl kannte er schon seit sechzehn Jahren. Diese war unsere Vertraute, der Verkehr zwischen Emo und ihr naturgemäß ein herzlicher und vertraulicher. A

Dieses Wort »naturgemäß« ist eine österreichische Zwangsform des amtlichen und volkstümlichen Denkens und bezeichnet das, was nicht auf den ersten Augenschein naturgemäß ist. Der scharfe Blick des Vertrauten dringt durch alle Falten. Eine Bedienstete des Hotels erzählt, die Earl habe ihr am Vormittag ihres letzten Lebenstages mitgeteilt, sie sei vom Mörder eingeladen worden, mit ihm den Abend im Kaisergarten zu verbringen. »Sie freue sich, und wolle ihre besten Kleider anlegen, um möglichst schön auszusehen.« Ob es das ausgesprochene Motiv oder nur Interpretation ist, man spürt, wie hier das Protokollarische ein Leben bekommt. Das wahre Leben aber kommt erst in einen Mordfall, wenn die Betrachtung von einer höheren Warte einsetzt und die Untersuchung auf die Konfession des Mörders überzugreifen beginnt. Während die liberale Presse

sich vor den Möglichkeiten, die der Name David ihr an die Hand gab, gegründeter Zweifel an seiner Schuld nicht erwehren konnte und bereit schien, sich der Zeugenaussage zu entschlagen, war für die antisemitische Presse der entgegengesetzte Weg der einzig gangbare und mit jedem Tage, der die Indizien häufte, wurde es ihr offener, daß der Mörder ein Jud sei. Als dann die Neue Freie Presse mit der Überführung Davids auch die Enthüllung seiner rein italienischen Abstammung melden konnte und der Mörder somit überführt war, eigentlich Davit zu heißen, da legte die Reichspost das umfassende Geständnis ab, daß ihr die Religion und der Stamm- baum des Mörders gleichgiltig seien. Um aber die letzten Zweifel in dieser Richtung auszumerzen, war die Sonn- und Montagszeitung in der Lage, bekanntzu- geben, daß Davit ein frommer Katholik sei, der es nicht unterlassen habe, die jährliche Beichte und sogar noch einen Buchstaben abzulegen: »Er heißt, wie uns mitgeteilt wird, tatsächlich Davi (ohne t)«, was immerhin viel ist, da er bekanntlich zuerst, als er noch David hieß, nur kurzweg D. genannt ward. Mit einem Wort, von welcher Seite immer dieses Wien einen Mordfall antritt, immer bleibt es Wien und immer hat es der Welt etwas Besonderes zu sagen. Das Besonderste aber an ihm ist die völlige Schamlosigkeit, mit der es seine Interessen aus dem Weltgeschehen heraushebt und im Ange- sicht des Weltmordes seinen Lokalfall auszuleben begehrt. Die Menschheit, die auf dieser Insel der Unseligen wohnt, glaubt wirklich, mit der zudring- lichen Armut, die sie wochenlang von einem Raub- mord leben läßt, weil er in der »City« passiert ist, die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen. Diese unbeirr- bare Großstadtsucht, die noch aus einem Hotelmord Hoffnungen auf Hebung des Fremdenverkehrs schöpft, da sie selbst aus der Asche des Weltbrands

einen verjüngten Suckfüll aufsteigen sieht, ahnt nicht, wie verächtlich sie einem Ausland erscheinen muß, dessen Städte unter Bomben und vor Kanonen ihren Geschmack an andern Lokalreizen längst geopfert haben und im Erleben und Gedenken des Ereignisses so vieler Saisons mortes Trauerwürde tragen. Die plaudernden, lachenden, flirtenden Korsobesucher und die vornehmen Fremden in den bequemen Korbstühlen, diese Untermenschheit, deren Blut- und Wissensdurst das Rinnsal der Lokalberichte auschlürft, kommt nicht auf die Idee, daß sie, da nur die Begebenheiten des Hinterlands ihr vorstellbar sind, noch eine Spur von Anstand beweisen könnte, wenn sie statt den Zufallsfakten einer zeitlosen Kriminalität lieber den täglichen Hungermorden hingegeben wäre. Des Todeszwangs wie jeder menschlichen Regung enthoben, wird ihr frontentfernter Schlaf von keinem letzten Schrei der Märtyrer, von keinem Gedanken an die schuldlosen Opfer der Maschinenwillkür wie der Militärjudikatur gestört; aber ihr furchtbares Überleben bleibt auch unerschüttert von den Kontrasten, die ihnen die Not vor das freche Gesicht stellt. Wo ist, da die ihnen nicht an den Leib kann, der Zuchtmeister, der dieses Gesindel zu Paaren triebe? Der kleine Junge mit dem Rucksack, den ungarische Grenzpolizisten über Waggon-dächer zu Tode jagen, ist keine Ringstraßensensation, aber wert, daß eine ganze Stadt Trauerfahnen aussteckt! Er hatte keine Zeit mehr zu spielen und seine Eltern hatten ihn um Kartoffeln geschickt, anstatt ihm in einem vornehmen Stadtgeschäft eine Handgranate zu kaufen. Mit solchem Spielzeug hätte er selber töten gelernt. Aber es müßte schon eine echte Handgranate sein, mit der man einen Korso aufscheuchen könnte, der im Krieg noch einen Mord und vor dem Weltuntergang noch eine Sensation braucht!

Anfang Oktober 1918

Österreichs Fürsprech bei Wilson

Damit man an einem Beispiel sehe, von welcher Individualität sich die deutsch-österreichische Bürgerschaft die Lust zu diesem Kriege und hinterdrein die Reue hat beibringen lassen, sei die folgende Konfrontierung zweier Dreckseelen, die in einer Brust wohnen, einer schlecht unterrichteten Mitwelt dargeboten und an eine besser zu unterrichtende Nachwelt weitergegeben. Das publizistische Ungeheuer, dessen Feder die Prokura des Blutschachers geführt hat und dessen Wort, wenn nicht durch seine Feilheit, so durch die abscheuliche Klangfarbe einer zwischen Frechheit und Feigheit lebenden Gesinnung in die verhärteten Ohren dieser Zeit dringen müßte, der unsittlichste Vertreter der mitteleuropäischen Öffentlichkeit hat durch Monate die hochherzige und weise Entschließung des Präsidenten Wilson als die Finte eines Pharisäers, als den moralheuchlerischen Vorwand eines Kriegsgewinners in allen Rassetönen beschrien und sein redlich Teil der Schuld an einem aussichtslosen Blutverlust übernommen. Und zwar so:

Wenn aus der Botschaft Wilsons nicht hunderttausend Leichen herausstarrten, wenn sie nicht für Millionen neues Verderben, Krankheit und Hunger bedeutete, würde es verlockend sein, die Fertigkeit zu schildern . . . Er will seinen Krieg haben . . . Die vierzehn Friedensbedingungen sind auch ein Plan der künftigen Landverteilung . . . Die Unwahrhaftigkeit von Grundsätzen, die nicht für das eigene Land und nur für andere gelten sollen, ist vielleicht auch Hochmut, der im Deutschen und Österreicher untergeordnete Wesen sieht. . . Die Botschaft hat natürlich auch den Zweck, die Verhandlungen in Brest-Litowsk zu sprengen, eine Arbeit, die Präsident Wilson übernommen hat, wie schon früher aus mancherlei Beziehungen zu Petersburg zu merken war. Präsident Wilson verdächtigt und hetzt.

Dasselbe Individuum, das jedem veränderten Kurs mit dem Bekenntnis gerecht wird, daß man

sich in einen eben noch begeisterten Gegner »hineindenken« müsse, weiß nun um Wilson wie folgt Bescheid:

Er ist eine Persönlichkeit. . . . Er hat die Fähigkeit, die Einbildungskraft eines großen Landes zu erfüllen, und so ganz ist es seinem Willen untertan, daß er nirgends Widerspruch zu fürchten braucht. . . .

Das große Land ist natürlich Amerika.

Wir müssen versuchen, in Wilson uns hineinzudenken. . . . Wir müssen uns vorstellen, daß Wilson aus seinem innersten Gefühle sich für berufen hält, den demokratischen Gedanken zur Regierungsform der Weltgemeinschaft zu erheben, und daß er für diese Politik, die sich bei ihm bis zum Glaubenssatze steigert, genau so einen Feldzug unternimmt, wie Gustav Adolf über die Ostsee nach Deutschland gekommen ist, um für die protestantische Religion im dreißigjährigen Kriege zu kämpfen. . . . Denn jeder Mensch pflegt nach dem Antriebe seiner Natur zu handeln. Präsident Wilson hat puritanische Eigenschaften. Die vierzehn Punkte und deren Ergänzungen sind für ihn die neuen Gesetzestafeln für das kommende demokratische Zeitalter, und der Hügel, auf dem das Weiße Haus steht, ist der neue Berg Sinai. . . . Das Hochgefühl eines Erfolges wird Präsident Wilson haben. Die Entente mag sagen, was sie will; ohne seine Truppen, seine Lieferungen, sein Geld und seine Nahrungsmittel wäre sie jetzt in starker Bedrängnis. . . .

Die puritanische Richtung seines innersten Wesens zeigt sich auch in dem fast biblischen Apostolat für ein mit Zwangsgewalt ausgestattetes Völkerrecht. Wenn das Reich eine Macht hätte, die größer wäre als die der Armeen, würde das Reich des beständigen Friedens anbrechen. Dann könnten die Rüstungen aufhören, die Schäden des Krieges rascher heilen, und die Summen, die für die Truppen ausgegeben worden sind, der allgemeinen Wohlfahrt dienen. Das paßt so ganz zu seiner Persönlichkeit, dieses Hineinbohren in einen Rechtsgedanken, diese Erhöhung des Rechtsbegriffes und des Rechtsschutzes. . . . Redlichen Friedenswillen kann er nicht verwerfen.

Helfe Gott, daß er es nicht tue. Aber wenn er es nicht tun wird — einen Fußtritt wird er doch, hoffen wir, übrig haben für solchen Fürsprech! Und für alle jene, die das Stahlbad, das sie gerühmt haben, überleben konnten und sich nun auch aus der kalten Dusche retten möchten!

Satz (Zeitungs-Garnitur) — nach der Vorlage, die Fischer wie die übrigen Feindnoten des Bundes abkürzungen genau wie in dem Anhang des des folgen mit, die Anordnung nach Möglichkeit wie in der Vorlage

104 Kraus biontunsi
R. K. Kraus
April 1918

Ad acta

K. u. k. Armeeeoberkommando
 Feindespropagandaabwehrstelle
 F. A. Nr. 30 Res.

1918 Präs. 52 3/1
 Vertraulich

Einspruch gegen Vorlesungen
 von Karl Kraus
 Beteiligung von Militärpersonen

An das k. u. k. Kriegsministerium,
 Wien, am 6. April 1918

Präsidialbureau
 Wien

Von einem Besucher des am 27. März 1918 im kleinen Wiener Konzerthausaale stattgefundenen Vortrages des Wiener Schriftstellers und Herausgebers der Fackel, Karl Kraus, wurde der F. A. Stelle berichtet, daß sich die Vorlesung dieses Schriftstellers vor einem, zum Teile aus Offizieren und sonstigen Militärpersonen bestehenden Publikum zu einer aggressiv pazifistischen, in ihrer Kriegs- und Bündnisfeindseligkeit kaum mehr zu überbietenden Kundgebung gestaltete, die beim Publikum fast einmütig begeisterte Zustimmung auslöste.

Die Hetze gegen das verbündete Deutsche Reich, die Verherrlichung des Pazifisten Hofrates Dr. Lammasch, insbesondere aber die verächtliche und höhnische Kritik des Gaskampfmittelgebrauches zu einem Zeitpunkte, da die erfolgreiche Offensive an der Westfront im Gange war — Karl Kraus sprach von der »chlorreichen Offensive« — all diese defa-tistischen Auslassungen fanden jubelnden Beifall, ohne daß

die anwesenden Militärpersonen dazu entsprechend Stellung genommen, d. h. den Saal verlassen hätten.

Die Feindespropaganda-Abwehrstelle glaubt pflichtgemäß auf diese den eigenen Staats- und Bündnisinteressen höchst gefährliche, von den Behörden scheinbar in keiner Weise behinderte defaitistische Vortragstätigkeit des Wiener Schriftstellers Karl Kraus verweisen zu müssen.

Da die Beteiligung von Militärpersonen an derartigen Vorträgen den Vorschriften des DR. I. § 7 und auch sonst den im Offizierskorps herrschenden Anschauungen zu widersprechen scheint und in diesem besonderen Falle geeignet wäre, das bundes- und waffenbrüderliche Verhältnis zum Deutschen Reiche zu berühren, wäre zu erwägen, ob das k. u. k. KM. den Militärpersonen nicht die Teilnahme an solchen Veranstaltungen verbieten sollte.

Waldstätten Obstlt. *)

Präs. K. u. k. Kriegsministerium

Wien, am 7. April 1918

Präs. Nr. 11229.

Einige Tage vorher war schon das Kriegsministerium lebendig geworden. Hatte das Armeekommando einen — ob anonym oder nicht, ist mir unbekannt — durchaus zutreffenden Bericht über die Vorlesung erhalten, so war dem Kriegsministerium der Brief eines Fälschers zugegangen, dem der gut durchgehaltene Ton des empörten Patrioten für seine planvolle Verleumdung einen gewissen Anspruch auf Glaubwürdigkeit verlieh. Ich hätte die im Saal anwesenden Offiziere aufgefordert, ihre Säbel zu zerbrechen. Das Kriegsministerium, i. e. die damals schon in die interministerielle Kommission verwandelte Fehme des Kriegüberwachungsamtes — das Konsortium jener, die einen Krieg, den zu führen bereits mißlungen war,

*) Nicht zu verwechseln mit dem später an dieser Angelegenheit interessierten berüchtigten General. Die in Sperrdruck gehaltenen Stellen sind auch im Original unterstrichen.

nur noch zu überwachen hatten —, verständigte in der Stunde des Empfangs jenes Briefes telephonisch die Staatspolizei, deren Zensurabteilung mich sogleich telephonisch für einen der nächsten Tage einlud. Der Brief des Verleumders konnte mir nicht gezeigt werden, da die Polizei nur den telephonisch übermittelten Text in Händen hatte. Ich stand vom ersten Augenblick der Polizei, die schon durch einen Agenten das Nichtvorhandensein des »Franz Becker« festgestellt hatte und demnach vom verleumderischen Charakter des Briefes überzeugt war, nicht als Beschuldigter gegenüber, sondern als Anzeiger, welcher gegen einen unbekanntem Täter, der eine Verleumdung begangen hatte, die Unterstützung der Polizei verlangte. Ich zögerte aber durchaus nicht, zu bekennen, daß nicht die Zumutung der Gesinnung, die mir in dem verleumderischen Brief nachgesagt wurde und zu der ich als zu dem Wunsch nach einem Aufhören des Mordens mit ganzem Herzen stünde, meine Abwehr herausfordere, sondern ausschließlich das Ansinnen einer Dummheit, die — noch dazu mit den Worten: »Meine Herren Offiziere, die ich hier erblicke« — eine so aussichtslose Aufforderung an das Publikum des kleinen Konzerthausaales richtet; jedenfalls aber auch die Tücke einer Erfindung, die mir im Jahre 1915 ohne polizeiliche Intervention das Kriegsrecht an den Hals gehetzt hätte, noch heute die Möglichkeit einer Untersuchung wegen Hochverrats oder wegen Verbrechens gegen die Kriegsmacht des Staates nicht ausschloß und offenbar von einer Seite herrühre, die die Tendenz verfolgt, mich, den wegen seines gedruckten Wortes zu fassen jener Kriegsmacht nicht rätlich scheint, wegen einer Rede, deren Wortlaut hinterdrein schwer zu kontrollieren ist, irgendwelchen Instanzen auszuliefern. Solches sagte ich allen beteiligten Polizeibeamten, die mir versicherten, daß

die einzige Konsequenz des Briefes die sei, daß nun eine etwas straffere Vortragszensur eintreten müsse, da das Kriegsministerium einmal für die Vorlesungen interessiert wäre. Ich schied mit der Erklärung, daß meine Konsequenz die Anzeige gegen den unbekanntenen Verleumder und das Ersuchen sei, den Originalbrief zur Stelle zu schaffen.

Die Polizei hatte mir gesagt, daß sie dem Kriegsministerium von der Nichtexistenz eines Franz Becker und von ihrer Überzeugung, daß eine Verleumdung vorliege, telephonisch Mitteilung gemacht habe. Der folgende Polizeibericht über die Vorlesung vom 27. März ist im kriegsministeriellen Akt enthalten:

Polizeirat Dr. Brandl des Präs. Bur. der k. k. Polizeidirektion in Wien, über die Vorgänge bei diesem Vortrage befragt, setzte sich sogleich mit dem Polizeirat Dr. Klečka des Polizeikommissariates für den III. Bezirk, welcher als Regierungsvertreter diesem Vortrage beigewohnt hatte, in telephonische Verbindung und teilte Dr. Klečka mit,*) daß Kraus tatsächlich am 30. März**) 1918 vor einem Auditorium, dem etwa zur Hälfte Offiziere angehörten, einen Vortrag über moderne Kampfmittel,***) deren physische und moralische Wirkung etc. gehalten habe, welcher Vortrag, wie sich der Polizeirat ausdrückte, einen »äußerst unangenehmen, ja peinlichen Eindruck« auf ihn gemacht hatte.†) Grund zu

*) Nämlich Dr. Klečka teilte dem Dr. Brandl mit.

**) Eine Verwechslung. Oder richtig: am 27. und am 30. März. Das Kriegsministerium hat es unterlassen, nunmehr mit größerem Nachdruck die Frage nach dem 27. zu stellen.

***) Man würde demnach vermuten können, daß es sich um einen militärwissenschaftlichen Vortrag im Offizierskasino oder geradezu in der »Gasschule« gehandelt hat.

†) Unmöglich kann den Herrn Dr. Klečka, dessen menschenfreundlicher Umgangston vor Beginn der Vorlesung vom 30. (als er mich im »Künstlerzimmer« nach dem Programm fragte) eher auf eine pazifistische Denkungsart schließen ließ, meine Abweisung eines österreichischen Gasangriffes so unangenehm und peinlich berührt haben, wie dieser seine Opfer.

einem Einschreiten habe er nicht gefunden, speziell die von dem Anzeiger angeführten Worte des Schlußpassus habe er nicht gehört.*) Die anwesenden Offiziere hätten sich an den Beifallskundgebungen gleich dem übrigen Publikum beteiligt.

Pro Domo zu Präs. Nr. 11120/4 Abt. 4 v. 1918

1918 Präs. 53 3/1

Die Darstellung der Polizei scheint aber das Kriegsministerium keineswegs beruhigt zu haben. Sei es, daß der unangenehme, ja peinliche Eindruck, den schon das Kommissariat Landstraße von der Abwehr eines Gasangriffs empfangen hatte, sich an der Ringstraßenfront verstärken möchte, sei es, daß dort ein Anhänger oder gar ein guter Bekannter jenes Franz Becker saß, der den Generalstabsbericht über meine Vorlesung verfaßt hatte — es mußte etwas g'schehn. So kam das folgende Schriftstück zustande:

K. u. k. Kriegsministerium.

Wien, 10. April 1918.

An Se. Exzellenz den Herrn k. k. Ministerpräsidenten
Dr. Ritter von Seidler.

Anverwahrt beehre ich mich E. E. ein mir zugekommenes Schreiben, das sich mit einem am 30.***) März d. J. stattgehabten Vortrage des Schriftstellers Karl Kraus befaßt, mit dem dh. Ersuchen um entsprechende Feststellung des Sachverhaltes und weitere Amtshandlung zu übermitteln.

Mit Rücksicht darauf, daß dieser Vortrag die heftigsten Angriffe gegen den Krieg, das Heer und dessen Führer zum Gegenstande hatte und bei den zahlreich anwesenden Offizieren stürmische Zustimmung ge-

*) Wie sollte auch ein Passus, der am 27. nicht gesprochen wurde, noch am 30. hörbar gewesen sein?

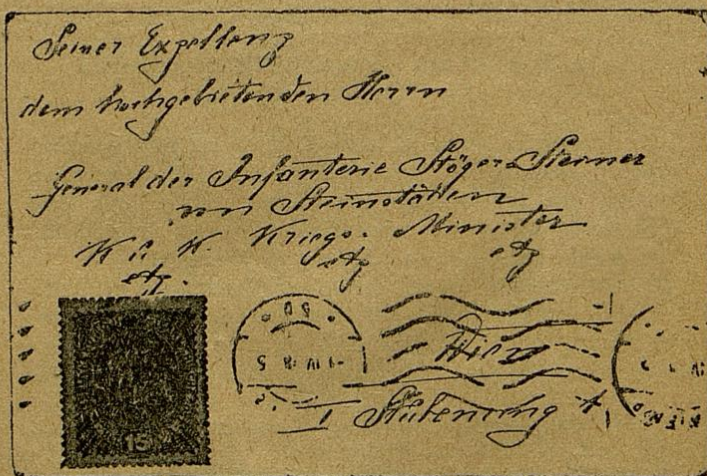
**) Das Schreiben bezieht sich auf den 27. März.

funden haben soll, beehre ich mich E. E. um gefällige Bekanntgabe des näheren Inhaltes dieses Vortrages und des Ergebnisses der Amtshandlung zu bitten. Auch wäre ich E. E. für die Namhaftmachung wenigstens einiger Offiziere, die an diesem Vortrage teilgenommen haben, verbunden.

Genehmigen E. E. etc.

Stöger-Steiner m. p.

Die Klischierung der Handschrift erfolgt in der Hoffnung, daß es irgendeinem Leser gelingen werde, den Herrn Franz Becker, dem der Herr Stöger-Steiner noch acht Tage nach der polizeilichen Feststellung, daß der ein Schwindler sei, vertraut hat, zu agnoszieren.



unbesten Worte noch abstrah.
 Ihre Schwärze begehrt werden.
 Wie könnten mich hier von Fortsch.
 stand lassen, welches den bescheide.
 wundert den Velleiteren bei sich
 gelohnt zu schätzen den Geross.
 zu machen werten hat.
 Abje sich immer Schwärze wie.
 male an ihre rächen.
 Ver sprach dieser Felsen ist ein,
 die Regierung, jegall die an die
 truncker Hause auf einen sei.
 deren Schädling der öffentl. den
 Meinung anspor ihnen zu machen
 dem Spottens des Standes ge.
 ist werden würde so ist dies
 der Herrscher der Wissen We.
 schwärze, die Fackel,
 Karl Bratt

Wien, am 27 1918

Ihre begallung

Inwiefern hat sich die Regierung auf.
 - großt ihre dem, offhand - wohl, immer
 der größten Schwärze als öffentlich.
 Art - eingetretet nach aber, gibt
 in andere Schwärze die ungetört
 von der Abgesehen ihr verstanden
 Namen weiterführen dass hier die
 separatkonstruktive Trise am ersten
 Stelle steht, wenn abgesehen Regie.
 ich, ich will als heiler Staats.
 haben nicht aufzuführ werden, sollen
 das Verhalten der Regierung diesem
 Punkt gegenüber muss mit dem

Ein rasches Entschreiben thut hier
 unumgänglich noth, als der General
 in Wien über einen and. Botschafts-
 geschäftswesen verfügt, namentl.
 ich sind aber seine Verfügungen im
 Krongerichts stück unvollständig. Demer
 letzten Verfügung habe ich auch
 beigekommen. Was habe ich aber
 Mann da eiliger müssen. Der
 Staat war er immer, wenn Besten
 soll gut die Schritte des Antrahmens
 bestanden als Offizier. Der ganze
 Vertrag bestand aus einer entworfenen
 Philipp. Ka. gegen unsere Selbstth.
 gegen das Vorgehen das der, eine
 weihen beizubringen. Ich
 Sie hörte man die antworteten
 Angriffe auf Westphalen, die
 unglücklichsten Worte für Eng-
 land und Amerikas. Für

Schlüsse aber rief der Vertragene
 — ich war im maasbever beugung
 darum habe ich mir diese Worte
 wohl gemerkt — unter dem
 dem Apparat des gemeinsamen
 Antrahmens: „Merne Offizier,
 die ich hier erhalte, gehen
 Sie nicht mehr Ihre Arbeit, im
 diesem unruhigsten Krieg, so wie
 ichen Sie lieber Ihre Waffen
 und, ich, wenn Sie die Vertragene
 einen Schicksal vor die F. 10. 10.
 die Sie zu andern Vortragen.
 den ganzen ersten Machen
 Sie aus Ihrer Kraft sind mit
 ihrem Willen dem Thronen
 Machen ein Feste, die Mach.
 hat und die dieser gegen
 In diesem Tage ging es fast
 zwei Stunden, ohne dass einer

Im letzteren Falle sage
 ihn natürlich ein strafbarer
 Vorkas du Folge; er, die durch
 Entsendung eines ihrer Organe
 sich davon zu überzeugen
 hätte, dass wirklich der Text
 eingetragen wird, der ihr für
 Jemur vorgelegt wurde.

Ich habe neuer Expedition den
 Sachverhalt getreu gemeldet.
 Als legaler Staatsbürger
 bitte ich, es möge in Betrachtung
 des widerliche Wirken dieses
 Mann nicht mehr geschehen,
 sondern kräftigst bekämpft
 dort werden.

Reschungen Suer Expedition
 der Staatsbank aufgegriffen.

I
 der vielen Offiziere im Meistern
 mir im Best des Widerspruchs er-
 hohen hätte im Jänner. Am
 Schluss würde an Stell appl.
 dient.

Sie fragen, ob Best die Folge
 Name Mannens von denen Ver-
 heilungen? Nennt sie dass die

hat derselben nicht? Trant
 die sich nicht gegen denen
 Maffen vorgehen? Dies über
 liegt hier im Angehöriger hoher

Offizier und im dem Mann
 einen Vertrag für persönl. vor.
 Best, während er im Abschied
 Best immer ganz anderen Ver-
 trag hält? Dieses erweist
 mir, das Wahrscheinliche

stetiger Nachhaltung Ihres
ergebensten

Frang Berber
v. Pilgramsgasse 9

Faksimile: ein Viertel der Originalgröße.

Der Schreiber hat, wohl um beim Adressaten den Verdacht eines Aprilscherzes nicht aufkommen zu lassen, den — siehe den Stempel — tatsächlich am 1. April abgesandten Brief mit dem Datum des 2. versehen.

Die Unterstreichungen und Klammern sind vom Empfänger angebracht.

Die Antwort des Herrn v. Seidler :

K. k. Ministerpräsident
4536/M. P.

Wien, am 4. Mai 1918.

An Seine Exzellenz

den Herrn k. u. k. Wirklichen Geheimen Rat, General der Infanterie
Rudolf Freiherrn Stöger-Steiner von Steinstätten
k. und k. Kriegsminister, etc., etc.

Mit Beziehung auf das geschätzte Schreiben vom 10. April d. J., Präs. Nr. 11.122/4. Abt., betreffend einen Vortrag antimilitaristischen Inhaltes des Schriftstellers Karl Kraus, beehre ich mich E. E. nach gepflogenen Einvernehmen mit dem Herrn k. k. Minister des Innern auf Grund eines vom Präsidenten der Polizeidirektion in Wien eingeholten Berichtes Nachstehendes mitzuteilen:

Nach den Meldungen der beiden Konzeptsbeamten, die bei den am 27. und 30. März 1918, vom Schriftsteller Karl Kraus, im kleinen Saale des Wiener Konzerthauses veranstalteten Vorlesungen den polizeilichen Überwachungsdienst versahen, entspricht die Darstellung des anonymen Anzeigers —

ein Karl*) Becker ist im Hause Pilgramgasse 9 unbekannt — nicht den Tatsachen. Insbesondere hat Karl Kraus die ihm vom Anzeiger in den Mund gelegte Aufforderung an die Offiziere nicht ergehen lassen.

Im übrigen hatte Karl Kraus zwei seiner schriftstellerischen bisher jedoch in der »Fackel« noch nicht veröffentlichten Arbeiten »Das technoromantische Abenteuer« und »Für Lammasch«, die er bei den beiden Vorträgen vorlas, auch aus Anlaß des Ansuchens um Bewilligung dieser Vorträge der Zensur nicht vorgelegt: er wurde deshalb zur Polizeibehörde vorgeladen und entsprechend verwarnt.**)

Kraus hat sich erbötig gemacht, Gewährsmänner***) namhaft zu machen, die seinen Vorträgen beigewohnt haben. Über das Ergebnis der Einvernahme dieser Gewährsmänner wird der Präsident der Polizeidirektion noch berichten.

Für künftige Vorlesungen und insbesondere für die am 22. April im kleinen Konzerthausaale abgehaltenen wurde Kraus der Vortrag der Skizze »Das technoromantische Abenteuer« überhaupt untersagt und der Vortrag des Stückes »Für Lammasch« nur gegen Weglassung einiger Stellen gestattet.†)

*) Franz heißt die Kanaille.

**) Was natürlich unwahr ist. Solche Volksschulnormen mochten wohl in der Phantasie der k. k. Ämter verankert sein, gelangten aber mir gegenüber nicht zur Verwendung. Ich hätte die Polizei ohne Umschweife von dem angemessenen Recht zu »verwarnen«, das eine mehr ethische Funktion ist, auf ihr wirkliches, zu strafen, verwiesen. In Wahrheit verhält sich die Sache so, daß die Polizei, die sich den Krieg hindurch und unter dem schändlichen Druck der Militärs wohl als die einzige halbwegs zurechnungsfähige österreichische Behörde erhielt, mich ersucht hat, noch nicht erschienene Arbeiten künftig vorzulegen, während die bereits gedruckten ohne weiteres gelesen werden könnten.

***) Nicht »Gewährsmänner« zu meiner Exkulpierung vom Verbrechen des Hochverrats, sondern Zeugen zum Nachweis des Verbrechens der Verleumdung.

†) Das ist beinahe wahr. Daß das »technoromantische Abenteuer«, welches den durchaus richtigen Bericht an das Armeekorpskommando veranlaßt und ebenso auch den am 30. zuhörenden Polizeirat verdrossen hat, nachträglich für den Vortrag verboten wurde, war begreiflich. Hätte ich es vorher angemeldet, wäre dies kaum zu besorgen gewesen. Der Hinweis auf die Weglassung einiger Stellen

Der Herr Minister des Innern hält die vom Präsidenten der Polizeidirektion getroffenen Verfügungen für ausreichend und glaubt von weiteren Maßnahmen absehen zu können.

Seidler m. p.

Einsichtsvermerke:

Chef der jur. Sektion 17./5.

Feigl, G. Aud. m. p.

Präsidialbureau 15./5.

A. O. K. Feindespropaganda-Abwehrstelle 25./5.

Waldstätten, Obstlt. m. p.

Nach der Versicherung der Staatspolizei war es ihr auch in den folgenden Wochen nicht gelungen, die Becker'sche Handschrift zu bekommen. Dafür trat eine andere, keineswegs erwünschte und selbst vom abgesottentesten Kenner österreichischer Möglichkeiten nicht erwartete Wendung ein. Die Zeugen, die ich der Staatspolizei zum Beweise der Verleumdung angegeben hatte, wurden von der Militärpolizei ausgeforscht. Sie wurden in ihren Wohnungen, Hotels oder Ämtern aufgesucht, aus dem Schlaf geweckt, nach ihrem militärischen Dienst-

in der Rede »Für Lammasch« aber erweckt fälschlich den Eindruck, als ob diese Stellen wegen der den Militärs unbequemen »pazifistischen« Anschauung unterdrückt worden wären. Die Wahrheit ist, daß der damalige Polizeipräsident Geyer, der in dieser Sache sichtlich das Bestreben zeigte, etwas zu tun »ut aliquid fecisse videatur«, da ihm die Arbeit nun vor Augen war, sein Veto — gegen eine Kränkung des Herrn Benedikt und eine des Herrn Friedjung erhob. Die Polizei hat die Befugnis, Zeit- oder Ortsgenossen vor unzarter Befassung auf der Bühne oder im Vortragssaal zu schützen: da ihr eine solche nun einmal vorliege, so würde die Duldung einer Erlaubnis gleichkommen. Diese beiden Worte müßten geändert werden. So wurden denn die beiden Worte durch zwei stärkere ersetzt, deren eines dann auch für den Druck beibehalten wurde. Die Feindespropagandaabwehrstelle, die das Vaterland wahrscheinlich auch durch die Unterdrückung der ganzen Rede nicht gerettet hätte, wäre an dem erzielten Resultat wenig interessiert gewesen.

verhältnis befragt, der Neugierde der Nachbarschaft und Dienerschaft ausgesetzt und der ärgern Pein der Erwartung, daß zur Strafe für den Besuch meiner Vorlesungen und für die Geneigtheit, über ein Verbrechen auszusagen, demnächst ihre »Enthebung« annulliert, ihre »Untauglichkeit« revidiert würde und die gesetzliche Möglichkeit, aussagend gemacht zu werden, durch die ungesetzliche, einrückend gemacht zu werden, beseitigt werden könnte. Härter als sie selbst traf mich diese Erwartung, und das marternde Gefühl, durch den Gebrauch ihrer Bereitwilligkeit, mir Zeuge zu sein, ahnungslos und ohne die Vorstellung des Militärmaßes vaterländischer Willkür an das Schicksal Unschuldiger gerührt zu haben, ergriff mich mit einer Gewalt, die mir den Entschluß eingab, der Staatspolizei zu eröffnen, daß ein Schrei, wie er in Österreich noch nicht gehört wurde — meiner, von parlamentarischen Rufern verstärkten Stimme —, die Antwort sein würde, wenn die Militärgewalt, die diese Belästigung meiner Zeugen verübt hatte, wirklich Miene machen sollte, sie in Angeklagte zu verwandeln, ihnen ein Haar zu krümmen und sie als »p. u.« — wie dieses ekelhafte Blutrotwelsch die wahren Ehrenmänner zu nennen pflegte — den Schikanen ihrer Rachsucht zu überantworten. Ich machte nunmehr die förmliche Anzeige an die Staatsanwaltschaft:

3. Juni

An die

K. k. Staatsanwaltschaft

Wien

Am 1. April ersuchte mich das Zensurbüro der Polizeidirektion telephonisch, an einem der folgenden Tage vorzusprechen, um eine Mitteilung entgegenzunehmen. Am 2. April ist mir im Zensurbüro der Polizeidirektion eröffnet worden, daß ich laut einer vom Kriegsministerium der Staatspolizei übermittelten Anzeige in meiner am 27. März im kleinen Konzerthausaal abgehaltenen

Vorlesung den zahlreich versammelten Offizieren etwa die Worte zugerufen hätte: »Zerbrecht eure Säbel! Zerreißt eure Portepées!« und dgl. Die Polizei zweifle um so weniger, daß ich einen solchen Ausruf nicht getan habe, als ja ein Referat ihres Vertreters über den Vortrag vorliege, in welchem nichts dergleichen vermerkt sei, und er ja anderenfalls genötigt gewesen wäre, mich auf der Stelle zu verhaften. Da meine Frage, ob der Verfasser der Anzeige diese mit seinem Namen unterfertigt habe, im Zensurbüro nicht beantwortet werden konnte, begab ich mich in das staatspolizeiliche Departement, woselbst ich erfuhr, daß sich der Briefschreiber zwar mit Namen und Adresse unterzeichnet, aber die sofort eingeleitete staatspolizeiliche Nachforschung ergeben habe, daß ein Mann mit dem angegebenen Namen unter der angegebenen Adresse nicht existiert. Die Staatspolizei erklärte mir, daß schon dieser Umstand allein, von dem Referat des Regierungsvertreters abgesehen, den verleumderischen Charakter der Anzeige dartue und daß sie demnach keinen Anlaß habe, eine weitere Untersuchung gegen mich zu führen. Darauf erwiderte ich, daß ich selbst mich mit dieser Erledigung, so günstig sie für mich sei, keineswegs zufrieden geben könne, da ich ein großes und berechtigtes Interesse hätte, den Verfasser der Anzeige (der, wie ich später erfuhr, sich »Becker« genannt hat) zu eruieren. Ich hätte einen Verdacht in einer ganz bestimmten Richtung und wäre, wenn mir der Brief vorgelegt würde, dank der Erinnerung an viele anonyme Zuschriften, die ich seit zwanzig Jahren erhalten habe und deren Verfasser öfter entlarvt wurden, vielleicht in der Lage, den Verleumder festzustellen. Wenn die Staatspolizei keine Ursache habe, gegen mich wegen des Verbrechens des Hochverrats vorzugehen, so hätte ich doch alle Ursache, gegen das Individuum, das eine solche Möglichkeit herbeizuführen bestrebt war, wegen des Verbrechens der Verleumdung vorzugehen. Ich sei bereit, etliche Hörer jener Vorlesung als Zeugen namhaft zu machen, die zugleich mit der Aussage, daß sie den mir imputierten Ausruf nicht gehört hätten, den verleumderischen Inhalt jener Anzeige bestätigen könnten, der ja auch durch das Referat des Regierungsvertreters, durch meine eigene Aussage und schon allein dadurch bewiesen würde, daß es dem Anzeiger

nicht gelingen könnte, zu beweisen, daß ich den Ausruf getan habe. Ich entfernte mich mit der Ankündigung, daß ich demnächst eine Reihe von Zeugen namhaft machen würde. Später, knapp vor einer Reise nach Deutschland, tat ich dies auch. Als ich zurückkehrte, erfuhr ich leider, daß die von mir namhaft gemachten Zeugen zwar noch nicht von der Staatspolizei einvernommen, wohl aber von der Militärpolizei ausgeforscht worden waren. Die Gründe dieser Maßregel waren mir ebenso unbekannt wie der Staatspolizei selbst, die sich damit begnügt hatte, dem Kriegsministerium von dem Abschlusse der Angelegenheit wegen Hochverrats und von meiner Bereitwilligkeit, Zeugen zu führen und wegen Verleumdung vorzugehen, Kenntniss zu geben. Ich theilte der Staatspolizei neuerdings mit, daß ich, so quälend der Gedanke sei, daß meinen Zeugen aus ihrer Neigung und Verpflichtung, über Tatsachen auszusagen, Unannehmlichkeiten erwachsen sollten, keineswegs auf die Verfolgung eines an mir begangenen Verbrechens verzichten würde. Die Frage, in welchem Militärverhältnis der Zeuge einer von Staatswegen zu verfolgenden strafbaren Handlung steht, erscheint mir bei der Wahrheitsfindung von sekundärer Bedeutung, für welche ja doch mehr die moralische als die körperliche Tauglichkeit des Zeugen in Betracht kommt. Da ich nun von der Staatspolizei darauf aufmerksam gemacht wurde, daß eine formelle Anzeige wegen Verleumdung von mir noch nicht erstattet worden sei, so hole ich diese hiemit nach. Ich stelle den Antrag, die k. k. Staatsanwaltschaft möge die Untersuchung gegen unbekannte Täter nach § 209 eröffnen. Die Tatbestandserfordernisse dieses Paragraphen sind erfüllt, da der Täter mich »wegen eines angedichteten Verbrechens bei der Obrigkeit angegeben«, bezw. »auf solche Art beschuldigt« hat, »daß seine Beschuldigung zum Anlasse obrigkeitlicher Untersuchung, oder doch zur Nachforschung gegen den Beschuldigten dienen könnte«. Die gegen mich erhobene Beschuldigung konnte nicht nur zur Nachforschung gegen mich dienen, sondern sie hat sie tatsächlich herbeigeführt, indem ja

das k. u. k. Kriegsministerium die Anzeige der k. k. Staatspolizei übermittelt, diese mich befragt, den Schreiber festzustellen versucht, die Überwachung der folgenden Vorlesungen angeordnet hat u. s. w. Ich stelle den Antrag, die k. k. Staatsanwaltschaft möge den Originalbrief des angeblichen Becker, um dessen Auslieferung die k. k. Staatspolizei bereits, wengleich vorläufig ohne Erfolg, ersucht hat, vom k. u. k. Kriegsministerium requirieren, bezw. den Herrn Kriegsminister, der der Empfänger dieses Briefes ist, als Tatzeugen befragen. Ferner stelle ich den Antrag, mich in den Originalbrief Einblick nehmen zu lassen, damit ich, etwa mit Hilfe eines Schriftsachverständigen, durch Vergleichung mit anderen Briefen einen bestimmten Verdacht zu erhärten in der Lage sei. Sollte die k. k. Staatsanwaltschaft außer dem Referat des Polizeivertreters über die Vorlesung vom 27. März noch andere Aussagen für relevant halten, so bin ich bereit, zu den der k. k. Staatspolizei schon mitgeteilten Zeugen weitere Besucher der Vorlesung vom 27. März, eventuell durch öffentlichen Aufruf, ausfindig zu machen. Karl Kraus.

Als ich den Herren von der Staatspolizei die Neuigkeit von der Ausforschung meiner Zeugen durch die Kollegen vom andern Ressort mit allen Zeichen des Entsetzens erzählte und mit der Versicherung, daß das Interesse der Militärpolizei eine Abscheulichkeit sei, dessen weitere Betätigung ich mit einer noch nicht erlebten Vehemenz als einen der äußersten Frevel dieses Systems stigmatisieren würde; als ich ihnen vorstellte, daß es fortan offenbar unmöglich wäre, von staatswegen ein Verbrechen zu fassen, weil jeder Zeuge sich vor der Gefahr, eine Adresse für Musterungswünsche zu werden, oder sonstwie in die Fänge des Militarismus zu geraten, in Acht nehmen würde — da gaben die Herren nicht nur ihrem Erstaunen über das Vorkommnis Ausdruck, sondern sie schienen auch meinen Schrecken vor der Aussicht, die nunmehr meinen Zeugen eröffnet sei, mitzufühlen, freilich nicht ohne die Beruhigung, daß sich »ihr

eigenes staatsbürgerliches Empfinden vor dem Gedanken sträube«, ferner mit der Versicherung, daß es sich nur um einen Übergriff des Formalismus und nicht der Hinterlist handeln könne, gegen den sich die Staatspolizei als gegen einen Eingriff in ihr Gebiet entsprechend wehren werde, und schließlich mit dem Rat, einen der Zeugen, welcher am entferntesten von der gefürchteten Sphäre lebe, zur Überreichung einer Beschwerde an das Polizeipräsidium zu veranlassen. Überdies — sei ich »ja auch noch auf der Welt«; worauf ich zu entgegnen nicht versäumte, daß dieser Zustand auch nur so lange, als es das Armeeoberkommando gestattet, vorhalten werde. Es wurde unter anderm auch ein Vergleich mit der kurz zuvor gemeldeten Brutalisierung einer kranken Frau durch die Militärpolizei angestellt, und meine Frage, wie diese Behörde zur Kenntnis der Zeugenadressen komme, mit der Mitteilung beantwortet, daß der Akt, »ganz und gar auf die Verleumdung hin bearbeitet«, an das Kriegsministerium gegangen sei und daß zum Akt eben auch die Liste der Zeugen gehöre.

K. k. Pol. Dion, Wien
Präs. Büro
Nr. 54979/2

Präs. 40584/918

An den Herrn k. u. k. Stadtkommandanten
in Wien

Wien, am 2. Mai 1918

Der dem Schreiben Sr. Exzellenz, des Herrn k. u. k. Kriegsministers an Se. Exzellenz den Herrn k. k. Ministerpräsidenten zu Grunde liegende Brief war mit Franz Becker V. Pilgramgasse 9 unterzeichnet.

Ein Mann namens Franz Becker ist nun in diesem Hause gänzlich unbekannt und dürfte der Name des Anzeigers jedenfalls fingiert sein.

Nach den Berichten der beiden Konzeptsbeamten, die bei den am 27. und 30. März 1918 vom Schriftsteller Karl Kraus im

kleinen Saale des Wiener Konzerthauses veranstalteten Vorlesungen den polizeilichen Überwachungsdiens versahen, entspricht die in diesem Bericht gegebene Darstellung vom Inhalte des Vortrages nicht den Tatsachen.

Karl Kraus hatte zwei seiner schriftstellerischen, bisher jedoch in der ‚Fackel‘ noch nicht veröffentlichten Arbeiten »Das technoromantische Abenteuer« und »Für Lammasch«, die er bei den beiden Vorträgen vorlas, auch anlässlich des Ansuchens um Bewilligung dieser Vorträge*) nicht vorgelegt und wurde deshalb zum Amte vorgeladen und entsprechend verwarnt.**)

Karl Kraus hat hier nunmehr nachstehende Personen namhaft gemacht, die seiner am 27. März 1918 im kleinen Wiener Konzerthaus saale abgehaltenen Vorlesung angewohnt haben und bezeugen können, daß er die Grenzen des Zulässigen nicht überschritten und insbesondere nicht militär- und deutschfeindlich gesprochen habe. Die Zeugen sind (folgen 5 Namen und Adressen).

Die Recherchen nach dem angeblichen Becker sind im Zuge.

.

Der Akt ist an den Stadtkommandanten, der die Militärpolizei dirigiert, offenbar aus dem rein formalen Grunde gegangen, weil die Polizeidirektion mit dem Kriegsministerium auf diesem Umweg verkehren mußte. Ich hatte und habe nach der heutigen Kenntnis dieses Aktes, der wenig von meiner Absicht, gegen den Briefschreiber wegen Verleumdung vorzugehen, erraten läßt und meine Zeugen eher als Entlastungszeugen in einer Untersuchung gegen mich denn als Belastungszeugen in einer solchen gegen den angeblichen Becker vorstellt — nicht den geringsten Grund, zu bezweifeln, daß der damalige Chef der Staatspolizei und dermalige Polizeipräsident Schober, der im Krieg einer der wenigen Menschen in Österreich

*) Das Ansuchen um Bewilligung eines Vortrags bestand in der Anmeldung des aus feuerpolizeilichen Gründen wahrzunehmenden Termins und in der Darbietung eines Stempels.

**) Siehe eine vorangehende Anmerkung.

war, die Mut vor dem Armeeoberkommando bewiesen haben, von der Wirkung seiner Zuschrift an den Stadtkommandanten ehrlich überrascht und beunruhigt war. Vielmehr ist ohneweiters zu glauben, daß er, der in seiner Stellung der Begehrlichkeit der Militärs ebenso ausgesetzt wie durch den Rückhalt einer unbeugsamen Menschlichkeit gewachsen war, bei Abfassung des Aktes vor allem an den Erfolg gedacht hat, durch Anführung der Zeugen, durch meine Exkulpierung, die die Generaille eher beruhigen konnte als der Hinweis auf meine Anzeige, die sie durch den umgekehrten Spieß vielleicht gereizt hätte, wengleich kein Unheil — das ja ohne die Mitwirkung der Zivilbehörden nicht mehr zu verhängen war —, so doch manche Plage von mir abzuwenden. Er hatte freilich nicht bedacht, daß die eigene Plage erträglicher sei als die fremde, an der man sich die Schuld gibt; verstand es aber nachträglich. Sein Bedauern, als er von dem nicht beabsichtigten Effekt Kenntnis bekam, war etwa ein: »Man lernt mit diesen Herren nicht aus!«; es zu verschweigen hieße ihm Unrecht tun. Daß seine Absicht anständig war, scheint mir gerade aus der Angabe hervorzugehen, ich hätte mich erbötig gemacht, Zeugen dafür namhaft zu machen, daß ich »nicht militär- und deutschfeindlich gesprochen habe«. Nie habe ich solche Zeugen angeboten, nie hätte ich solche finden können; und keiner meiner Zeugen hat eine Angabe beglaubigt, die nicht nur in auffallendem Gegensatz zu meiner notorischen Haltung, sondern auch zu der Aussage jenes Polizeirats Dr. K. und zu dem Bericht jenes nichtgenannten Hörers an das Armeeoberkommando gestanden wäre. Aber das Armeeoberkommando, das nicht einmal auf die Idee kam, das »technoromantische Abenteuer« in der Fackel nachzulesen, geschweige denn zu dem Entschluß, die Fackel einzustellen, mußte nun überzeugt sein, daß einer der größten

Verehrer des Erzherzogs Friedrich angeschwärzt worden sei. Mit meinem Wissen hätte natürlich nie ein solches Entlastungsmoment in einem von mir handelnden Akt Aufnahme finden können; aber ich kann dem Beamten, der die psychischen Verhältnisse im Stadtkommando besser überschauen konnte, wengleich er sie für das Interesse meiner Zeugen übersehen hat, für sein Wohlwollen nur dankbar sein. Daß er mit der Nennung der von mir gestellten Zeugen bloß die Tätigkeit der Staatspolizei in dieser Sache abschließen und nicht etwa den erbärmlichen Wunsch des Kriegsministers nach der »Namhaftmachung wenigstens einiger Offiziere« in diesem reduzierten Grade befriedigen wollte, daran zweifle ich ebensowenig wie an der Unanständigkeit und Unmenschlichkeit jeder Regung, die im Bereich der k. u. k. Armeeverwaltung in diesen schaudervollen Jahren betätigt worden ist. Und auch an der militärischen Feigheit, die, irgendwie in Kenntnis gesetzt von meinem deutlich bekundeten Entschluß, über die persönliche Sicherheit meiner Zeugen zu wachen, deren Antastung nur aus Furcht vor meinem schließlich nicht unterdrückbaren Wort und vor dessen Unterstützung durch einen parlamentarischen Skandal Gott sei Dank unterlassen hat.

Ich wartete auf den ersten Erfolg meiner Anzeige an die Staatsanwaltschaft, der die Herbeischaffung des Originalbriefes sein mußte, und war gespannt auf das Ergebnis der Probe, auf die ich den Rechtsstaat zu stellen unternommen hatte. Hätte er vor der Militärgewalt wie in so vielen Fällen auch hier abdiziert — und es bestand immerhin die Vermutung zu Recht, daß im Kriegsministerium der Franz Becker sich besseren Credits als ich erfreue —, so wäre das Ende ganz harmonisch gewesen. Das Gericht, das nach dem Verleumdungsparagraphen zu judizieren hätte, wird zu dem Bekenntnis genötigt, es könne nicht,

weil ein Feldwebel den Richterstuhl im gegebenen Augenblick wegzieht oder weil die Themis die Binde schon um den Hals trägt. Ich war darauf aus, die Situation des Staats im Krieg ihn bis zur letzten Konsequenz ausleben zu lassen. Ich sah damals auf einer Fahrt einen verkleideten Mann in ein Zivilcoupé eindringen und unter Hinweis auf seine Uniform die Zivilisten hinausweisen; und es war ein Auditor. Hätte er mir die Zumutung gestellt, ich hätte mich in ein lebloses Hindernis verwandelt, das sich nur entfernt, wenn man es fortschafft, weil es keinen Willen hat zu weichen; und Widerstand wäre nicht allein nutzlos, sondern bejahte die Gewalt. Sie, mein Herr, haben nicht nur die Uniform, sondern auch einen Säbel, Sie haben auch die Möglichkeit, gegen mich giftige Gase oder Flammenwerfer oder sonst eins der von der Haager Konvention erlaubten oder nicht erlaubten Mittel anzuwenden, Krieg ist Krieg, aber ich weiß, Sie werden sich damit begnügen, mich hinaustragen zu lassen. Bis zu diesem Punkt wollte ich die Justiz bringen; ich wußte, sie würde nicht freiwillig weichen, aber auch keinen sinnlosen Widerstand versuchen. Sie wäre gezwungen, sich in der gegebenen Situation zu ihrem vollen Unvermögen zu bekennen. Die Militärs würden, wenn sie schon auf mich verzichten mußten, ihren Becker nicht preisgeben; sich im Notfall der Beseitigung eines Beweismittels schuldig machen, den Verdacht der Mitschuld an der Verleumdung auf sich nehmen und die dann ausgedehnte Strafanzeige so verlachen wie den ersten Schritt. Da geschah das Unerwartete, das immerhin schon bedenkliche Schlüsse auf die militärische Lage zuließ. Als ob für ein Reich, dessen Mauern wankten, im letzten Augenblick das Fundamentum der Gerechtigkeit zu Ehren kommen sollte. Der Kriegsminister verschloß sich nicht mehr der Erwägung, daß Justiz Justiz sei,

sondern lieferte den Brief aus, die Staatspolizei verständigte mich von diesem Erfolg und übersandte mir ein von ihr hergestelltes Photogramm, das ich schon zu reproduzieren in der Lage gewesen wäre, ehe mir mit dem ganzen Akt der Originalbrief zur Verfügung stand. Es hätte nicht erst der Revolution bedurft, um dem Franz Becker, hinter dem sich heute einer der tüchtigsten Republikaner verbergen dürfte, die Überraschung zu verschaffen, seinen Brief in der Fackel veröffentlicht zu sehen. Doch wäre es nun wahrhaftig ein verdienter Lohn für die Mühe, die er mir gemacht hat, wenn man des Schurken habhaft werden könnte, dem man ja schließlich die Kerkerstrafe im Wege des außerordentlichen Milderungsrechts in ein paar Ohrfeigen umwandeln könnte. Für die größere Mühe freilich, die sich die österreichischen Militärgewaltigen mit dem Herrn Franz Becker gegeben haben, könnte man sie nicht entschädigen, und auch nicht für ihre Enttäuschung, daß sie durch den Zusammenbruch des Reiches verhindert wurden, die Angelegenheit weiterzuverfolgen. Eine verkürzte Übersicht zeige, wie viel Arbeitskräfte am Werke waren, um in einer Zeit, in der der Abfall Bulgariens Tatsache wurde und man in Baden ohnehin mit Mullatschaks Hals über Kopf zu tun hatte, das Wichtigste in Ordnung zu bringen:

Der Weg des Aktes:

Präs. Nr. 11122/4. Abt.
Sehr dringend.

Verfasser Dr. Stoklasa, Hptm. Aud.

von da zum Oberst Aud. Vlach,

dann zum Chef des Präsidialbureaus General Borotha.

Eingesehen vom Chef der juridischen Sektion, dann zur

Aushebung der internen Nummer 434 Res. v. 17.

Zum Präsidialbureau politische Gruppe und zum
A. O. K.-FAST, sprich Armeecoberkommando Feindespropaganda-
abwehrstelle.

Dort zuerst von General Waldstätten eingesehen und gefertigt, dann vom Baron Arz, Chef des GStb. eingesehen und gefertigt. Zum Schluß mit Auskunftsbogen, Gutachten etc. ins Kriegsarchiv und zum Skontro mit dem Auftrag, den Akt am 1./6. dem Verfasser Hptm. Aud. Stoklasa wieder vorzulegen.

Man würde jedoch fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß damit die arme Seele a Ruh hatte. Österreich wurde liquidiert, aber der Akt, der Akt war noch nicht abgeschlossen. Man wartete im Kriegsministerium, das Staatsamt für Heerwesen pochte schon ans Tor — solange der Akt nicht abgeschlossen ist, gibt's keine Republik und eo ipso keine Würschtel. Ein Ministerpräsident hatte einmal versprochen, über das Ergebnis der Einvernahme der »Gewährsmänner« zu berichten, sein Nachfolger wird das doch nicht vergessen haben! Mit nichten:

K. k. Ministerpräsident Wien, am 31. Oktober 1918.
10. 632/M. P.

An Seine Exzellenz

den Herrn k. u. k. Wirklichen Geheimen Rat, Generaloberst
Rudolf Freiherrn Stöger-Steiner von Steinstätten,
k. u. k. Kriegsminister etc.

Im Verfolge der hierortigen Note vom 4. Mai 1918, Zl. 4536/M. P. beehre ich mich mit Beziehung auf das geschätzte Schreiben vom 10. April l. J., Pr. Nr. 11.122/4 Abt., betreffend einen antimilitaristischen Vortrag des Schriftstellers Karl Kraus, auf Grund eines mir vom Ministerium des Innern zur Kenntnis gebrachten Berichtes der Polizeidirektion in Wien, vom 13. Oktober 1918, Pr.-Z. 56854/K mitzuteilen, daß zufolge der gepflogenen polizeilichen Erhebungen das seinerzeit hieher übermittelte Schreiben in seinen Angaben über straffällige Äußerungen Kraus' gelegentlich seiner Vorlesung am 27. März 1918, im Konzerthausaale, den Tatsachen nicht entspricht.

Die Polizeidirektion hat mehrere Privatpersonen, welche der Vorlesung angewohnt haben, einvernommen und von ihnen

übereinstimmend die Aussage erhalten, daß sich die von Kraus vorgetragene Stücke wohl im Rahmen pazifistischer Gedankengänge bewegten, aber nicht den Inhalt hatten, wie ihn das Schreiben angibt. Kraus habe lediglich vorgelesen, nicht aus dem Stegreife gesprochen und die ihm zugeschobene Aufforderung an die Offiziere: »Ziehen Sie nicht mehr Ihre Säbel in diesem verruchten Kriege, zerbrechen Sie lieber die Waffen und schleudern Sie die Portepées jenen Schurken vor die Füße, die Sie zu weiterem Blutvergießen zwingen wollen. Machen Sie aus Ihrer Kraft und mit Ihrem Willen dem tierischen Morden ein Ende! Die Menschheit wird Sie dafür segnen!« oder auch nur eine ähnliche Äußerung nicht gemacht.

Das Schreiben beehre ich mich im Anschlusse zurückzustellen.

Lammasch m. p.

Am Tage der Nationalversammlung! Und diesen Bericht hat eben der Mann erlassen, dessen »Verherrlichung« das Armeeoberkommando zur Mobilisierung der Ämter und zur Bereicherung der allgemeinen Aktenlage gespornt hatte. Einer, der nicht kriegs- und bündnisfreundlicher war als ich und der dem Gasmittelgebrauch nicht mehr Geschmack abzugewinnen wußte. Österreich hat einmal wirklich die Konsequenz gezogen. Usque ad finem und darüber hinaus. Nun blieb nur noch dies und das einzutragen.

Einsichtsbemerkungen.

Dient zur Kenntnis — nichts zu verfügen.

Chef d. jur. Sektion:

16./11. 18. Feigl, G. Aud. m. p.

In der 4. Abt. bearbeitet 9./11. 18.

Dr. Maschka, Oberst Aud. m. p.

Vidi: Dr. Stoklasa, Aud. 9./11.

Ad Acta 18./11. 18.

Also an einem Tage, an dem auch Österreich schon ad acta gelegt war.



